740001

Kartei Nr. 74 Inhalt - Vergessene Handwerke
Ausgestorbene Bräuche

740002

Ausstehende Briefe

Jr. Hbla. 12.8.87



Gustav Hartmann gehört zu den letzten Muldenhauern. Aufn.: Viola Hauschild

rd

ch für Anfänger (33)
ls Hobby
inkelfotografie (2)
ideomacher (10)
visuelle Gestaltung
jouer avec nous (33)
straße (Wh)
skar und Bibo (28)
Filter extra
Lewis and the News
ythek
alitäten aus Fernost
Christine Niklas und
Pütz
schau
urger Journal spezial
ng: Ralf Reck
e
er (3/Wh)
ichard Burton, Gem-
raven, Vanessa Red-
Miguel Herz-Kestra-
Cyril Cusack, Richard
, Marthe Keller u. a.
im Licht-Spiel (7)
isdreieck
ilm, Deutschland

Gustav Fröhlich, Heli
nzeller, Hilde Sessak,
Gentschow, Oskar
Paul Hoffmann u. a.
R. A. Stemmle
Vorschau)



Gefühle unter Verschluß

David Hares Filmdebüt „Wetherby"

II, 22.10. In der englischen Kleinstadt Wetherby führt die Lehrerin Jean Travers ein harmonisches Leben. Es gerät aus den Fugen, als ein ihr kaum bekannter junger Mann in ihrer Küche erscheint und sich erschießt. Warum hat er vor einer Zeugin Selbstmord begangen? Und warum hat er ausgerechnet sie gewählt?

Diese Fragen stellt auch der akademisch geschulte Inspektor Langdon. Und allmählich blättert die Schutzschicht ab, mit der die so zufrieden wirkende, gebildete, disziplinierte, allseits geschätzte und rundherum emanzipierte Frau ihre Gefühlswelt umgeben hat. Was sie mit dem Toten verband, der am Vorabend erstmals in ihrem Cottage aufgetaucht war, um sich als ungeladener Partygast unter ihre Freunde zu mischen – das wird in komplizierten Rückblenden auf beider Dasein psychologisch erhellt: So, wie er eine unglückliche Liebe nicht verwinden konnte, ist auch sie einst durch einen Verlust im Innersten verletzt worde Erinnerung an Leidensc in zwanzig Jahren verdrä den Konventionen der „h vinz eingerichtet.

Mit „Wetherby" gab d Dramatiker David Hare Kinodebüt und gewann den „Goldenen Bären" de Kritiker meinten, gerade trackte Erzählweise" sorg nung, weil der Betrachter den Standpunkt des Be zurückziehen könne. In d es dem Autor und Regisseu um die Lebenslügen frus tellektueller, sondern um ten Zustand einer ganz schaft, was er auch durch Seitenhiebe verdeutlicht Film nicht als kunstge Krimi mißverstanden we ist aber vor allem der Hauptdarstellerin Vanessa zu verdanken. Daneben ersten Rolle: ihre Toc Richardson als junge Jean.

Hessen III

18.00 Sesamstraße; **18.33** Ich trage einen großen Namen; **19.20** Hessenschau; **19.57** Drei aktuell; **20.00** Stadtgespräch in Lich; **21.30** Drei aktuell und Sport; **22.00** Lindenstraße (88); **22.30** Hessen Drei unterwegs: Wie viele Röcke trägt die Schwälmer Braut? **22.45–23.00** Es war 1942 . . .: Janusz Korczak geht mit den Kindern seines Waisenhauses nach Treblinka

RTL plus

15.20 Musicbox; **17.20**
17.25 Die Springfield Sto
6 vor 6; **18.00** Jetzt ist Fei
18.35 Mode für Herbst u
ter; **18.53** 7 vor 7; **19.22** K
19.30 Insiders: Einsame
(3); **20.15** Spiel/Filmv
20.30 Ringo, such dir ein
zum Sterben, Spielfilm
1968), mit Jeffrey Hunter
Petit, Piero Lulli u. a.
Hugo Fregonese; **22.1**

Durchaus zeitgemäß:

Bauen mit Lehm und Stroh

Restaurierung nach alter Methode

Zartbesaitete Gemüter würden sich von so einer Baustelle mit Grausen abwenden: überall in dem alten Fachwerkhaus ist es unbeschreiblich schmutzig. Lehm und Stroh liegen auf dem Fußboden der Tenne, hellbraune Lehmbrühe tropft unablässig von den Wänden und Decken. Und die Bauhandwerker selbst würden – als „wilder Kerle" – gewiß in jede Fernsehserie übers Mittelalter passen. Doch so abschreckend der Bau für Besucher sein mag, die ihre Erwartungen an eine Baustelle an der Sterilität eines modernen Betonbaus geschult haben, – für Fachleute des restaurierenden Bauens ist es so aufregend, daß der Dreck nicht stört. Das gilt auch für die Bauherren, die ein altes Fachwerkhaus preiswert und baubiologisch vernünftig erhalten wollen.

Es ist die Baumethode, die für den wilden Schmutz auf dem Bau sorgt. Denn was da zwischen die Gefache des Eichengebälks kommt, ist Lehm und Stroh. Lehm und Stroh hat man auch früher zum Bauen benutzt. Da wurden die Gefache zunächst mit Eichenstäben und





Die Lehm-Stroh-Masse wird per Hand oder mit einem Balken in die Gefache gestopft.

Weidengeflecht ausgefüllt und darauf der Lehm, mit einem gewissen Anteil Stroh, aufgebracht. Diese „Schwerlehmmethode" ist heute weiterentwickelt worden.

Die Handwerker der alternativen Baugruppe „Lehm, Steine, Kelle" aus dem Oldenburgischen haben an einem Fachwerkhaus in einer Randgemeinde Hannovers demonstriert, wie man's macht: ein Vierständerhaus aus dem Jahre 1796 sollte zu Wohnzwecken umgebaut werden. Die Planungsgruppe „Stadt und Haus" aus Hannover fertigte zunächst ein verformungsgetreues Aufmaß an, das den wirklichen Zustand des Hauses in allen Senkungen und Hebungen der Balken, in Rissen und Brüchen, aber auch die gesunden Stellen zeigte. Die Schwelle des Hauses (also jene Balken, auf denen die Holzkonstruktion wie auf einem Fundament ruht) mußte weitgehend erneuert werden. Dazu wurde das Fachwerk abgestützt – und unter dem jetzt „hängenden" Haus die Schwelle erneuert.

Nachdem alle maroden Gefache entfernt und das Gerippe des Bauwerks freigelegt war, kamen die Zimmerleute an die Reihe. Aus alten Fachwerkbalken wurden nach Bedarf Ergänzungen oder Ersatzstücke geschnitten. Der Vorteil der alten Balken: der Schädlingsbefall im Splintholz ist vorbei, das abgelagerte Holz bleibt formgetreu. Danach trat die Baugruppe „Lehm, Steine, Kelle" in Aktion.



Kontrolle: Ist die Masse schon trocken?



Dieses Fachwerkhaus wird nach einer uralten Baumethode restauriert. Aufn. (4): Jan Brinkmann

Innen und außen wurden an den Balken des Fachwerks Schalungen angebracht – außen direkt auf den Eichenbalken, innen auf einem Schalgerippe, das die Wand etwas voluminöser und stabiler macht. In diese Schalung wurde dann ein spezielles Gemisch von Hand eingestampft.

Dieses Gemisch wurde aus Roggenstroh und einer Lehmschlämme hergestellt. Die alternativen Handwerker legten Wert darauf, daß das Roggenstroh aus vorjährigem, biologischem Anbau stammte – keine einfache Aufgabe für den Beschaffer, wie man sich denken kann. Das Unbelastetsein von chemischen Giften hat aber in der Tat Vorteile, denn wenn das Stroh schließlich ein bis zwei Tage in der Lehmbrühe liegt, nimmt es den Lehm besser auf und verliert seine natürliche Elastizität schneller.

Nach der Zeit in der Lehmmulche läßt sich das Stroh mit Leichtigkeit in Form bringen. In die Schalung gestampft erstarrt es recht schnell zu einer fasrigen Wand, die schon nach kurzer Zeit ohne Schalung steht.

Bis zur Weiterverarbeitung mit Innenputz und Kalkfarbe außen muß jetzt aber mit Geduld gewartet werden. Einige Monate verstreichen, bis die Wände durch und durch trocken sind. Danach kann das farbige „Make-up" aufgetragen werden und für den letzten Schliff sorgen.

Homogene Wände wie diese sind baubiologisch günstig. Ihre Dampfdurchlässigkeit ist gut. Taupunktprobleme – wie bei einer isolierenden Innenschale – gibt es nicht. Und der Bauherr hat zudem das schöne Gefühl, seinem Haus die Ehre einer denkmalgerechten Erneuerung angetan zu haben. ja

Verantwortlich: Helmut Busse

740006



STELLMACHER

Der niedersächsische Heidbauer und sein Wald

Im Wald wurde „gehöltert" – nach dem Holzmarkt gefeiert

Bauholz wurde in Sägekuhlen auf den Höfen selbst zugeschnitten

Seit eh und je fühlte sich der niedersächsische Bauer mit seinem „Holte", dem Walde, und vor allem mit seinen „Eeken" eng verbunden. Wenn es auch hieß „is de Boom grot, is de Planter dot", so ließ er ihm doch stets eine sorgsame Pflege angedeihen. Den ganzen Winter über gingen früher bei jedem Wind und Wetter Bauer und Knecht zusammen „up'n Holte", um Nutz- und Bauholz zu schlagen, obschon man im Volksmund sagte: „wenn'n Buur 'n Boom haun'n mutt, blöt ehm dat Harte".

Was aber nutzte es, eine neue Scheune war fällig, Stall und Spieker mußten „uteflickt waren". Bis zum 20. Januar hörte man mit dem Durchforsten nicht auf, danach verrichtete man nur noch Klein- oder Aufräumungsarbeiten im Walde. Bauholz wurde zuerst geschlagen, denn „Sebastian lett den Saft in de Bööme gahn". Manche umsichtigen Leute ließen ihr Bauholz danach noch vier Wochen im Dorfteich liegen, damit auf keinen Fall der Wurm hineinkam.

Die Arbeit des Holzhauers war in früherer Zeit viel schwerer als heute. Wie schnell ist jetzt ein Baum mit der Motorsäge „umgelegt", während einstmals die Hölter erst mit der Axt eine Kerbe in die Fallseite des Baumes hieben und dann mit lang kräftigwuchtigen Axthieben den Stamm zu Fall brachten. Auch lag früher dem Holzhändler und dem Bauern viel daran, das letzte Wurzelstück auch noch herauszuhauen.



Die Arbeit in der Sägekuhle war anstrengend, aber geldsparend. – Nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1792. Archiv Seifert

Ein alter Holzhändler soll gesagt haben: „Baben sitt dat Holt, ünnen sitt dat Gold", weil einstmals, als es noch keine Gas- oder Ölheizungen gab, das kienige Wurzelholz als „Anmakeholt" viel und gerne gekauft wurde.

Die Holzhändler selbst oder ein alter Vorarbeiter konnten die Festmeter auf dem Stamm schon so genau schätzen, daß sie beim Durchgehen des Bestandes sich ein richtiges Bild machen konnten über das Geld, das sie dem Bauern zu zahlen hatten, wobei vorerst zünftig gefeilscht wurde, bis man „schlicht um schlicht" einig war und den Kauf durch einen kräftigen Handschlag und einen „Schluck ut de Pulle" besiegelte. Dann rückten die Holzhauer heran. Den großen Blechtopf zum Kaffeekochen, den sogenannten „Winser Pott" brachten sie mit. Im „Holter" steckte ein deftiges Frühstück, auch fehlte die „Köhmbuddel" nicht, und nachdem man sich am offenen Feuer mit einer gründlichen Mahlzeit äußerlich und innerlich aufgewärmt hatte, ging es tapfer an die Arbeit des „Utästen".

Schwierig war das Herausbringen der langen Stämme mit den Pferden zum Langholzwagen, da gab es lautes „Hü" und „Hott", und auch manch kräftigen Fluch. Noch schlimmer waren die tiefen, ausgefahrenen Wagengeleise, die „Klammtröge". War ein beladener Holzwagen in solch einer Wagenspur festgefahren, so mußte erst alles abgeladen werden; man konnte froh sein, wenn man das leere Gefährt glücklich wieder heraus hatte. Das mühsame „Upladen" bergann nun von neuem.

Dicht beim Hofe waren früher die „Sägekuhlen". Auf zwei starken Blöcken lag der Baum, ein Handbaum mit einer Kette hielt ihn durch sein Gewicht, und rittlings stand der eine Säger oben über dem Baumm der andere unten in der Grube. Wobei dem oberen bald die Arme lahm wurden, dem unteren aber die Sägespäne in die Augen fielen. So schnitt man sein Holz selbt baugerecht. Oft wurden die langen Fichten in „Schwapen" zersägt. Diese Latten brauchten die Marschbauern zum Zäunen ihrer Weiden.

In manchen niedersächsischen Großdörfern, so etwa in Handeloh, Kreis Harburg, fanden früher große Holzmärkte statt. Auf den alten Bauernhöfen wurden die weitläufigen Holzplätze gezeigt, auf denen die Heidjer ihr Holz lagerten, bis es die Marschbauern an Markttagen mit ihren Gespannen abholten. Dann ging es hoch her, nicht nur in den Krügen, auch auf allen Bauerndeelen wurde gefeiert und getanzt – es war das alte niedersächsische winterliche „Holtfest".

Gerhard Seiffert

740008

In Braunlage raucht bald wieder ein Kohlenmeiler

21.6.78

r. Braunlage

Die Holzköhlerei, ein im Harz seit über fünf Jahrzehnten ausgestorbenes Gewerbe, wird im August in Braunlage (Kreis Goslar) als Fremdenverkehrsattraktion wieder aufgenommen. Die Köhlergesellen Cohrs aus dem Solling und Wiese aus Goslar, beide schon hochbetagt, haben sich der Kurverwaltung Braunlage zur Verfügung gestellt und in der Nähe des Hasselkopfes rund 70 Raummeter Buchenholz zu einem mächtigen Meiler aufschichten lassen. In einem vierwöchigen Kohleprozeß sollen 80 bis 90 Zentner handgebrannte Holzkohle entstehen.

Der Wiederbeginn der Köhlerei war nicht ganz einfach. Zunächst mußte ein geeigneter Standort für den Meiler gefunden werden, dann galt es, das richtige Holz zu beschaffen. Und schließlich mußten fachkundige Männer gewonnen werden, die den brennenden Meiler vier Wochen lang Tag und Nacht bewachen, damit er nicht in Rauch und Asche aufgeht.



Wenn der Meiler im August raucht, muß er Tag und Nacht bewacht werden.

Vier Wochen glimmt es jetzt im Meiler still vor sich hin

Köhlertage in Braunlage / Eine alte Tradition soll belebt werden

Von Nina Börnsen

nb. **Braunlage**

Der Wind kam aus Südwest und stand somit günstig für das Unternehmen. Denn ob ein Kohlenmeiler in Gang kommt oder nicht, ist eine Wissenschaft für sich. Selbst im Harz, wo die Holzköhlerei jahrhundertelang im großen Umfang betrieben wurde, gibt es heute nur noch wenige Menschen, die sich auf das Handwerk verstehen. Kurverwaltung sowie Kur- und Verkehrsverein Braunlage haben jedoch noch zwei betagte Köhlergesellen aufgetrieben, mit deren Hilfe sie eine Idee verwirklichten, die sie selbst als neue Fremdenverkehrsattraktion werten: In der Nähe des Hasselkopfs kohlt jetzt vier Wochen lang ein Meiler vor sich hin.

Ein unscheinbarer Hügel, etwa drei Meter hoch und 20 Meter im Durchmesser, mit Grassoden bedeckt, war in mehrtägiger Arbeit am Rand einer Wiese nach allen Regeln der Köhlerkunst aufgeschichtet worden. Die Regeln hatten die beiden Köhlergesellen Heinrich Kohrs aus Delliehausen im Solling, 82 Jahre alt, und Ernst Wiese aus Goslar, 73 Jahre alt, vermittelt. Fast täglich, so berichtet Günter Duderstadt, pensionierter Landwirt, Mitglied des Kur- und Verkehrsvereins Braunlage und nach ausgiebigem Studium einschlägiger Bücher Amateurköhler, war während der Aufbauarbeiten mit Kohrs im Solling telefoniert worden. 70 Raummeter Buche wurden fachgerecht aufgeschichtet.

Als jetzt der 70jährige Arthur Oelze, selbst früher Waldfacharbeiter, der jedoch vom Großvater viel vom Köhlerhandwerk gelernt hat, mit einem langen Stecken den Meiler ansteckte, verwandelte sich der Hügel für kurze Zeit in einen Miniaturvulkan. Rauch stieg in einem breiten Strom aus der Kuppe und wurde sofort vom Wind in Richtung Nordwest auf die Schaulustigen abgetrieben.

Wiese, der 1937 seinen letzten Meiler in Zorge im Harz angezündet hatte, kennt sich in seinem Handwerk jedoch noch aus. Auf seine Anweisung wurden weitere Soden und Erde auf den Hügel geworfen. Allmählich wurde der Rauch nach unten abgedrängt. Als er zwei Stunden später als breiter weißer Teppich aus dem Saum des Meilers quoll, die Beteiligten sich Schweiß und Tränen aus dem Gesicht wischten, bestätigte Wiese, daß alles seinen rechten Gang gehe. Und während jetzt die Urlauber dem Abendbrot zustrebten, rüsteten sich die echten und Amateurköhler zur Nachtwache, die zu diesem Handwerk gehört.

15 000 Mark, abzüglich der ehrenamtlichen Arbeit, kostet heute nach den Worten des Braunlager Kurdirektors Waldemar Banse der Aufbau eines Meilers dieser Größe. 70 bis 80 Zentner Holzkohle werden nach vierwöchigem „Kohlen", das heißt Vorsichhinglimmen, die Ausbeute sein. Die Kurverwaltung Braunlage will sie, verpackt in werbeträchtigen Pappkartons, zu einem „soliden Preis" – so Banse – als Souvenir verkaufen. Die sommerlichen Köhlertage sollen hier zum festen Bestandteil des Fremdenverkehrsprogramms werden.

Handgemachte Holzkohle können übrigens Feriengäste auch aus dem Solling mitnehmen. Anfang Juli hat hier Köhler Heinrich Kohrs schon einen Meiler angezündet, dessen Produkt bereits vorliegt.



Köhler Ernst Wiese (links) und Arthur Oelze bringen den Meiler in Gang.

Aufn.: Helmut Krietzsch

Nach absolvierter Lehrzeit war eine Tonne Bier fällig

Erinnerung an das Barbier-Amt zu Nienburg vor 300 Jahren

Aus Anlaß ihres 75jährigen Bestehens feiert die Friseur-Innung des Landkreises Nienburg heute abend in der „Schweizerlust" Liebenau einen Festball. Dies gibt Veranlassung, einen Blick in die Vergangenheit des Nienburger Friseurgewerbes, und damit verbunden, in die Geschichte des Nienburger Handwerks allgemein zu werfen.

Wenn das Friseurgewerbe des Kreises Nienburg in diesem Jahr auf eine 75jährige Tradition ihrer Standesvereinigung – der Innung – zurückblickt, so ist damit nicht gesagt, daß vor dieser Zeit ein derartiger Zusammenschluß von Friseuren, Barbieren oder auch Badern – wie sie sich nannten – nicht bestanden hätte.

Im Nienburger Stadtarchiv liegt eine Abschrift des Privilegiums von Herzog Georg Wilhelm zu Braunschweig und Lüneburg für das Barbier-Amt zu Nienburg vom 28. Juni 1666.

Aus dem Inhalt ist zu erkennen, daß dieses wohl das erste Privilegium ist, das diesem Gewerbe für die in der Stadt Nienburg wohnenden Friseure verliehen wurde. In einem dem Aktenpaket beiliegenden Schreiben der Hamburger Kollegen an viele Städte des Reiches gaben sie ihre Meinung und ihren Entschluß bekannt, wegen verschiedener Mißbräuche in Zukunft keinen Gesellen mehr zu beschäftigen, der nicht bei einem „Erlichen Meister eines beschloßenen Ambtes gelernet, und deßwegen ein Testimonium unter des Ambts Siegel vorzeigen könte".

Und so bitten die Nienburger beim Landesfürsten in Celle, „ihnen einen Ambtsbrief in Gnaden zu ertheilen".

Daraufhin verleiht der Herzog das Privilegium, in dem in 33 Artikeln die Rechte und Pflichten der Barbiere aufgeführt sind.

Nur vier Meister

Gleich zu Anfang wird festgelegt, daß in der Stadt Nienburg nur vier Meister sein dürfen. Wer die Meisterwürde erlangen will, hat sich allen Amtsgenossen bei einer Zusammenkunft vorzustellen, acht Schilling in die Amtslade zu geben und durch seinen Geburts- und durch den Lehrbrief vorzuweisen, „daß er echt und recht von Erlichen unberüchtigen Eltern geboren, er auch seine Lehr Jahre ehr- und redlich außgehalten undt vollbracht, sich auch sonst der Gebühr bezeiget".

Sämtliche Meister der Zunft – hier Amt genannt – haben zu den Zusammenkünften zu erscheinen, andernfalls wird ihnen eine Strafe auferlegt. Diese Strafen bei Nichtbefolgung der vorgeschriebenen Artikel liegen zwischen einigen Mariengroschen und einem Reichsthaler. Auch wird schon einmal zur Bestrafung die Beschaffung einer oder einer halben „thonne Breühan" auferlegt (Bier; eine Tonne = etwa 100 Liter).

Hat der angehende Meister schließlich das Bürgerrecht der Stadt erworben, kann er sein „Meisterstück" anfertigen, eine meisterliche Handfertigkeit, die ihm von den zünftigen Amtskollegen vorgeschlagen oder auch vorgeschrieben wird.

Wenn der Kandidat die Prüfung im Beisein aller Meister bestanden hat, wird er in das Amt aufgenommen und muß mit Handschlag geloben, dem Berufsstande treu zu sein und „daßelbe, waß sich gebühret, gleich anderen zu leisten". Mit der Aufnahme sind erneut Kosten verbunden. Von den zu zahlenden 20 Reichsthalern erhalten „die gnädigste Herrschaft" sowie Bürgermeister und Rat der Stadt – als Aufsichtsbehörde – jeweils fünf Thaler; „daß übrige aber mag das Ambt zu sich nehmen".

Festmahl für die Kollegen

Außerdem hat der neue Meister für die Kollegen und deren Frauen ein Festmahl zu veranstalten und „dabey eine halbe Thonne Breühan zu verschaffen". Hiervon sind die Meistersöhne und auch die Gesellen, die eine Meisterwitwe heiraten, befreit. Die „Amtsgewinnungsgelder" haben sie jedoch gleichfalls zu bezahlen. –

Auch das Lehrlingswesen ist geregelt. So muß jeder Meister, der einen Lehrling aufnehmen will, zur Einschreibung in die Lehrlingsrolle einen Thaler und vier Schillinge zahlen. Nach dreijähriger Lehrzeit ist der „Auszubildende" – wie er heute genannt wird – loszusprechen, und es ist „ihm seines Wollverhaltens Halber ein Schein und Lehrbrief unter des Ambts Siegell" auszustellen, wofür er „Eine Thonne Breühan gibt". Falls der Lehrling jedoch während der Ausbildungszeit „davon laufen würde, soll er des Lehrgeldes verlustig sein".

In den folgenden Artikeln werden die Rechte und Pflichten des „Altermann" festgelegt. Er wird aus der Reihe der Kollegen gewählt und muß „daß Zeitgeldt einsamblen, die Ambts Lade im Hause haben, undt die Gesellen an die Meister verweisen". Außerdem hat der Amtsvorsteher die Kollegen viermal im Jahr zusammenzurufen, und zwar „Acht Tage nach Ostern, acht Tage nach Johannis Baptiste, acht Tage nach Michaelis undt den ersten Feyertag in den Heyligen weynachten".

Beim Tode des Meisters, der Frau Meisterin oder des Meisters Sohn oder Tochter „sollen alle Meister bey Strafe vier Schilling . . . die Leiche begleiten". Ähnlich ist es bei Hochzeiten. Die Meister und Gesellen haben den Bräutigam, die Frauen die Braut zur Kirche zu führen.

„Medicus" als Notnagel

Den Abschluß des Privilegiums bildet ein allgemeiner Hinweis für alle „Barbierer undt Wundtärzte, anderen Leuten starke purgantia undt andere treibende Geträncke insonderheit gefährliche mineralische paracelsische Stücke . . . einzugeben sich enthalten". Denn diesem Berufszweig oblag neben dem eigentlichen Barbieren auch das Zahnziehen sowie der Aderlaß und das Schröpfen, ein Verfahren der Blutentnahme. Daß dabei unter Umständen tödliche Wunden zugefügt werden konnten, ist erklärlich. Die Barbiere wurden jedoch angewiesen, in solchen Fällen einen „Medicus" heranzuziehen.

Das Privilegium wurde später, unter dem 21. Oktober 1737, von Herzog Georg dem Anderen in Hannover dem „Nienburgischen Barbier-Amt" in erweiterter Form erneut verliehen. Die Originalfassung mit dem großen herzoglichen Siegel liegt in den Akten des Stadtarchivs. -gni-

Der Balbierer.



Jch bin beruffen allenthalbn/
Kan machen viel heilsamer Salbn/
Frisch wunden zu heiln mit Gnaden/
Dergleich Beinbrüch vnd alte Schaden/
Dergleich Balbiern/Zwagen vnd Schern
Auch Aderlassen thu ich gern.

Aus dem „Ständebuch" des Jost Ammann (1568) stammt diese Vorstellung des Balbierers. Archiv Stelling

3 Reihenhäuser Nienburg Lemker Straße/ Bultweg

Baubeginn: November 1985
Bezugsfertig: Sommer 1986

In der gewohnt erstklassigen Ausstattung mit noch schönerer Gestaltung. 115 qm Wohnfläche/58 qm Nutzfläche, voll unterkellert, mit großer Loggia und Terrasse, einschl. Gartenanlage

FESTPREIS ab 225 000,–

Große Garage zum Mehrpreis von 8500,–

* * *

Eigentumswohnungen Nienburg, Brahmsweg

Bezugsfertig
2-Zimmer-Wohnungen
54 qm Wohnfläche .... 112 000,– DM

* * *

Eigentumswohnungen Nienburg, Mozartweg

Bezugsfertig zum 1. Dezember 1985
2-Zimmer-Wohnungen
67 qm Wohnfläche .... 133 000,– DM
3-Zimmer-Wohnung
92 qm Wohnfläche .... 184 000,– DM

* * *

4 Eigentumswohnungen Nienburg Lemker Str./ Bultweg

Baubeginn: November 1985
3-Zimmer-Wohnung
71 qm Wohnfläche .... 140 000,– DM
3-Zimmer-Wohnung
83 qm Wohnfläche .... 166 000,– DM

* * *

Nutzflächen (Kellerräume, Einstellplätze) sind im Preis enthalten. – Garagen zum Mehrpreis.

* * *

Für Kapitalanleger
geben wir Mietgarantie!

* * *

Besichtigung und Informationen:
Sonnabend, 19. Okt. '85, 11 bis 16 Uhr an der Alpheide 37

NORSKE FJELLHUS A-S



baut in 3076 Landesbergen, OT Brokeloh, vom 12. 10. bis 2. 11. 1985 ein ganzjährig bewohnbares Einfamilien-Blockhaus.
Besichtigung jederzeit möglich. Informationen vor Ort oder von Montag bis Freitag von 9 bis 13 Uhr unter Telefon (0 51 31) 12 84

KOMFORTWOHNUNGEN

im Raum **Verden** – ohne Courtage – zu vermieten.

Ausstattung:

- Iso-Kunststoff-Fenster
- Zentralheizung
- vollständig renoviert
- mit Teppichboden ausgelegt
- auf Wunsch mit Einbauküche und **möbliert**

Zum Beispiel:
...a. 32 qm,
...gl. Nebenkosten.
... bzw. 1089
... unverbindlichen

...URANT
... im Südkreis Nienburg
... auch zu verkaufen.
... (05761) 1028

6. Nbg. – Geschäf...
7. Nbg. – Geschäf...
8. Nbg. – Geschäf...
9. Nbg. – Verd. Lands...
10. NIENBURG – ... HAUS IN RU... BIETEN ECHT... zum WOHLFÜ... TUR + RAUM... NER GARTEN... SONNENSEIT... Frei nach Verei... Kaufpreis: 420...
11. Nbg. – Ziegelkamp...
12. Nbg. – Mühlenstr. ...
13. Nbg. – Gr. Ziegelri...
14. Nbg. • Friedrichst...
15. Nbg. – Göttinger ...
16. Nbg. –Bärenfall... Loggia (2 Zi. + ...
17. Langendamm (... gr. Westterrass... + Bad – Keller ... Garten, ab 1. 1...
18. LEMKE – NE... HÄLFTE – WEI... – VORNEHME ... IN WEISS MIT ... GASHZG. – SO... Kommen Sie — ... Kaufpreis: 213...
19. Steimbke – Sonn...
20. Barenburg – Sc... freunde (Aue-W...
21. Husum – Luxus-W...
22. HUSUM – „AM... – ca. 1500 qm – ... pro qm — Siche...
● Zahlreiche Baugr...

Sonna...
Was...

Partner Ihres Vertrauens
Assessor
Spehlbrink
Immobilien



Drückergarnitu... aus geschmied... (MS 58) ... Schutzschicht,
Chalet, Mess., pol., Garnitur
Gutenbergstraße 2
(an der Göttinger Landstr...
3005 Hemmingen 1, ☎ (...

Vor den Toren H...

Älteres 2-Fam.-...
in Rodewald zu verk...
Telefon (05130) 548...

Bau-...
...ST...
...vorteilha...
nur noc...
bis Ende '8...
Jetzt
STREIF bi...
Bauen
sicher und

Willkommen im Mu...
sonn- und feiertags, ...
3014 Laatzen 3-Re...
Lübecker Straße
Gewerbegebiet Rethe...
Telefon (05102) 864...

...n den Neuheiten, die Hark, De...



Der Hufschmied

err
ehler

Ernst Wilhelm Nay
mil Nolde
Pechstein

Lesser Ury

NEHER

Auf dem Keilrahmen v. Künstler: Name, Titel und Werknummer

Eine

Patek-Phili

habe selten eine so gute rnsehdokumentation der RD über Gotthilf Fischer d seinen Chor gesehen: tisch, aber fair und sach-. All das, was man in nen ähnlicher Art immer hr vermißt, ergänzte sich r zu einer vorbildlichen heit. Gotthilf Fischer — Phänomen? Diese Sen-ng gab eine klare Ant-rt auf eine Frage, die sich h den jüngsten Erfolgen ›Chorkarajan‹ immer hr Sangesfreunde stellen gen.

Klaus Hausmann, Ettlingen

es Preises war der Film chaus würdig, nicht aber Plazierung im Nachmit-sprogramm.

Rainer Kolbe, Göttingen

pha 1‹ aufgefallen. Wer sich in die Handlung hineindenken kann, muß sich fragen: Was ist mit dem Mann? Das

er einem Unfall erlegen? Ließ er sich auf einem anderen Planeten aussetzen? Mich befremdet es sehr, daß

Meckerband

Auch diese Woche können Sie uns Ihre Meinung sagen. Diesmal geht's um **›Allein gegen Alle‹.** Unsere Fragen: Gefällt Ihnen die neue Form (nur zwei Städte, der Champion tritt gegen beide an)? Und: Wie finden Sie Quizmaster Wolfgang Spier? Ferner: War die Reihe im Hörfunk mit Hans Rosenthal besser?

Am Sonnabend, 8. Juli, von 20.15 bis 23 Uhr, können Sie darüber mit einem HÖRZU-Redakteur am Telefon sprechen. Lesen Sie bitte vorher unseren Bericht auf Seite 8.

So erreichen Sie uns:



Hamburg: 040/347 43 03
Berlin: 030/251 20 20
Köln: 0221/24 15 95
Mainz: 06131/935 31
München: 089/238 13 19

mals äußerte der, Alpha zur Erde zu Zeitunterschi worden ist. W also die Cre selt werden, Planeten? W seriös bleibe man ernstha wird der P frischt, von neuen Kostü anderen Pla dem muß m daß die ›Adl mit irdisch fliegen. Geh zur Neige? Fragen.

Helmut Sc

■ **Sie haben si Gedanken gem aber bitte dies so ernst**



Poortvliet-Gemälde: „Hufschmied beschlägt ein Pony". Es lebt auf Poortvliets Hof bei Soest

...malte Visionen
...hr

...NBACH
...eigt:

...Werl, Unionstr. 8,
..., im Gewerbegebiet.
...mälde zur Auswahl.
...aufensterfront.
...0, Sa. 10.00–14.00,
...Besichtigung, keine

...en Anzeige
...und erfolg-

...0,–
...ebot
...3000
...dern
...g, ab

...n
...US

...1986
...eister, **Brauer,**
Gontscharova,
Meyer-Amden,
...idaner, **Signac,**
...n, Way etc.
..., Kemeny, Le
... Arman, Arp,
...usier, Corinth,
...länder, Fuchs,
...nssen, Jenkins,
...**Léger,** Legrand,
Picasso, Polia-
... Vasarely, van
...r. 35,–
...ex 8 16 498

... Briefmarken f. Sammler,
...rer, Anlagen POSTHORN-
.../sign. Schlegel ab 2950,-
...(Einzelw. 50% Mi.)
.../Broschüre/Spitzenwerte
...zu 50% Mi.-Kat.) gratis
...ber, Johannesstr. 35
...Tel. 02 28 / 46 77 08-09

...sche
...möbel
..., 17. b. 18. Jahr-
...rivat an. Privat
...ufen.
...71 / 23 34

...ansichten
...ria bis 1880
...tgebiete und
...000 Positionen
...ben erschienen

Max Peiffer-Watenpuhl

NEHER
GALERIE MIT NAMEN
Rüttenscheider Straße 75 · 4300 Essen-Rüttenscheid
Telefon 02 01/78 20 71 · Telex 857 303
Öffnungszeiten: Mo. – Fr. 9.00 – 18.30 Uhr · Sa. 9.00 – 14.00 Uhr

große „Nautilus", Neupreis DM 35 000,–, für DM 22 000,– abzugeben.
Tel. 5 60 33 05 oder 0 40 / 34 34 48



MARITIME ANTIQUITÄTEN
Bilder u. Bücher, Modelle und Dokumente von anspruchsvollem Sammler gesucht.
Angebote unter M 2441 an WELT-Verlag, Postfach 10 08 64, 4300 Essen.

Grafik-Restaurierung
(Norddeutschland)
in erstklassiger Ausführung durch Museums-Restaurator. Handzeichnungen, Druckgrafik, Aquarelle, Pastelle, Rollbilder, Pergament. Tel. 0 40 / 45 52 96 (Rückruf) oder Zuschr. u. Y 2143 an WELT-Verlag, Postfach 10 08 64, 4300 Essen.

TIFFANY-Lampen, Kopien
direkt vom Hersteller
Tel. (0 41 06) 6 63 44

SILBER AUS MEXICO
Servier-Tabletts
Teller
Leuchter
Kannen
A&S
3 HANNOVER
BESSEMERSTR. 17
1 DIREKT VERKAUF
Angebot anfordern + vergleichen



Teil 1: DM 89,– incl. Porto (im Ausland DM 92,–)



Teil 2: DM 89,– incl. Porto (im Ausland DM 92,–)

KUNSTPREIS-JAHRBUCH

Erinnerung an einen Scherenschleifer

Scherenschleifer, die mit ihrer „Mühle" Marke Eigenbau auf dem Buckel oder einem fahrbaren Untersatz von Dorf zu Dorf ziehen, gibt es heutzutage kaum noch. Früher empfand man ihre Anwesenheit als selbstverständlich, und manchmal waren recht originelle und nachdenkliche Gestalten unter ihnen. Hermann war einer dieser eigenwilligen Vertreter, die allgemeine Achtung genossen, sich in ihrem Beruf wohlfühlten und beachtlichen Qualitätsschliff hinkriegten.

Er kreuzte alle fünf Monate nach einem festen Plan auf, den nur er selbst kannte, richtete sich hinter dem Schulgebäude unter freiem Himmel häuslich ein und bimmelte an den Türen oder stolzierte quietschfidel in die Küchen und Stallungen, denn Hausgelegenheit wußte er überall. „Habt ihr was zum Scharfmachen?" war seine ständige Frage, die ihm nur so aus dem Munde plätscherte wie Wasser aus der Pumpe oder dem Hahn. Auf allen Höfen wurde Hermann freundschaftlich aufgenommen, löffelte gelegentlich die Suppe mit, und nebenher wurde eifrig palavert, weil in der Welt so viel passierte.

Hatte er dann einige Messer und Scheren, große und kleine für Haus, Hof und Garten oder nur ein paar ganz gewöhnliche Kartoffelschälmesser zusammengekratzt, ging es mit der Schleiferei los, daß die Funken ringsumher stoben. Und obgleich dieser „Scharfmacher" ernsthaft behauptete, die Schleiferei sei mehr eine Sache des Talents als der sturen handwerklichen Routine und nehme einen total in Anspruch, fand er immer Gelegenheit, sich über seine Lebensauffassung und irgendwelche Tagesthemen auszulassen und auf seine eigenwillige Manier zu philosophieren. Leider sind viele seiner bedenkenswerten Aussagen im Laufe der Zeit verlorengegangen.

Doch besonders gern redete er davon, daß er als junger Bengel auf Weltverbesserung erpicht gewesen sei. „Ich hatte damals noch einen unbändigen Idealismus in den Knochen und wollte alles umkrempeln, was mir vor die Flinte kam", begann er mit seiner Rede. „Später ging dies alles flöten, und auch der Schwung, meine Wünsche und Träume in Taten umzusetzen. Ob es die zahlreichen Rippenstöße waren, die jeder wie blaue Flecke hinnehmen muß, oder einfach Verdrießlichkeit, die sich bremsend auf meine Organe legte, weiß ich nicht. Man kennt sich mit sich selbst nicht aus. Aber vielleicht kann man dies ganz simpel als Abschleiferei bezeichnen, denn alles schleift sich im Leben ab: Gewohnheiten, Umfangsformen, die Liebe und auch der Mensch mit seinen Beziehungen zu anderen. Das kriegt man in meinem Beruf schnell spitz."

Zwischendurch machte Hermann eine Pause und sah jeden scharf an, um die Wirkung seiner Worte zu prüfen. Häufig ereiferte er sich auch mit lauten Worten über die Stumpfheit in der Welt. „Man müßte das Herz genau so schärfen können wie ein Messer oder eine Schere. Wenn ich das könnte, würde ich es gratis und franko tun, damit die Menschen wieder wärmer und brüderlicher werden."

Der Scherenschleifer hatte immer viele Zuhörer jeder Altersstufe, vielleicht weil seine Ansichten so frisch und unverbraucht aus ihm hervorquollen, oder auch einfach deshalb, weil er als Umherziehender die Vielfalt des Lebens kennengelernt und daher zahlreiche Erfahrungen gesammelt hatte.

Waren seine Arbeit getan, die schrillen Töne des Schleifens abgeklungen, die letzten Funken verglüht und die Maschine akkurat mit einer Wachstuchplane abgedeckt, brachte er die Scheren und Messer auf die Höfe zurück und kassierte die kümmerlichen Groschen in seine Hosentasche.

Heute noch denke ich mit Respekt an Hermanns Wachheit, wie überhaupt an sein Grüblertum, das auf scharfe Beobachtung beruhte und weit mehr war als verstandesmäßige Bohrerei.

Heinz Meyer

bildl. Darstellung umseitig →


Zum musikalische



Hermann **Wirth:** Der alte Herr Radmacher



Zum Charakteristikum unserer niedersächsischen Landschaft sind die – wenigen – wandernden Schafhirten mit ihren Herden geblieben. Einst wurden auch Kühe, Ochsen und Schweine auf die Weide getrieben und von Hirten gehütet. Archiv Seiffert

740016

Als der Gemeindehirt noch das Kuhhorn blies

Erinnerungen an das alte Hirtenwesen auf dem niedersächsischen Lande

Einstmals wurde auf dem niedersächsischen Lande das Vieh im Sommer auf der gemeinsamen Weide im Moore oder in der Heide, sowie auf dem Brach- und Stoppelfelde gehütet. Alle Kühe des Dorfes wurden von den Kuhhirten, alle Schafe von einem Schäfer, alle Schweine von einem Schweinehirten, alle Ochsen von einem Ochsenhirten ausgetrieben. Mit jedem Hirten schloß die Gemeinde einen gerichtlichen Mietvertrag und überließ ihm als Wohnung die Hirtenkote. Er bekam als Lohn freie Wohnung, einige Morgen Ackerland, freie Streu und freie Hütung seines Viehes, 18 Himten Roggen, 48 Fuder Mist, halb im Frühjahr, halb im Herbst, frei gefahren, ein Fuder Dickholz und ein Fuder Heckenholz.

Im Sommer, morgens 5 Uhr, zog als erster der Kuhhirt aus. Sobald er in sein Horn blies, öffnete man die Ställe, und die Kühe sammelten sich um den Hirten. Kurz vor Mittag zogen die Mägde mit 'Eimern hinaus, um die Kühe zu melken; nur in den Wintermonaten wurde im Stall das Vieh gefüttert.

Schon am 25. März jeden Jahres ging der Kuhhirte, auf seinem langen Blechhorn blasend, durchs Dorf, um daran zu erinnern, daß es bald an der Zeit sei, die Kühe auszutreiben. Auch Ochsen- und Schweinehirt hatten ein Horn, das aus den Hörnern eines Rindes angefertigt war, nur der Ton war verschieden, der Schäfer behalf sich mit dem „Fingerfloitjen".

Die Ochsen wurden zum Pflügen benutzt, zwei, vier oder gar sechs wurden vor den Pflug gespannt und von einem Jungen mit der Peitsche angetrieben. Langsam und schwerfällig zogen die Tiere den Pflug über die langen Ackerstükke. Am eiligsten hatten es die Bauern in der Buchweizensaatzeit vom 15. bis 25. Mai, weil jeder 18 bis 20 Morgen aussäte. Der Knecht mußte mit dem Jungen von 3 bis 8 Uhr morgens pflügen, weil die Ochsen dann zur Weide mußten.

Der Schäfer war mit einer Stange ausgerüstet, an der am Ende eine Schaufel und etwas höher sich ein Haken befand, mit dem er die Schafe am Beine festhielt. Mit der Schaufel warf er zu Zeiten als es noch keine eigens abgerichtete Hunde gab, Erde nach den verlaufenden Schafen. Die Heidschnucken mußten auch im Winter bei hohem Schnee ausgetrieben werden. Oft mußten erst Wege für die Schafe geschaufelt werden, in der Heide kratzten sie sich selbst den Schnee fort. Aber die Heidschnucken fraßen neben der Heide auch die jungen Föhren ab, daher standen die Bäume nur vereinzelt.

An die Hirtenzeit erinnerte folgender Schmähreim vor dem Dorfe Bleckmar bei Bergen im Kreis Celle: „Weist du nich wo Bleckmar ligt? Bleckmar ligt im Grunne, wo de fulen Mäkens sünd, sünd sau ful als Hunne. Morgens, wenn de Heier blast, kiek se in de Wulken. O, du leiber Tied noch mal, hät noch nich mal mulken."

Jeder Bauer hatte einen schulpflichten Kälberjungen, der das Jungvieh hüten mußte. Nachdem diese Hüteknaben von 6 bis 8 Uhr morgens die Schule besucht hatten, wurden ihre Hirtentaschen mit Brot, Speck und Wurst gefüllt. Durch Schlagen mit dem Knüppel gegen das Scheunentor machten sie die jungen Leute darauf aufmerksam, daß es an der Zeit sei, das Jungvieh aus dem Stall zu lassen.

Nicht vergessen seien auch die Gänsemädchen, de „Gausemäkens", auch sie hüteten die Gänse des ganzen Dorfes, jedoch wurden diese nicht „angemietet", die Schulmädchen des Ortes hatten „regeum", reiheum von Haus zu Haus die Gänse zu hüten.

Als bei der Verkoppelung in den Jahren 1856 bis 1861 die verstreut liegenden Ackerstücke zu größeren Koppeln zusammengelegt und Wald, Heide, Moor und Weide geteilt und dem Bauern zum Eigentum übergeben wurden, hatten die Gemeinschaftsweiden ein Ende. Die Herden wurden nun auf eigene umzäunte Koppeln getrieben; Hirten zum Hüten waren fortan nicht mehr nötig. So sind denn heute nur – als Charakteristikum unserer niedersächsischen Landschaft – die wandernden Schafhirten mit ihren großen Herden geblieben.

Gerhard Seiffert

sich um der deutschen Interessen willen mit der Annexion Hannovers abfanden, die sie keineswegs gewünscht hatten, wurde ihnen von ihren welfischen Gegnern als Landesverrat vorgeworfen. Als es jedoch darum ging, die „berechtigten Eigentümlichkeiten" Hannovers festzuschreiben, deren Wahrung Preußen versprochen hatte, da zogen Welfen und Nationalliberale an einem Strang. Gemeinsam rangen sie der Berliner Bürokratie jene Provinzialverfassung ab, die zwar am Idealbild eines liberalen Selbstverwaltungsmodells gemessen nur Stückwerk blieb, aber doch den altpreußischen Egalisierungstendenzen einen Riegel vorschob und entscheidend dazu beitrug, die neue Provinz zu befrieden und in den preußischen Staat zu integrieren. Die Protokolle der entscheidenden Verhandlungen, deren Edition im Auftrag der Historischen Kommission von Heide Barmeyer vorbereitet wird, dürften darüber noch manche interessante Einzelheit zutage fördern.

Hannovers Liberale beschränkten sich aber keineswegs darauf, der Provinz ihren eigenständigen Charakter zu erhalten. Sie hatten darüber hinaus im Bismarck-Reich bis 1878 einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der deutschen Innenpolitik und hatten wichtige Ämter in der preußischen Staatsverwaltung inne. Nicht von ungefähr fiel jener Ausspruch eines Zeitgenossen, man könne glauben, daß nicht Preußen Hannover, sondern Hannover Preußen annektiert habe.

Am ausgeprägtesten war die Sonderstellung Hannovers im konservativen Lager. Ihm gehörten die Deutsch-Hannoversche Partei und das Zentrum an, neben denen andere Rechtsparteien bis 1918 kaum zur Entfaltung kamen. Die Verfechter der Selbständigkeit des welfischen Staates, das machte H.-G. Aschoff deutlich, waren nicht jene blinden Reaktionäre, als die sie oft verschrien wurden. Mochten sie auch aus verletztem Rechtsgefühl, Anhänglichkeit an das Königshaus oder Angst vor materiellen Nachteilen im preußischen Staat (durch höhere Steuern, längeren Militärdienst, größere Konkurrenz für das heimische Gewerbe) die Annexion ablehnen, so bauten sich die politischen Forderungen der Deutsch-Hannoverschen doch durchaus auch auf liberalen Grundsätzen auf. Gegen die Omnipotenz des Staates und gegen den preußischen Zentralismus stellte sie das Recht auf Selbstbestimmung in einem föderalistischen Verband der deutschen Stämme. Sie brachte ihre Forderungen jedoch meist in ...

preußischen Landesteile voranschritt und die alten Konfrontationen hinter neuen niedersächsischen Territorien, vor Augen führte.

Dieter Brosius

Preise wie aus dem russischen Roulett

Schlußbericht von den 32. Filmfestspielen in Cannes

Es dauerte schon eine Weile, bis man in Cannes nach der gewalttätigen Eruption von Coppolas Apokalypsen-Film wieder ächzend zur Tagesordnung übergehen konnte. Zu tief saß dieser Schock. Der Jury immerhin ist es gelungen, zum Abschluß der 32. Internationalen Filmfestspiele bei der Preisverleihung noch einmal für fröhlich-zynische Heiterkeit zu sorgen. Sogar gestandene Festivaliers, die schon seit Jahren für die wunderlichen Palmen-Sprüche nur noch ein Achselzucken übrig haben, brachen in herzliches Lachen aus. Selbst wenn man seinen Chauvinismus auf Hochtouren brachte, mochte man sich nicht allzu sehr über diese halbe Goldene Palme für Deutschland freuen. Daß hier die redliche, verdiente Romanverfilmung von Graß' „Blechtrommel" durch Volker Schlöndorff sich die Ehre mit einem so atemberaubenden Meisterwerk dieses Jahrzehnts wie „Apocalypse now" von Francis Ford Coppola teilen mußte, das wirkte so, als träten Balljunge und Tenniscrack gemeinsam zur Siegerehrung an.

Was soll man weiterhin sagen zu der von Madame Françoise Sagan ausgeübten Spruchpraxis der Jury: Auf ihren Wunsch erhielt der sowjetische Beitrag von Michalow Kontschalowskij einen Sonderpreis der Jury für „Siberiade", ein bleischweres wuchtiges Generationsdrama mit viel weidwunden Dostojewski-Blicken und abgestandenem Kollektiv-Glück. Solche Filme hat man doch schon (zusammenzuckend) vor 30 Jahren gekannt und erlitten. Immer wieder rauschende Felder und dräuende Bauerngesichter; Partisanenpathos, das mit antiquiertem Überdruck und Überlänge (dreieinhalb Stunden) Ehrfurcht heischt; eine Schauspielerei, die sich höflich als „holzschnittartig" umschreiben läßt. Aber man weiß es doch von anderen Filmen, daß das Sowjetkino über die Phase des sozialistischen Bonbons längst hinaus ist.

Was soll man letztlich sagen – übt man sich schon bei der Nennung der besten Charakterrollen für den ziemlich unbeweglichen italienischen Schlaks Stefano Madina („Caro Papa") und Eva Mattes („Woyzeck"),



Sally Field, eine Heilige Johanna de[r] Werkhöfe, erhielt die Goldene Palme vo[n] Cannes als beste Hauptdarstellerin in „No[r]ma Rae".

die man auch schon sehr viel besser geseh[en] hat, in schweigender Verwunderung –, w[as] soll man zu dem Preis für die beste Regie [a]n Terence Malick für die „Tage des Himmel[s]" sagen? Eine sozialkritisch eingefärbte Dre[i]ecksgeschichte aus Amerikas harten zwa[n]ziger Jahren. Renoirhafte Lichtfluten ergi[e]ßen sich über dekorative Landschaften u[nd] Menschen. Dem Kameramann hätte m[an] herzlich gratulierend die Hand schütte[ln] mögen, der Verdacht, daß es einen bei d[en] Dreharbeiten anwesenden Regisseur geg[e]ben habe, kam einem eigentlich nic[ht]. Preispolitik offenbar nach dem System d[es] russischen Rouletts.

Nun, die 32. Internationalen Filmfestsp[ie]le sind zu Ende. Vorbei sind die imm[er] breiter und länger werdenden offiziell[en] Wettbewerbsveranstaltungen, die zahlr[ei]chen Nebenprogramme wie die „14 Tage ...



Links: Hier posiert nicht das arme Schneiderlein, von dem die Märchen erzählen. Es ist ein selbstbewußter Meister mit Gesellen und Lehrlingen. Im Vordergrund das Symbol des Fortschritts: die damals — etwa 1895 — noch recht neue Nähmaschine



Oben: Getreu seinem Namen ›machte‹ der Schuhmacher auch Schuhe, er reparierte nicht nur

Aus Großmutters Photoalbum: Fleißige Handwerker

Handwerk hat goldenen Boden‹. Um die Jahrhundertwende galt dieses Wort nur bedingt. Jedenfalls war der Wochenspeiseplan einer Schneiderfamilie in Pommern, der uns überliefert ist, recht armselig: Kartoffelsuppe, Buttermilch und Kartoffeln, Rüben und Kartoffeln, Kohl und Kartoffeln, Möhren und Kartoffeln, Kartoffelpuffer in Talg, Kartoffelklöße. Fleisch gab es nur an Festtagen.

Und in einem Wunschzettel von Handwerksgesellen heißt es bescheiden: gute Kost und Schlafstelle, freundliche Behandlung und Abschaffung des Du seitens des Meisters.

Man arbeitete hart, 10 bis 14 Stunden täglich, auch sonntags. Und man mußte sich anpassen. Vieles, was bisher Handwerksarbeit war, kam jetzt billig aus immer mehr Fabriken. Seifensieder, Seiler, Nagelschmiede und Weber, ganze Handwerksgruppen gaben auf.

Mancher Handwerker aber, der seiner Zeit voraus war, konnte den Grundstein legen für heute weltbekannte Unternehmen, wie etwa der gelernte Zimmermann August Borsig, der Mechaniker Robert Bosch, der Schlosser Adam Opel, der Uhrmacher Carl Benz.

Leserfotos von Karl-Heinz Jungbluth, Netphen; Hilde Mindermann, Bremen; Herbert Nousch, Berlin; Hans Willi Macken, Mönchengladbach; Hanna Höbermann, Hamburg

Unten: Korbmacher bei der Arbeit. Sie hatten immer zu tun. Denn Körbe, aus Weidenruten geflochten, brauchte jedermann: für Kartoffeln, Holz und Kohlen, Früchte, Fische und Wäsche



Links: Eleganter Herrensalon. Der Messingteller vor der Tür kennzeichnete den Friseur, scherzhaft oft Verschönerungsrat genannt



Noch regierten Pferde das Straßenbild. Die passenden Schuh', sprich: Hufeisen, verpaßte ihnen der Schmied. Er hantierte mit Hammer und Amboß, Feuer und Blasebalg


Katalogseite 360
47,50
Für diesen handgestrickten „Draußen"-Pullover stand die isländische Folklore Pate.
Katalogseite 171
69,–
muster ist handgestrick
Paßt prima zu Hosen -
oder zum Faltenrock.
Katalogseite 171
59,–
Der "goldene Katalog" von Europas größtem Versandhaus
Herbst/Winter 78/79
Quelle
Erst mal seh'n was Quelle hat

Hobel und Schäler benutzte schon der Großvater

In der Lüneburger Familienwerkstatt hat Ilsabe Kruse das Korbmacherhandwerk erlernt

Von Susanne Schulze

740018

Süttorf

Wäschekörbe, Körbe für Kaminholz, zierliche Schälchen, Puppenwagen und Einkaufskörbe – Körbe aller Art und Größe stapeln sich in dem kleinen Haus von Ilsabe und Henry Kruse in Süttorf bei Neetze (Kreis Lüneburg). Ilsabe Kruse hat nicht etwa eine besondere Sammelleidenschaft, sondern sie ist eine der letzten Korbmacherinnen im Landkreis Lüneburg, eine der wenigen in Niedersachsen überhaupt. Das Korbmacherhandwerk, einst ein wichtiger Wirtschaftszweig in der Elbmarsch und der Lüneburger Heide ist auch hier dem Plastikzeitalter und der Konkurrenz durch billigere Importware zum Opfer gefallen.

Als Ilsabe Kruse 1956 mit der Schule fertig wurde, fragten ihre Eltern nicht lange nach ihren Berufswünschen: Es war ganz klar, daß das einzige Kind der Familie den väterlichen Korbmacherladen in Lüneburg übernahm. Schließlich hatte schon der Großvater diesen Betrieb aufgebaut, und der Vater war mehr als dreißig Jahre lang Obermeister der Lüneburger Korbmacherinnung. Nach zweieinhalb Jahren Lehre und Ausbildung an der Korbfachschule im bayerischen Lichtenfels – die auch heute noch die meisten Lehrlinge in Deutschland ausbildet – wurde Ilsabe Kruse Gesellin.

„Genauso viel wie durch die Fachausbildung habe ich aber zu Hause am Kamin gelernt", erinnert sich die Korbmacherin. Auf dem Kamin in der Werkstatt des Großvaters stand eine große Kanne, immer mit heißem Kaffee gefüllt. Daraus wurden nicht nur Meister, Lehrlinge und Geselle versorgt, sondern auch Kollegen, die hier zu einem gemütlichen Plausch über die Innungsangelegenheiten zusammenkamen. Die Kaffeekanne gibt es noch, das Haus mit der Werkstatt in der Lüneburger Altstadt ist inzwischen abgerissen. Mit Ausnahmegenehmigung hatte Ilsabe Kruse als junge Frau nach dem Tod des Vaters das Geschäft auch ohne Meisterbrief weiterführen dürfen. Nach einer langen Krankheit mußte sie es aber aufgeben. Jetzt hat sie nur noch eine kleine Werkstatt im Keller ihres Süttorfer Hauses, wo sie für alte Kunden Körbe auf Bestellung flicht oder Reparaturen ausführt.

Dabei kommt Ilsabe Kruse nicht nur das zugute, was sie bei Vater und Großvater gelernt hat – sie arbeitet auch mit deren Handwerkzeug: Solide Holzformen, über denen das Geflecht angelegt wird, Hobel, „Schäler", mit denen die Rinde von den Weidenruten gelöst wird, kleine Messer und auch Schusterahlen, vieles davon beinahe hundert Jahre alt. An diesen Werkzeugen hängt Ilsabe Kruse sehr – nicht nur aus Tradition, sondern weil so etwas heute kaum noch zu kaufen ist.



Im Keller ihres Hauses hat Ilsabe Kruse eine Werkstatt eingerichtet. Aufn.: Schulze

„Leben könnte ich von dieser Arbeit nicht mehr", sagt sie. Das Korbmacherhandwerk ist sehr zeitaufwendig. Allein das Aussortieren, Einweichen, Schälen und Hobeln der Weidenruten, die Ilsabe Kruse zum größten Teil über einen Importeur aus Polen bezieht, nimmt schon mehrere Stunden in Anspruch. Außerdem hat sie sich auf zarte kleine Schalen spezialisiert, deren kompliziertes Muster viel Konzentration erfordert. Korbwaren sind zwar groß in Mode, Ilsabe Kruse hat aber beobachtet, daß die Käufer schwere grobe Körbe, wie sie in Importgeschäften angeboten werden, bevorzugen. Für die teuren künstlerischen Arbeiten, meint sie, gebe es keinen Markt mehr.

Jungen Leuten, denen sie als Prüferin im Ausschuß für Gesellenprüfungen begegnet, möchte sie deshalb auch am liebsten von diesem Beruf abraten. „Gerade die Mädchen erhoffen sich, als Korbmacherinnen kunsthandwerklich arbeiten zu können", weiß sie. Kleinere Betriebe können sich allerdings schon lange keine Gesellen mehr leisten. „Am Schluß landen sie dann in einer Strandkorbflechterei, wo auch schon viel mit Plastik gearbeitet wird – so hat sich das doch keiner vorgestellt."

Selbständig arbeitende
Haushaltshilfe
ca. 3 Std. täglich gesucht.
Telefon (05021) 5399

…er Stelle?

…ubeginn in einer krisenfesten,

Außendienst

…511) 1261193, von 9 bis 18 Uhr

Raum ist in der **kleinsten Hütte.** Wenn's eines Tages doch zu eng wird: An jedem Wochenende finden Sie in der Zeitung **größere „Hütten".**

416255

MODENSCHAUVERANSTALTER sucht Herren in verschiedenen Konfektionsgrößen (90-98, 46, 48, 50, 52), als Nachwuchsmodelle für Modenschauen. **Tel. (0511) 741124/748952**

Keine nassen Wände mehr!
Bei **aufsteigender Feuchte** treiben wir NIROSTA-Edelstahlplatten in Fugenmauerwerk, riß- und setzungsfrei! Bei **seitlich eindringender Feuchte** ziehen wir mehrlagige Sanierputze auf. Bei **Kondensatfeuchte** bauen wir ein bauaufsichtlich zugelassenes **Vollwärmeschutzsystem** ein, nämlich **STYROPERL**, das Beste von der BASF für Ihr Zweischalenmauerwerk.
Barckmann GmbH
3061 Ahnsen/Bad Eilsen
Telefon (05722) 85788



… weil darin ernste und auch lustige Themen sind.

A.M.T. 25.04.84

Sind Sie an gesunder Ernährung interessiert? Rufen Sie uns an: Telefon (04271) 1445

auf dem Tisch.
Es wird schon stimmen:
Fisch will schwimmen!



Organspende

…A!

…ach
…dagegen!

Bitte schreiben Sie die unter den Linien stehenden Worte handschriftlich auf die Linien. Dies gilt auch für die anschließend gefragten Personalien.

Ich verfüge hiermit
daß im Falle
meines Ablebens,
meine Organe zur
Transplantation
verwendet werden
dürfen
Ort
Datum
Ausgeschriebener Vor- und Familienname



FOTO: JOHN VOOS, TIMES NEWS PAPERS

Der Brite John Howland arbeitet auf Stelzen in seinem Hopfenfeld

Auch das ist Recht in Deutschland

Versicherungsschutz

Die Erledigung von Hausaufgaben in den Arbeitsräumen der Schule entspricht rechtlich dem Schulunterricht. Der Heimweg der Schüler steht deshalb ebenfalls unter dem Schutz der Unfallversicherung der öffentlichen Hand. Für die Erledigung der Schulaufgaben zu Hause besteht hingegen Unfallversicherungsschutz.

Bundessozialgericht – 2 RU 74/82

Helfer

Die unentgeltliche Mitarbeit beim Bau von steuerbegünstigten Eigenheimen, beispielsweise durch Nachbarn und Arbeitskollegen, steht auch dann ohne Beitragszahlung unter dem Schutz der Unfallversicherung der öffentlichen Hand, wenn der Bauherr für das Essen während der Arbeit aufkommt.

Bundessozialgericht – AZ 2 RU 2/83

Gewichtsangaben

Die gesetzlich vorgeschriebenen Gewichtsangaben müssen auf Lebensmittelpackungen so angebracht sein, daß sie dem Verbraucher sofort ins Auge fallen. Das braucht nicht die Vorderseite der Verpackung zu sein. Der Aufdruck muß sich aber auf der Seite befinden, die das Interesse des Verbrauchers zum Kauf der Ware erweckt.

Verwaltungsgericht Koblenz – 6 K 44/83

Liebe und Tod für 10jährige

H. K. **Hannover**

Professor Gerhard Gerlich von der Technischen Universität Braunschweig hat sich brieflich beim niedersächsischen Kultusminister Georg-Berndt Oschatz (CDU) beschwert. Grund: Seine zehnjährige Tochter müsse in der 4. Klasse an der Braunschweiger Grundschule Bültenweg im Musikunterricht das Lied „Frankie und Johnnie“ singen und spielen. Minister Oschatz antwortete: Dieses Lied „eignet sich gut für szenische Darstellungen“. WELT am SONNTAG veröffentlicht Auszüge:



GENERAL-ANZEIGER Nr. 52 – 30. Dezember 1983

Ein Stück Heimatgeschichte wird lebendig:

Rückblick auf das Stadthäger Gerberhandwerk

Der Festredner des Schaffermahls, Karl-Ernst Strebost, referierte über ein altes Handwerk



Karl-Ernst Strebost

Stadthagen. Der Chef der Stadthäger Lederfabrik Harmening Nachfolger, Karl-Ernst Strebost, hielt anläßlich des traditionellen Schaffermahls des Verkehrsvereins Stadthagen im Ratskellersaal den Festvortrag über das Thema „Die Stadthäger und ihre Gerbereien". Diesen Vortrag, der zweifellos ein Stück Stadthäger Heimatgeschichte lebendig werden läßt, veröffentlicht der General-Anzeiger mit nachfolgendem Bericht:

In Stadthagen verstand man etwas vom Lederhandwerk! Zwischen 1733 und 1864 erwarben insgesamt 148 Personen das Bürgerrecht, deren Beruf mit Gerber oder Schuster angegeben wurde. Wer Gerber oder wer Schuster war, kann mit letzter Bestimmtheit nicht analysiert werden, weil beide in einer Zunft vereinigt waren. Fest steht jedenfalls, daß unter den 148 Bürgern, die dem Lederhandwerk nachgingen, 18 Lohgerber waren, die ausschließlich die Lohgerberei betrieben. Ein großer Teil der Schuster gerbte aber ebenfalls entweder für den eigenen Bedarf oder aber in Lohn für die Bauern, damit diese den damals noch ins Haus kommenden Schustern die Materialien für die Reparaturen und Neuanfertigungen zur Verfügung stellen konnten.

Bei den Lohgerbern waren die Namen Walte und Harmening die häufigsten. Zwischen 1733 und 1866 kam der Name Walte bei den Lohgerbern sechsmal vor, während es zwei Harmenings waren, die ausschließlich der Lohgerberei nachgingen, und 14 weitere Bürger dieses Namens, die entweder Schuster waren oder lohgerbende Schuster. Die Vorfahren des heute noch als Zahnarzt praktizierenden Dr. Walte waren maßgeblich beteiligt am Werdegang der Lohgerbereien in Stadthagen. Drei Männer aus der Urgeneration unseres heutigen Mitbürgers Dr. Walte gingen dem Beruf des Lohgerbers nach: Der Urgroßvater Heinrich betrieb eine Lohgerberei im Hause Obernstraße 18, wo Dr. Walte heute seine Praxis hat. Ein Bruder des Urgroßvaters, Christian Walte, betrieb die Lohgerberei im Hause Echternstraße 41–42, dem Elternhaus von drei Brüdern Walte. Dieses Haus ist ein Teil der heutigen Sparkasse. *Der dritte* Bruder, Karl Walte, ließ sich in der *Niedernstraße 12 nieder, um dort den elterlichen Beruf* auszuüben.

Alle drei Betriebe gingen zwischen 1850 und 1855 ein. So erging es auch den anderen Gerbereien, die ehemals in Stadthagen betrieben wurden. Lediglich der Name des Lohgerbers Friedrich Christian Harmening trägt noch heute die Unternehmensbezeichnung eines lebenden Betriebes.

Während die Waltes in der 5. Generation nach dem Ururgroßvater des Herrn Dr. Walte den Sprung in das offensichtlich erstrebenswertere Apothekerleben schafften, wird der Name des Friedrich Christian Harmening in der Branche heute noch häufig strapaziert. Das Gründungsjahr des heute noch in Stadthagen bestehenden lederverarbeitenden Betriebes wird mit 1801 angegeben. Nach Unterlagen wurde allerdings bereits vorher im Haus Niedernstraße 37, dem ehemaligen Sitz der Lederfabrik, Leder erzeugt. Während die heute noch existente Lederfabrik Friedrich Christian Harmening Nachf. offiziell in ihrem Briefkopf als Gründungsjahr 1801 ausweist, dürfte sie in Wirklichkeit mehr als 200 Jahre alt sein.

In diesen 200 Jahren hat sich viel geändert -- und dennoch: liest man die Korrespondenz, die die Lohgerber der damaligen Zeit mit dem Rat der Stadt Stadthagen führten, so könnten die dort aufgezeigten Schwierigkeiten auch Schilderungen von heute entstammen. Mindestens im 18. Jahrhundert müssen die Lohgerber gute Verkaufsmöglichkeiten für ihr Leder gehabt haben, denn beispielsweise 1769 gab es 37 Schuster, die mit Leder beliefert werden mußten. Dagegen versorgten ledigleich 20 Bäcker die 1 500 Einwohner in Stadthagen, die in 300 Häusern wohnten. Bei der Vielzahl der lederhandwerklichen Betriebe in Stadthagen muß es geradezu nach diesem Werkstoff gerochen haben, wenn man einem Spruch auf einem Notgeldschein, der 1920 herauskam, glauben will. Dort heißt es:

„In des Leders Werdegang
herrscht am meisten der Gestank.
Schwefel, Kalk und auch Arsen
machen erst das Leder schön.
Salz, Alaun und Hundeschiete
geben ihm die rechte Güte.
Darum ist's ein Hochgenuß,
auf den Handschuh zart ein Kuß!"

Es ist schon anmerkenswert, daß unsere „Grünen" heute in Bioschuhen herumlaufen. Wenn sie wüßten, wieviele Bäume gefällt werden müssen, um die pflanzlichen Gerbstoffe zu gewinnen, um diese Bioschuhe zu produzieren, würden sie es wahrscheinlich vorziehen, barfuß zu gehen. Wäre Kuh- und Hundeschiete heute noch so begehrt wie damals – der Rat brauchte sich sicherlich nicht mit der Erhöhung der Hundesteuer zu befassen. Ob man allerdings so tolerant gewesen wäre, die Duftnote zu akzeptieren, die nun einmal von Gerbereien ausgeht, mag dahingestellt bleiben. Aber auch so hatten die Gerber in Stadthagen ihre Probleme. Diese bestanden einmal darin, daß die Schuster zum großen Teil ihr Leder selbst gerbten und darüber hinaus auch Lohngerbungen für die Bauern übernahmen. Zum anderen entwickelte sich der Handel mit Leder immer intensiver, indem die Handelsleute das Leder von außerhalb kauften, um es dann in der Stadt zu veräußern.

Mehrere Eingaben in den Jahren 1779 bis 1799 von verschiedenen Gerbern an den Rat der Stadt Stadthagen wurden abgelehnt. In diesen Eingaben verlangten die Gerber, daß der Rat den Verkauf von Leder, sofern dieser nicht durch die Lohgerberei erfolgt, verbieten solle. So wird beispielsweise das Gesuch der Lohgerber Dammann, Harmening und Walte abgelehnt, dem Senator und Kaufmann Apprath den Handel mit „fremden" Ledern zu verbieten.

Wirtschaftsförderung wurde damals vom Rat noch nicht betrieben. Er hielt sich an die Grundsätze des freien Handels und der freien Berufsausübung und lehnte alle diese Gesuche ab. Heute werden Ansiedlungsverbote ja bereits in Bebauungsplänen verankert. Um so mehr muß man vor der Konsequenz, mit der der Rat allen Anliegen auf Beeinträchtigung der Berufsausübung entgegentrat, Achtung haben.

Auch im 19. Jahrhundert scheint sich die Situation der Lohgerber nicht wesentlich gebessert zu haben. 1823 richteten sieben Lohgerber fol*gendes Schreiben an den Fürsten:*

„Durchlauchtigster Fürst, gnädigst regierender Fürst und Herr!

Auf eine im vorigen Jahre an hochfürstliche Regierung überreichte untertänigste Vorstellung, den Kaufleuten in Stadthagen den Lederverkauf und das Ankaufen roher Häute zu verbieten, ist uns eine abschlägige Resolution erteilt worden. Durch die Not gezwungen, wagen wir es, hiergegen hochfürstliche Durchlaucht folgendes in Untertänigkeit vorzustellen: Vor allem ist immer in Stadthagen darauf geachtet worden, daß keiner sein Gewerbe expandiere, daß nicht eine Ueberfüllung der einzelnen Gewerbemitglieder eintrete. So ist in Stadthagen nur 1 Essigbauer, nur 1 Kupferschmied, nur 1 Gold- und Silberarbeiter – und so waren vor Zeiten in Stadthagen nur 3 Lohgerber, welche ausschließlich den Lederhandel hatten.

Jetzt haben sich diese aber nicht nur auf 7 vermehrt, sondern es haben sich nach und nach gegen die bestehende Observanz die Kaufleute des Lederhandels angemaßt, im Auslande aufgekaufte Leder wieder zu verkaufen. Außerdem kaufen sie rohe Häute, lassen solche im Auslande oder auf den Dörfern hiesigen Landes zubereiten und suchen Käufer dazu auf alle mögliche Art und Weise herbeizuziehen.

Hierdurch kommt es dann, daß wir Lohgerber wenig oder gar nichts zu tun haben und einige von uns in die bedrängtesten Umstände geraten sind. Indem wir der rohen Häute hiesigen Landes durch die Kaufleute, welche solche von dem Landmann für Kaffee, Zucker und ähnliches eintauschen, uns entzogen sehen, müssen wir dieselben im Ausland aufkaufen.

Unter diesen Umständen wagen sieben – größtenteils Väter mit starken Familien – die untertänigste Bitte: Ehrwürdige Durchlaucht wollen gnädigst verfügen, daß kein Kaufmann weiter mit gegerbtem Leder handeln, daß namentlich keiner rohe Häute aufkaufen und für seine Rechnung auf Verkauf gerben lassen darf, sondern daß dieser Handlungszweig lediglich wie früher in den Lohgerbern und Schustern verbleibe. In tiefster Erniedrigung ersterben wir als ehrwürdige Durchlaucht untertänigste Knechte!"

Unterschrieben ist dieses Schreiben von den Lohgerbern Harten, Dammann, Harmening, Friedrich, Künzelmann, Johann Walte und Heinrich Walte.

Es muß also schlecht gestanden haben um die Gerber im 19. Jahrhundert. Darauf läßt auch ein umfangreicher Schriftverkehr schließen, den ein Gesuch des zugewanderten Gerbergesellen Jäkel auslöst, der die Witwe des Lohgerbers Künzelmann heiraten zu wollen vorgab. Jäkel beantragte, „mir den Berechtigungsschein in die hiesige Lohgerberzunft gnädigst zu erteilen", damit er die Künzemann'sche Lohgerberei fortführen könnte. Dazu muß man wissen, daß die Ausübung eines Berufes an das Bürgerrecht gebunden war und der hier beantragte Rezep*tionsschein wohl nur zu erlangen war, indem der Gerbergeselle sich hier in die Ehe mit der Witwe Künzelmann stürzte.*

Hiergegen liefen die ansässigen *Lohgerber* Heinrich und Christian Walte sowie Johann Daniel Friedrich 1850 Sturm. Sie argumentierten, daß

– außer der Gerberei Künzelmann bereits sechs Gerbereien existierten, so daß „wir alle nur sehr wenig zu tun haben, zumal uns die hiesigen Kaufleute unsere Geschäfte obendrein verderben und trotz unserer Beschwerden fortwährend Handel mit Leder betreiben,

– sieben weitere hiesige Bürgersöhne die Gerberei erlernt haben respektive noch erlernen und mehrere ein Geschäft aufmachen werden,

– die Witwe Künzelmann, kinderlos und zudem eine Frau von 58 bis 60 Jahren ist, die ihr Vermögen nicht einem Zugereisten zu vermachen braucht".

Entgegen früherer Übung schloß sich jetzt auch der Rat den Argumenten der Lohgerber an und argumentierte in seinen Stellungnahmen gegenüber dem Fürsten, daß die Witwe Künzelmann bereits seit sechs Jahren verwitwet sei und sie wohl längst mit dem Antragsteller verheiratet wäre, wenn sie dies ernsthaft vorgehabt hätte. Die projektierte Heirat würde sich aber mit Sicherheit wieder zerschlagen, wenn der Antragsteller Jäkel nur erst seinen Zweck erreicht hätte, sich in Stadthagen als Lohgerber niederzulassen. Mehr oder weniger offen wird die Möglichkeit der Erbschleicherei angesprochen, wenn Bürgermeister und Rat feststellten, daß sie nicht einsehen, weshalb die Witwe Künzelmann dem Jäkel ihr nicht unbedeutendes Vermögen vermacht. Dies würde viel besser dem in großer Bedrängnis lebenden Bruder, welcher viele Kinder besitzt, als Nachlaß zustatten kommen.

Der Rat fährt fort, daß es „nach unserer Ansicht ratsamer für die Künzelmann selbst wäre, wenn sie ihr Geschäft ganz niederlegt. Will sie solches aber nicht, so mag sie mit dem jetzigen oder mit einem anderen Gehilfen das Geschäft fortsetzen, was ihr niemand verwehrt. Nur sehen wir nicht ein, daß wir bei der großen Zahl der hiesigen Lohgerber und der in bestimmter Aussicht stehenden Vergrößerung derselben durch hiesige Bürgersöhne noch einen Fremden und noch dazu unbemittelten Menschen aufnehmen sollen. Wir fragen daher bei fürstlicher Regierung untertänigst darauf an, den Supplikanten abschlägig zu bescheiden".

Dieser Brief stammt vom 7. März 1850 und ist unter anderem vom damaligen Bürgermeister Hagemeier unterschrieben worden. Der Rat der Stadt bemühte sich also Mitte des 19. Jahrhunderts, die in Bedrängnis geratenen Lohgerbereien vor weiterer Konkurrenz zu schützen, insbesondere, wenn diese noch durch Ausländer verkörpert wurde. Ausländer konnten aber durchaus auch Bückeburger, Beckedorfer oder Wendthäger sein.

Trotz der Förderung und obwohl im 19. Jahrhundert der Rat versuchte, die Gerber vor zunehmender Konkurrenz zu schützen, wurde das als zweitältestes Gewerbe geltende Gerberhandwerk in Stadthagen immer notleidender. Von den zahlreichen Betrieben konnte sich nur Friedrich Christian Harmening durchsetzen. Dieser Betrieb führt seine Gründung auf das Jahr 1801 zurück. Und wenn tatsächlich 1801 als Gründungsjahr angenommen wird, so muß der Gründer der Lohgerber und Schuhmachermeister Anton Wilhelm Harmening sein, der 1801 in die Schuhmacherzunft aufgenommen wurde. Der Name seines Sohnes, Friedrich Christian Harmening, ist noch heute die Firmenbezeichnung für die einzige in Stadthagen übriggebliebene Gerberei. Friedrich Christian Harmening erhielt 1852 das Bürgerrecht und war Lohgerber, während der Beruf seines Vaters noch mit Schuster angegeben wird, wobei es sich aber wohl um einen lohgerbenden Schuster handelte. Friedrich Christian genoß wohl das Vertrauen der Straßenkorporation auf der Niedernstraße, der im übrigen kein besonders guter Ruf vorausging. In einem Rechtsstreit mit einigen Bauern aus Nachbardörfern wegen eines Zahlungsverzuges schrieb der Anwalt der Bauern, daß es wohl zu merken wäre, daß das fragliche Geld nicht etwa in irgend einer städtischen Kasse gelandet sei, sondern in dem Säckel der Bewohner der Niedernstraße. Man erzählte sich aber, daß sich die Mitglieder der Straßenkorporation davon einen lustigen Tag gemacht hätten.

Im Jahre 1876 sah sich sogar der Bürgermeister genötigt, den damaligen Rechnungsführer der Straßenkorporation Niedernstraße, den Lohgerber Friedrich Christian Harmening, anläßlich der Rechnungsprüfung darauf hinzuweisen, „daß entgegen der Anordnung des Magistrats auf Kosten der Straße gezecht worden ist". Vielleicht hielt es Friedrich Christian Harmening mehr mit dem alten Gerberspruch, der da heißt:

„Ein Gerberfaß, das nicht läuft,
ein Gerber, der nicht säuft,
ein Lederfell für wenig Geld,
das gibt es nicht auf dieser Welt."

Bis zum Jahre 1902 wurde die Lohgerberei von der Familie Harmening betrieben. Dann ging sie in das Eigentum von Richard Haag über, der sie unter der alten Bezeichnung weiterführte. Kurz vor dem I. Weltkrieg übernahm mein Großvater, der bei Richard Haag gearbeitet hatte, den Betrieb und führte ihn im gleichen technologischen System wie die Vorinhaber fort. Der Lederhandel wurde verselbständigt und von zwei Mitarbeitern weitergeführt.

Erst in den 50er Jahren wurde die über Jahrhunderte erprobte Lohgerberei aufgegeben und mußte der modernen Chromgerbung Platz machen. Zirka 150 Mitarbeiter, darunter elf Auszubildende, sind heute in der Firma Friedrich Christian Harmening Nachf. beschäftigt. Würde man den Verantwortlichen einer vorausschauenden Strukturpolitik in der Wirtschaft gefolgt sein, so dürfte es heute eine Lederindustrie in der Bundesrepublik Deutschland eigentlich nicht mehr geben. Aber vielleicht haben diese Propheten doch gemerkt, daß Blaupausenexport allein ein Land nicht ernähren kann, sondern daß die Menschen, die in diesem Lande leben, noch Arbeitsplätze benötigen – selbst wenn diese in einem Beruf angeboten werden, der als einer der ältesten überhaupt gilt. Nicht umsonst wird die Gerberei als zweitältestes Gewerbe apostrophiert.

Aber seit der Zeit, als die „Waltes" und die „Harmenings" über die wachsende Konkurrenz stöhnten und sich darüber beklagten, daß sie ihre Häute im Ausland kaufen müßten, hat sich viel geändert. Geblieben ist der harte Konkurrenzkampf. Geblieben ist die Sorge um die Rohwarenversorgung, zumal etliche Entwicklungsländer ihre Überschußmärkte abschoppen. Geblieben ist die Sorge der Wasserver- und Entsorgung. Geändert hat sich die Technologie! Benötigte man vor 50 Jahren noch eine Gerbdauer von einem Jahr, um aus Häuten und Fellen Leder zu fertigen, so geschieht dies nunmehr in 48 Stunden. Insoweit ist die industrielle Revolution auch über das Gerberhandwerk hinweggefegt.

Schlußbemerkung: Karl-Ernst Strebost wurde bei der Ausarbeitung seines Festvortrages von seinem früheren Mitarbeiter Heiner Stahl unterstützt.

Die Illustrationen zu diesem Artikel wurden im Restaurant „Zum Läderer", Pillauer Straße, aufgenommen. Die Zeichnungen nach historischen Vorbildern zieren dort die Rückwand und die Vorderfront des Bartresens.



Als das Gerben noch ein reines „Handwerk" war: Gerber bei der Arbeit.



Mit primitiven Werkzeugen wurden damals die Häute bearbeitet.

Bilanz nach neun Monaten Bundestagsarbeit:

Die Arbeit in Bonn ist längst grauer Alltag geworden

Stadthagen. Ernst Kastning, Bundestagsabgeordneter der SPD im hiesigen Wahlkreis, blickt in diesen Tagen zum Jahresende auf eine neunmonatige Arbeit im Bundestag zurück. Seine „Jungfernrede“ im Plenum hat er bereits im Oktober während der Debatte über den Berufsbildungsbericht 1983 der Bundesregierung hinter sich gebracht. Die Arbeit in Bonn ist längst grauer Alltag geworden. Nachfolgend nimmt Ernst Kastning zu einigen wichtigen Themen auf Bundesebene, aber auch mit Bezug auf den hiesigen Wahlkreis, Stellung:



Bundestagsabgeordneter Ernst Kastning bei seiner ersten Rede vor dem Deutschen Bundestag.

Kommunalfinanzen

„Der große Verlierer dieser Haushaltsdebatte sind die Gemeinden.“ In dieser Äußerung des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung ist zutreffend zusammengefaßt, was von den kommunalpolitischen Auswirkungen der Regierungspolitik zu halten ist. Schon 1983 und jetzt für 1984 haben Regierung und Bundestagsmehrheit von CDU/CSU/FDP eine Reihe finanzieller Belastungsverschiebungen von oben nach unten in Gang gesetzt. So wird es überproporzionale Steuerausfälle zugunsten von Unternehmen und zu Lasten der Kommunen durch das Steuerentlastungsgesetz 1984 geben. Fast 1,5 Mrd DM Steuerausfälle stehen den Gemeinden für 1984 und für 1985 ins Haus. Eine weitere steigende Belastung kommt aus der Sozialhilfe. Die Zahl der Dauerarbeitslosen, die nur noch einen Anspruch auf Arbeitslosenhilfe haben, ist erheblich angewachsen. Diese aber liegt häufig unter dem Sozialhilfesatz, so daß die Arbeitslosen von den Kommunen Hilfen erhalten müssen.

Ich halte es – und dies auch vor dem Hintergrund meiner eigenen kommunalpolitischen Erfahrungen im Schaumburger Kreistag – für sehr zweifelhaft, ob Investitionskürzungen und das Einfrieren oder die Verminderung des Personalbestandes über das jetzt zu Ende gehende Jahr hinaus fortgesetzt werden können. Nicht zuletzt die niedersächsische Bauwirtschaft, der auch unsere heimischen Betriebe angehören, wendet sich beispielsweise laufend mit Klagen über zuwenig öffentliche Hoch- und Tiefbauaufträge an die politischen Mandatsträger.

Was ist zu tun? Ein Patentrezept gibt es natürlich nicht. Nachhaltig kann die Finanznot der Gemeinden wohl nur durch eine grundlegende Gemeindefinanzreform behoben werden. Deren Verwirklichung wird jedoch Jahre dauern. Darum hatte die SPD-Bundestagsfraktion auf Anregung ihres kommunalpolitischen Arbeitskreises, dem ich selbst angehöre, rechtzeitig zu den Haushaltsberatungen 1984 Sofortmaßnahmen in Gesetzesform vorgeschlagen. Wesentliche Punkte waren:

– Erhöhung des Anteils der Gemeinden an der Einkommenssteuer von 15 auf 16 Prozent.
– Subventiosabbau durch Aufhebung überholter Gewerbesteuer-, Körperschaftssteuer- und Vermögenssteuerbefreiungen bei staatlichen Lotterieunternehmen und verschiedenen Banken. (Sparkassen und andere Banken unterliegen z. B. schon jetzt voll der Gewerbesteuer.)
– Einbeziehung der größeren Betriebe von Selbständigen in die Gewerbesteuer; aber Begünstigung der Einkünfte aus gewerblicher Arbeit, wo sie ausschließlich auf persönlicher Leistung beruhen.

– Rückgängigmachung der Hinzurechnungskürzungen für Dauerschulden und Dauerschuldzinsen bei der Gewerbesteuer.

Diese Maßnahmen hätten den Kommunen bereits 1984 Mehreinnahmen von insgesamt 4,5 Mrd DM gebracht. Leider hat dieser Vorschlag im Deutschen Bundestag nicht die erforderliche Mehrheit gefunden.

Ausbildungsplatzsituation

Betrüblich ist, daß immer noch bundesweit nach den Worten des Arbeitsministers für Arbeit und Sozialordnung 300 000 ausbildungsfähige Betriebe nicht ausbilden. Einerseits beansprucht die Wirtschaft die alleinige Zuständigkeit für die Berufsausbildung, andererseits gibt es zur Zeit keine ausreichende Möglichkeit, alle Betriebe in die Pflicht zu nehmen.

Trotz aller Anstrengungen und der „Lehrstellen-Garantie“ des Bundeskanzlers bleiben zum Jahresende rund 30 000 Jugendliche ohne Ausbildungsplatz. Sonderprogramme des Landes und des Bundes, von der SPD schon im Frühsommer vorbeugend gefordert, kamen mit dem Monat November bzw. Dezember reichlich spät und fielen zudem vor allem mit 4 000 angebotenen Plätzen in Niedersachsen und 7 000 im Bund zu gering aus.

In einer Expertenanhörung der SPD-Bundestagsfraktion vom 28. November 1983 waren sich alle Experten, die zur Berufsbildungssituation 1983 und den Notwendigkeiten für 1984 gehört wurden, einig: Die Ausbildungsplatzsituation wird im Jahre 1984 keineswegs leichter werden. Im Gegenteil: Die Experten der Bundesanstalt für Arbeit (Nürnberg) und des Bundesinstituts für Berufsbildung (Berlin) befürchten, daß im nächsten Jahr über 100 000 Jugendliche nicht in Ausbildungsstellen vermittelt werden können. Im hiesigen Bereich fiel das Gesamtergebnis vielleicht nicht ganz so negativ aus wie in manchen anderen Regionen. Aber immerhin wurde es für erforderlich erachtet, das Gebiet des Bundestagswahlkreises Nienburg/Schaumburg in das Sonderprogramm des Bundes einzubeziehen.

Ich erkenne die Ausbildungsleistung von Handwerk, Industrie und Handel voll an, doch läßt sich nicht leugnen, daß zusätzliche vom Staat geförderte Maßnahmen unerläßlich sind. Für den Schaumburger Raum befürchte ich, daß die Situation 1984 schwieriger als im abgelaufenen Jahr werden wird. Aus diesem Grunde halte ich es für dringend notwendig, daß sich frühzeitig alle Beteiligten zur Lagebesprechung an einen Tisch setzen.

Bäderkrise

Anläßlich eines sogenannten Parlamentarischen Abends hat der Niedersächsische Hotel- und Gaststättenverband in Bonn erneut die andauernde Krise der Heilbäder und Kurorte angesprochen. Es läßt sich nicht leugnen, daß das rapide gesunkene Kurgastaufkommen in erster Linie auf den Rückgang der Sozialkuren zurückzuführen ist. Orte wie Bad Nenndorf und Bad Eilsen, die weit überwiegend vom Kurwesen leben, spüren diesen Rückgang arbeitsplatzmäßig und in ihrer Gesamtentwicklung besonders stark.

Da ich nicht glaube, daß unsere beiden Bäder im Landkreis Schaumburg den Rückgang an Kurgästen in den letzten zwei bis drei Jahren aus eigener Kraft durch Umstrukturierung des privaten Beherbergungsgewerbes und der öffentlichen Einrichtungen auf Fremdenverkehr/Urlaubstourismus werden auffangen können, wird man weiter darum bemüht sein müssen, die Rahmenbedingungen für Sozialkuren wieder zu verbessern. Als Mitglied des Bundestagsausschusses für Jugend, Familie und Gesundheit werde ich solche Bemühungen aktiv unterstützen.

Hauptpreisträger nahmen Gewinne entgegen



Sachsenhagen. Jetzt wurden auch die Sieger des Preisausschreibens und des Luftballonwettfliegens der Volksbank Sachsenhagen geehrt und mit Sachpreisen bedacht. Bankleiter Ernst Gewecke nahm die Preisverteilung vor: Beim Jugendpreisausschreiben hießen die Sieger Jens Hellmann, Thorsten Vogt und Michael Schäfer. Beim Luftballonwettfliegen wurden folgende Hauptpreisträger ermittelt (Foto): Simone und Andreas Wolf, Rüdiger Hintz, Sebastian Busse, Frauke Platz, Rainer Lindemann und Dirk Rottmann.

Sperrmüllabfuhr

Bückeburg. In der Stadt Bückeburg wird die nächste kostenlose Haussperrmüllabfuhr in der Zeit vom 16. Januar bis 18. Januar durchgeführt.

Das Stadtgebiet wird in zwei Abfuhrbezirke eingeteilt. Die Grenze zwischen dem südlichen und dem nördlichen Stadtgebiet bildet die Bundesstraße 65. In den Straßen, die an der Bundesstraße 65 und nördlich von diesen Straßen liegen (Richtung Scheie), wird am Montag, 16. Januar 1984 abgefahren. Alle Straßen, die südlich der Bundesstraße 65 liegen (Richtung Kleinenbremen), werden am Dienstag, 17. Januar 1984 entsorgt. In den Ortsteilen wird am Mittwoch, 18. Januar 1984 die Sperrmüllabfuhr durchgeführt.

Prozeß gegen Einbrecher und Hehler

Bückeburg. Am 6. Februar, 10.30 Uhr ist vor dem Schöffengericht in Bückeburg das Verfahren gegen sechs Angeklagte anhängig. Den Angeklagten M., Ri. und K. wird zur Last gelegt, in der Nacht zum 27. Dezember 1982 in die Wohn- und Praxisräume des Arztehepaares Dr. M. in Obernkirchen eingedrungen zu sein, wobei sie unter Zuhilfenahme eines von der Angeklagten S. erstellten Planes der Wohn- und Praxisräume aus dem Hause eine Vielzahl von alten Ikonen, Orientteppichen, Brücken und Wandbehängen, Pelzmäntel, Schmuckkassetten, Schmuck, Geld in großen Scheinen sowie ärztliches Gerät und Medikamente entwendeten, wobei die Angeklagten Ru. und K. einen Teil der Beute für geringes Entgelt an Landfahrer veräußerten.

Der Riemer – ein vergessener Dorfhandwerker

Hier zulande der Sattler. Er wurde auch ein Opfer der Zeit

Es gibt ihn schon lange nicht mehr – den Riemer. Einmal war er eine wichtige Person im alten Sudetendorf. Ohne den Riemer konnte kein Pferd eingespannt werden, und ohne Gespann konnte kein Erntewagen in die Scheune, kein Holz aus dem Wald geholt werden, kein Korn in die Mühle, kein Brautpaar zur Kirche und kein Leichenwagen auf den Friedhof gebracht werden. Die Pferde, die einen Wagen zogen, brauchten ein Geschirr aus Riemen, und das konnte nur der Riemer herstellen. Er machte es nicht nur zweckmäßig, sondern auch schön: Kummete beschlug er mit Messingplatten und überzog sie mit einem Dachsfell, das vor Unholden schützte, die unterwegs lauerten. Der Riemer hatte den Ehrgeiz, die Pferde im Dorf gut auszustatten. Man konnte an der Beschirrung erkennen, aus welchem Dorf ein Gespann stammte. Der Riemer trug selber den Namen seines Dorfes, seinen Familiennamen kannten viele gar nicht. Er hieß einfach nur „Der Riemer", und es gab in jedem Dorf nur einen dieser Zunft. Die Jüngeren nannten ihn respektvoll „Vetter". Sie kamen, einen zerrissenen Halfter flicken zu lassen, eine neue Schnalle anzubringen oder um einen Peitschenriemen. Neben der Tür hing ein ganzer Zopf schönster Riemen jeder Länge, mit und ohne Quaste. Daneben lehnten Peitschenstecken, echte Triester. Ein Kutscher wurde nach seiner Peitsche beurteilt. Sie diente nicht nur zur Anfeuerung der Pferde. Mit dem Schnalzen der Peitsche brachte ein Bursche seinem Mädchen, wenn er mit seinem Wagen an ihrem Haus vorbeikam, ein Ständchen. Da wurde jeder Kutscher zum Liedermacher – der eine wirbelte seine Huldigung herunter, der andere dehnte sie lang dahin. Wenn es ihm gelang, damit sein Mädchen ans Fenster zu locken, war das der schönste Lohn.

Natürlich merkte das Mädchen auch gleich, was der Fuhrmann für eine Peitsche hatte und beobachtete, ob der Griff mit rotem Leder eingefaßt war. Freilich erfuhren bei diesem Schnalzen auch die Nachbarn, welcher Bursch' es mit welchem Mädchen hatte. Zum Schnalzen gehörte ein Vorschnürchen, das am unteren Ende des Peitschenriemens richtig angebunden werden mußte, damit es beim Schnalzen nicht abriß. Das war für den Schnalzer blamabel. Die Liebe des Mädchens konnte dabei erkalten.

Wenn im Dorf Hochzeit gehalten wurde, erschien das junge Paar zuerst beim Riemer. Es war in Mode gekommen, die Braut mit einem Sofa auszustatten, einem „Kanapee", wie man es nannte. Das Französische hatten die Soldaten aus Wien mitgebracht. Ohne Kanapee kein richtiges Brautfuder – es mußte obenauf liegen. Der Riemer war jedoch nur nebenbei Tapezierer, er blieb vor allem Riemer, und es war ein ehrenwertes Handwerk im alten Dorf. Er war einst so wichtig wie heute der Automechaniker. In seiner Werkstatt, die zugleich Wohnstube war, wurde auch die Dorfpolitik gemacht. Hier trafen sich die Bauern und warteten auf eine Riemenarbeit, saßen um den Riemer herum, der gleichsam mit festen Riemen zusammenband, was man besprach und was dann auch im Dorf geschah.

Hugo Scholz (KK)

740022



Backtag

Nur der Schäfer hat die Verkoppelung überlebt

Die Schafzucht stellte einst einen bäuerlichen Nebenerwerb dar

In den weniger fruchtbaren Gegenden Niedersachsens, besonders in der Lüneburger Heide, brachte die Schafzucht den Bauern zusätzliche beachtliche Einnahmen. So hatte jedes Dorf bis etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, bevor die Verkoppelung abgewickelt war, Hirten nicht nur für Schafe, sondern auch für Pferde, Rinder und Schweine, oft sogar auch für Kälber und Gänse. Da es nach der Verkoppelung jedoch an gemeinsamer Weide fehlte, hörte die „gemeinsame Hut" bald auf.

Nur den Schafhirten, der unter seinesgleichen das größte Ansehen genoß, treffen wir heute, wenn auch nur selten, noch hin und wieder an. Heute aber hütet er nicht mehr die Schafe des Dorfes, sondern die eines Bauern oder seine eigenen.

Vor dem Austrieb im Frühjahr wurden die Schafe geschoren. Zuerst erfolgte das Waschen der Schafe möglichst in fließenden Gewässern und nur mit klarem Wasser. Nachdem die Wolle dann nach einigen Tagen getrocknet war, konnte mit der Schafschur begonnen werden. Das war immer ein Festtag, an dem es besonders gutes Essen gab. Die Männer zogen zum Scheren große und starke Hemden an und über die Hose noch eine Schluderhose, die „Schlodderböx" aus Leinen, da sonst die strampelnden Tiere das Zeug zerreißen konnten. Die bei der Schur benutzte „Schapscheer" soll auch zum Haareschneiden der männlichen Hausgenossen benutzt worden sein.

Nach der Wäsche und der Schur waren die Schafe bei kühlem Wetter sehr empfindlich. Wenn nach den ersten warmen Frühlingstagen wieder kühleres Wetter einsetzt, spricht man heute von „Schafskälte", deren Ursprung daraus zu deuten ist.

Prophet und Heilpraktiker

Die Arbeit des Schäfers begann morgens sehr zeitig. Er war auch derjenige, der auf dem Hof sämtliche Bewohner zu wecken hatte, bevor er mit seinen Schafen abzog. In seiner Umgebung, der Natur, wußte er gut Bescheid. Galt er zumalen als Wetterprophet oder als wohlerfahren in der Heilung von Krankheiten bei Mensch und Tier. Sein Rat wurde gewöhnlich eingeholt und befolgt, bevor noch die Zuziehung eines Arztes beschlossen wurde. Seine umfassenden Kenntnisse der Heilkräuter, deren Bestandteile er zu Tee und Salben zusammenstellte, war sein streng gehütetes Geheimnis. Oft wollte er auch durch „Besprechen" heilen.

Die Ausrüstung des Schäfers bestand aus der Schafschaufel, die es sogar für Rechts- und Linkshänder gegeben haben soll, dem Holster, in dem er Nahrung für sich und seinen Hund mitführte, der sein treuer Begleiter und Gehilfe war. Das tägliche Zusammenleben mit ihm führte dazu, daß er jeden Wink und jedes Wort seines Herren genau verstand. Er handelte sogar selbständig und sah alles, was in der Herde vor sich ging. Nur selten kam es vor, daß er ein Tier verletzte.

Tagsüber ließ dem Schäfer das Hüten der Schafe noch Zeit für mancherlei andere Arbeiten. Sieht man ihn auf bildlichen Darstellungen oft beim Stricken von Strümpfen, so hat er aber auch Quirle, Holzlöffel und Holzpantoffel geschnitzt, hat Besen gebunden und Körbe geflochten.

Beengtes Schlafgemach

Ließ es die Witterung zu, blieb der Schäfer mit seiner Herde draußen in der Hürde. Er übernachtete dann in seiner Schäferkarre, einem auf zwei Rädern ruhenden sargähnlichen Kasten mit spitzem Dach. In diesen mußte er rückwärts mit den Füßen zuerst einsteigen, damit der Kopf an der Tür blieb. Um das Gehäuse in der Waage zu halten, wurde die Deichsel unterstützt. Zwischen den Rädern lag der treue Hund.

Zur Lammzeit um Ostern, die ungefähr vier Wochen dauerte, vervollständigte der Schäfer seine Ausrüstung mit einem „Lammbeutel". In diesem trug er die geborenen Lämmer und brachte sie abends zum Hof. Es befanden sich manchmal drei bis vier Lämmer darin. Schafe bringen meist nur ein Lamm zur Welt, ganz selten zwei. Dann aber hatte das Muttertier nicht genug Nahrung für ihre Lämmer und man mußte „biwennen". Bei diesem Beiwenden wurde nach einer bestimmten Zuordnung von Lämmer-/Muttertausch verfahren. Zwei Muttertiere, die drei Lämmer versorgten, hießen dann „Ewen".

Gegen Ende des Sommers wurden die Schafe ein zweites Mal geschoren. Diese Wolle war die Sommerwolle, deren Ertrag erheblich geringer war als die Winterwolle der ersten Schur.

Im Winter dann saß der Schäfer abends mit der Bauernfamilie am Herdfeuer. Fleißig beschäftigte er sich mit dem Binden von Reiserbesen aus dünnen Zweigen, die er im Laufe des Sommers im Speicher gesammelt hatte. Das war seine Winterarbeit, zu der er sich beim Dienstantritt auf dem Hofe verpflichtet hatte. So brachte es der Schäfer um die 30 bis 50 Reiserbesen, die er wiederum zum Speicher brachte, von wo sie bei Bedarf geholt werden konnten. Manfred Radomi

/. Gastezi., Fl. m.
lraum, Bad/WC,
ller, **91,44 qm,**
M.



BILIEN

gebot:

r Bauweise mit aus-
gen, Wohnfläche ca.
ndstück 763 qm.
M.

n

rage, Wohn-/Nutzflä-
t, Gaszentralheizung,
1979/80, Grundstück

M.

agen

age, Wohnfläche 170
g, Kamin, Holzfenster
nd überwiegend holz-
ck 721 qm.
M.

in zentraler Ortslage,
Ölzentralheizung, teil-
n, ideal für Kapitalan-

M.

or

ge, 178 qm Wohnflä-
fenster mit Isolierver-
ück 559 qm.
M.

n bevorzugter Wohn-
127 qm, Nutzfläche
nit Isolierverglasung,

M.



Besichtigung: Sonntag, 11.00 Uhr

(Raum Lange Str./Springbrunnen) – Haus mit schöner Fachwerkfassade – 9x9 m – EG + OG = ca. 100 qm. 5 Räume, WC, Ofenhzg., kl. Hofraum. Frei. Günstig –

- Nbg., Hann. Str. (Raum Meerbach), Haus Bj. 1939. Frei – 2 Whg. + Keller + Garage – bestens = 240000,– DM.
- Nbg., Kattriede – Driftkamp 10, Hs. (1965/68), Areal: 1840 qm. Drei Whg. (ca. 170 qm Wfl.), Keller, Garage, Ölhzg. Frei = 243000,– DM – **Besichtigung: Sonnabend, 17 Uhr.**

Assessor
Spehlbrink
Immobilien

Verkauf und Beratung

Nienburg
Tel.: (0 50 21) 47 11

Repräsentativer Bungalow

Nienburg – Raum Wilhelmshütte – Areal: 856 qm – Wohnzi. (ca. 40 qm) mit überdachter Terrasse, gr. Küche, 3 Schlafzi., gr. Bad, Ölhzg., Isoglas – ca. 130 qm Wfl., Vollkeller: Partyraum (29), zwei Hobbyräume + 3 Vorratsräume

● Elegante WOHNQUALITÄT zum WOHLFÜHLEN ●
Für Naturliebhaber ein traumhaft schöner Garten!!!
Preis: VS. – Frei.

● Nbg., **Kattriede – Doppelhaushälfte – Bj. 1975** ●
Wohnzi. (40), Kü., Bad, 3 Schlafzi., gr. Keller. Gartenanteil (ca. 500), frei = **198000,– DM** – günstig.

● **Barenburg. Eleg. Haus (Bj. 1971)** im Neubauviertel – Flußnähe – 931 qm – attraktiver Ruhesitz – Sonnenterrasse, Isoglas. Elthzg. Hervorragende Innenarchitektur. Garage. Frei. **Preis: nur 208000,– DM.**

Assessor
Spehlbrink
Immobilien

Verkauf und Beratung

Nienburg
Tel.: (0 50 21) 47 11

IMMOBILIENANGEBOTE:

ienhaus mit Garage – Bj. 1953 – Ölzen-
ilunterkellerung, neuwertige Terrasse,
rmopaneverglasung etc. – Wohnfläche:
544 qm. **Angebote von Kaufinteres-**
noch kurzfristig entgegengenommen!

OT SCHINNA

eitgerechter Ausstattung – Kunststoff-
pelverglasung, Gaszentralheizung, Bad
ig angelegter Obst- und Ziergarten.
bernahme ist möglich! Areal: 1409 qm.
0,– DM!

sante Immobilien verschiedener Preis-
enordnungen auf Anfrage!

Schomburg Inh. Manfred Kirchmann
svermittlung und -verwaltung ● Grundstücksmakler ●
olzenau/Nendorf · Telefon (0 57 65) 13 70

740024

„Strümpekerls": Neuigkeiten und warme Füße

Ein Kapitel über ausgestorbene Berufe der niedersächsischen Heimat / Von Gerhardt Seiffert

Sie waren einstmals im alten Niedersachsenlande gut bekannt und stets gern gesehen, die „Strümpekerls" aus unseren heimischen Heidegebieten. Wärmende Strümpfe brauchte man ja überall auf dem flachen Lande, an der Küste, in den Flußniederungen wie auch in den Kleinstädten, denn meist trug man hier allenthalben noch „Holtenstäbel", die groben Holzschuhe als Fußbekleidung im Alltag.

Wolle gab es hierzulande durch die derzeit noch sehr großen Heidschnuckenherden ja genug. Hielt man nicht selbst ein paar Schafe, so kauften sich die „kleinen Leute" von den Bauern Rohwolle oder bei den „Hökern" gekratztes und zweidrähtig gesponnenes Garn zum Verstricken. Und dann ging es zur Winterszeit, wenn draußen die Feldarbeit ruhte, am offenen, warm flackernden Herdfeuer oder unter dem blakenden Trankrüsel mit großen klappernden Stöcken an die Arbeit, die, nachdem der Familienbedarf gedeckt war, weitergeführt wurde und als Nebenverdienst rares Bargeld einbrachte.

Alles, was im Hause Hände hatte, von den Olen bis zu den Lütjen, mußte „midde ran". Die „Tagesproduktion" der Familie, so ist jedenfalls überliefert, betrug je Erwachsenen ein Paar lange „Fruensstrümpe" oder zwei Paar „körte Socken für de Mannslüd", da sehr grob und weitmaschig gearbeitet wurde. Um dem Strickwerk dennoch die nötige Dichtigkeit zu geben, wurde es auf ein Brett gelegt und so lange „gewalkt", bis die Strümpfe ein filzartiges Ansehen bekamen. So hielten sie die Füße recht warm und wurden deshalb – so jedenfalls nach einem alten Bericht – „selbst von Personen aus den höheren Ständen bisweilen getragen".

Nicht vergessen sei, daß einstmals auch die „Schaper", die Schäfer, eifrige Stricker waren, wenn sie den ganzen Tag über langsam an der Spitze ihrer Herde schreitend durch die weite, stille, einsame Heide zogen.

Für den Absatz sorgten die „Strümpekerls", die nach Beendigung des Winters das überzählige Strickwerk aufkauften oder zuweilen auch gegen kleine in Haus und Hof benötigte Gebrauchsgegenstände eintauschten. Die erworbenen Strümpfe färbten sie bei sich ein und faßten deren Sohlen und unteren Seitenteile noch mit festem Leinen ein, wodurch sie haltbarer wurden und sich in den „Holtenstäbeln" länger tragen ließen, auch brauchten sie dann nicht so oft gestopft zu werden.

Damit zogen dann die Strümpekerls über Land zu den abseits gelegenen Siedlungen oder auf die Jahrmärkte unserer Kleinstädte. Ihre Ware hatten sie gebündelt in einen großen Leinensack verpackt, den sie mittels Achselschnüren auf dem Rücken trugen. Aus diesem breiteten sie die verschiedenen Strumpfarten vor den kritischen Augen der wählerischen Hausfrauen zum Kauf aus. Alten Überlieferungen nach zahlte man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts für lange Frauenstrümpfe zehn bis fünfzehn alte Groschen, der Groschen zu acht Pfennigen. Kurze Männersocken sowie Kinderstrümpfe kosteten etwa sechs bis acht Groschen.

Vielfach führten die Strümpekerls aus unseren Heidegebieten auch Rohwolle oder grobes Garn zur Weiterverarbeitung mit. Sie wurden also von den Frauen in den Gegenden unserer niedersächsischen Heimat, in denen es wenig Rohwolle gab, oftmals recht sehnsüchtig erwartet.

Aber nicht nur ihrer Ware wegen schätzte man diese fliegenden Wollhausierer allerwärts. Die Strümpekerls kamen ja weither von Ort zu Ort herum und brachten somit von ihren Wanderungen allerlei „Nieigkeiten" mit, denen man dann abends am heimischen Herdfeuer begierig lauschte: „Dor un dor wör noch ne forsche Deern to hebben", oder „jenner Tweitsohn müßte vom Hoff rünner, üm den ölleren Hofferben dat Anwesen to öwerlaten, brächte awer ne mönnig düchtige Uttolung med" – „ok häbbe disser oder jenner von den entfernten Nawers de Oogen för ewwig tomakt" – und was deren Vertellenswertes sich noch zugetragen hatte.

Somit waren dann die „olen Strümpekerls" nicht nur Händler, sondern auch zugleich Nachrichtenübermittler, Ehestifter, Hochtiedsbitter und Boten für örtliche Ereignisse in den ländlichen Gegenden zu Zeiten, als man dort noch keine Zeitungen kannte. Kein Wunder also, daß man sie freudig erwartete, ihnen ihre Ware abkaufte und meist auch noch gern über Nacht behielt.

Einförmige, aber wichtige Arbeit Das Flegeldreschen im Winter

Die alten Redensarten und Sprichwörter sind noch heute bekannt

Eine wenn auch einförmige, so doch wichtige und stark im Leben auf dem Lande hervortretene Tätigkeit war einst das Flegeldreschen, das im Winterhalbjahr erfolgte und gewöhnlich bis Ostern dauerte. Schon morgens ab vier Uhr standen die Drescher, oftmals Tagelöhner, mit den Knechten und Mägden der Bauern auf der Scheunentenne und droschen das Korn. Der Weizen wurde nur bei strenger Kälte gedroschen.

Als Lohn bekamen die Drescher bis etwa zum Jahr 1880 den zehnten Scheffel des gedroschenen Gutes. Erst danach führten die großen Güter die Geldwirtschaft ein. Die Tätigkeit des Ausdreschens des Erntegutes sah man als ein Geschenk der Götter an, denn vorher wurden die Körner mit den Händen aus den Ähren gerieben.

Das Langstroh wurde, nachdem es vorher noch einmal gewendet worden war, mit der Schüttforke geschüttelt und zusammengebunden. Das kurze Stroh und die langen Ähren wurden abgehackt. Die Körner schob man auf der hinteren Schmalseite der Tenne auf einen Haufen. Dann wurde neues Stroh aufgelegt und weiter gedroschen.

Am Sonnabend wurde das Getreide „rein gemacht", das heißt mit der „Worpschüffel" geworfelt: die guten, schweren Körner fielen weit weg, das „Hintergetreide" fiel vorn hin. Dieses wurde für sich gehäuft und als Hühnerfutter verwendet. Später hatte man zum Reinigen des Getreides die sogenannte Getreideklapper, die Windfege.

Zuletzt wurde das Getreide mit dem Scheffel (etwa 55 Liter) aufgemessen und in Säcke gefüllt. Die Drescher bekamen also den zehnten Scheffel, den sie nach Hause trugen, während das Getreide des Bauern auf den Fruchtboden getragen wurde, wo es bis zum Verkauf lagerte.

Bei größeren Landwirten droschen mindestens zwei, oft aber auch drei, vier oder fünf Personen im Takt. Das mußte verstanden und gelernt sein, und wer nicht im Takt drosch, wurde mit Wasser übergossen und verhöhnt. Überlieferte Äußerungen, Sprichwörter und Redensarten aus dieser Tätigkeit wie: Leeres Stroh dreschen – jemand durchdreschen – Dresche kriegen – er ißt wie ein Scheunendrescher – sind heute noch gebräuchlich.

Nicht lange nach der Einführung der Geldbezahlung für das Flegeldreschen kam die Dampfdreschmaschine auf. Mit dem Flegel wurde dann nur noch der Roggen gedroschen, damit man Langstroh zu Häcksel und Strohseile behielt. Aber auch der "Damper", wie man zumeist die Dampfdreschmaschine nannte, und seine Arbeit war nicht ganz so materiell und monoton wie es den Augenschein hatte. Sie wurde begleitet mit Kraftproben im Säcketragen, mit Scherz und Neckerei.

Manfred Radomi



Die Reetdachdecker ernten erst im Winter

Jung gewohnt, ist alt getan

15.7.1964

In Schlüsselburg wird noch gesponnen und gewebt

740027

Im Hintergebäude des schmucken Wohnhauses Schlüsselburg Nr. 77 geht es auf einer Leiter zum ehemaligen Kornboden hinauf. Die Landwirtschaft der alten Plaas ist verpachtet, seit die Tochter einen Schriftsetzer heiratete, der in Minden arbeitet.

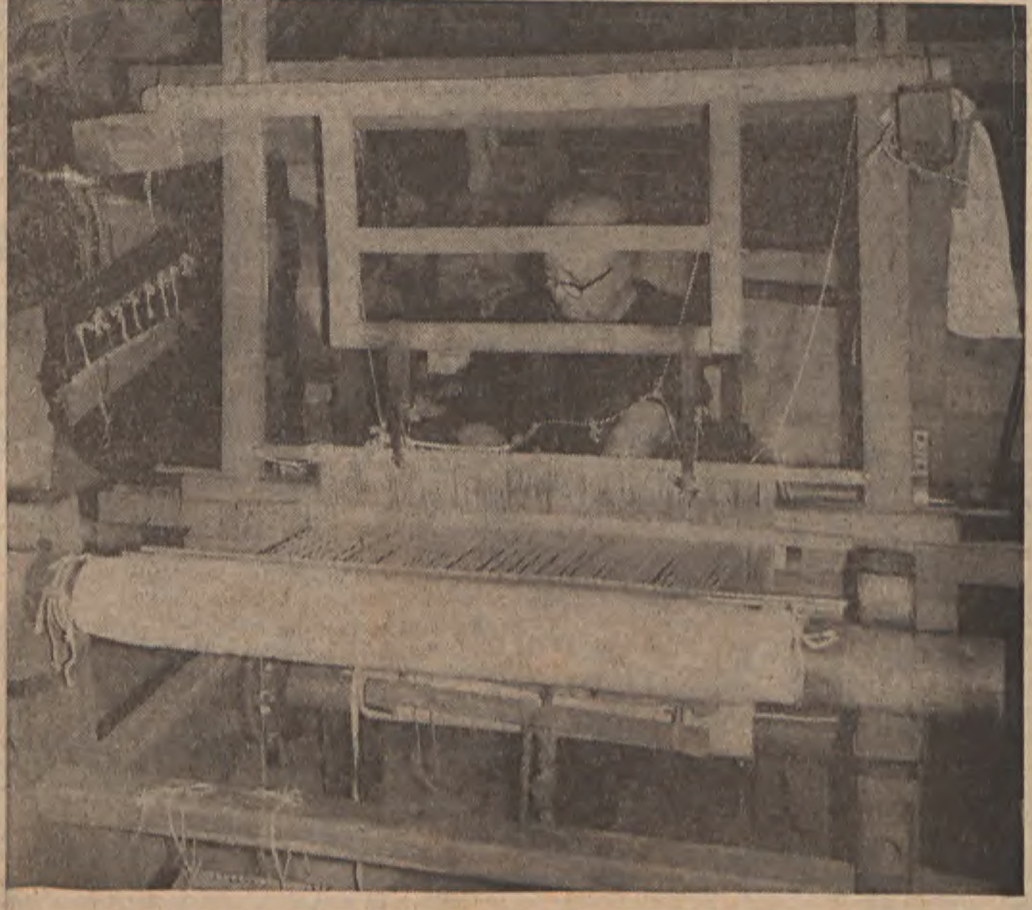
Gut, daß der alte Kornboden da ist, auf dem sich der Webstuhl und die Spinnräder unterbringen ließen. Für eine moderne Wohnung ist besonders der erstere nicht geeignet, und Spinnen und Weben ist eine etwas staubige Angelegenheit.

So klettern denn allmorgendlich Friederike Plaas, 74 Jahre alt und Frau Lampe, 68, mit einer Behendigkeit, die ihnen niemand zutrauen würde, die Leiter zum Kornboden hinauf und erst abends wieder herunter. Es interessiert sie nicht, daß draußen der prächtigste Sonnenschein über den gesegneten Schlüsselburger Fluren lacht – sie sind es gewohnt, ihr Leben lang zu arbeiten und mögen auch im Alter nicht davon lassen.

Schlüsselburg war einst eine Hochburg des Flachsanbaus. Noch bis vor einigen Jahren sah man hier blaublühende Felder. Das ist jetzt vorbei. Auch die Schwingerei ist eingegangen. Aber Flachsvorräte sind noch da, die versponnen und verwebt werden können. Sie hängen an den Pfosten. „Ich habe noch einen ganzen Koffer voll," sagt Frau Lampe, die aus Rehburg stammt, während Friederike und Heinrich Plaas beide gebürtige Schlüsselburger sind. Sie sind Nachbarskinder und kannten sich also längst, ehe Friederike als junge Deern Abend für Abend mit ihrem Spinnrad in die Spinnstube loszog, die reihum auf den großen Dielen der Niedersachsen-Bauernhäuser abgehalten wurden. Von einem Achtstundentag wußte damals niemand etwas. Es wurde gearbeitet vom ersten Hahnenschrei bis zum späten Abend. Und dennoch war das Leben schön, meint Friederike Plaas. Bis 10 Uhr abends wurde gesponnen, dabei gesungen und Geschichten erzählt. Natürlich kamen auch die jungen Burschen des Dorfes, und natürlich war Heinrich Plaas auch dabei; denn nach 10 Uhr durfte getanzt werden. Dann trat die Ziehharmonika-Quetschkommode sagt Heinrich Plaas – in Tätigkeit. Vorher jedoch mußten „die Rollen voll sein." „Das hat Spaß gemacht, das waren noch Zeiten!" sagt Friederike Plaas. „Manchmal waren mehr Jungen als Mädchen in der Stube."

Schnurre, schnurre Rädchen, spinne mir ein Fädchen





Tag für Tag sitzt Friederike Plaas (74) an dem 100 Jahre alten Spinnrad, das sie von ihrer Mutter erbte. Frau Lampe (68) leistet ihr am Webstuhl, der gewiß nicht jünger ist, Gesellschaft in Schlüsselburg Nr. 77 auf dem alten Kornboden. Aufn.: Kucharzik

Noch während des ersten Weltkrieges von 1914 bis 1918 wurden die Spinnabende durchgeführt. Freilich war es da nicht mehr so lustig. Die meisten Männer und jungen Burschen waren an der Front, und viele kamen nicht wieder. Auch im zweiten Weltkrieg holte manche Schlüsselburgerin ihr Spinnrad wieder hervor. „Das Schnurren war so beruhigend in den Bombennächten für die Kinder und für ängstliche Gemüter", erzählen die beiden alten Frauen.

Und jetzt, mehr als zwanzig Jahre danach schnurrt das Rädchen wieder, ist die Haspel noch in Gang, guckt Peter, der Kater zu, wenn der Webstuhl klappert und sein Garn für die Bettücher webt, die gar nicht totzukriegen sind. Die Tochter ist nun auch schon wieder achtzehn Jahre verheiratet, aber ihre Aussteuerwäsche weist noch keine schadhafte Stelle auf, und die Großtöchter beider Frauen, die zwar moderne junge Mädchen sind, freuen sich darauf, daß sie von ihren Großmüttern selbst- und handgewebtes versponnenes Leinen mit in die Aussteuer bekommen, wenn sie mal heiraten. Das alte Paar selbst hat gar keine anderen als selbstgewebte Bettücher.

Rund 100 Jahre sind der Webstuhl und die Spinnräder alt, die von der Mutter ererbt wurden. Wenn sie erzählen könnten, das würde wohl eine lange, lange Geschichte werden!

„Det ohle sieht doch jümmer am schönsten ut!" sagt uns Friederike Plaas zum Abschied. Und Frau Lampe wischt sich mit dem Handtuch, das am Pfosten hängt, den Schweiß von der Stirn. Die Arbeit am Webstuhl, das ist noch eine Arbeit, bei der man ins Schwitzen gerät, beim Spinnen und Weben sind Hände und Füße gleichermaßen beschäftigt, und auch ein aufmerksames Auge gehört dazu.

Wer seinen Kindern das Märchen von Dornröschen erzählt oder wer in der Oper Sentas Spinnstube im „Fliegenden Holländer" sieht, der ahnt wohl kaum, daß Märchen auch noch in unseren Tagen lebendig werden können.

Hildegard Burwick

diesem Jahr ihre Ferien im Süden oder in den Ländern des Nahen oder Fernen Ostens. Einige hundert unter ihnen werden von der Reise mit einem unangenehmen Leiden zurückkehren, das kaum ein Arzt daheim erkennen kann, weil die Krankheit in unseren Ländern schon seit ein paar Jahrzehnten so gut wie ausgerottet ist. Doch unter den Zedern des Libanon, im Schatten der Akropolis, zu Füßen des Ätna oder in den Gassen Neu Delhis lauert noch heute die Gefahr: winzige Erreger, die Fieber, Gliederschmerzen, Verdauungsstörungen und Milzschwellungen hervorrufen können.

Der englische Militärarzt Sir David Bruce war es, der 1887 die Erkrankung zuerst bei den auf Malta stationierten britischen Truppen entdeckte. Der Insel „zu Ehren" nannte er die Erscheinung Maltafieber. Um die Jahrhundertwende fiel die starke Ähnlichkeit dieses Leidens mit einer Infektion auf, die besonders Rinder befällt und Bangsche Krankheit heißt. Kurz vor den zwanziger Jahren stellte sich heraus, daß es sich bei beiden Erregern praktisch um die gleichen Bakterien handelt. Sie werden Bruce zu Ehren Brucellen genannt. Die eigentlichen Erkrankungen werden

Schweinen und Ziegen vorkommen.

Zum Glück verläuft eine Infektion fast nie tödlich. Dafür ist das Leiden, wenn es nicht bekämpft wird, ziemlich hartnäckig und heimtückisch – es tritt in der Maske vieler anderer Krankheiten auf, mit denen der Arzt eher rechnet als mit einer während des Urlaubs in fernen Ländern aufgeschnappten Infektion. Die Kranken fühlen sich niedergeschlagen, nervös, jeder Handschlag wird ihnen zuviel. Dieser Zustand kann sich über Jahre erstrecken. Als besonders lästig aber werden die Fieberattacken empfunden. Sie halten zumeist zwei Wochen lang an. Dann verschwinden sie spurlos, und vielleicht erst Monate später kommt eine neue Fieberwelle.

Das ist vielfach auch der Grund, weshalb die Patienten erst gar nicht zum Arzt gehen. Sie meinen, ihre Schwächeperioden und Hitzewallungen hätten jedesmal eine andere Ursache oder seien durch ihr Alter oder die Beanspruchung im Beruf bedingt. Gerade weil es die Krankheit in unseren zivilisierten Breiten nicht mehr gibt, kommt fast niemand auf den Gedanken, daß er sie sich bei seiner letzten Ferienfahrt zugezogen haben kann.

Hauptsächlich durch Genuß roher Milch und beim Berühren erkrankter Tiere werden die Erreger auf den Menschen übertragen. Die meisten Europäer der hochindustrialisierten Staaten haben sich längst daran gewöhnt, Milch nur pasteurisiert oder abgekocht zu trinken. Von dieser Gepflogenheit lassen sie in der Regel auch als Touristen in weniger kultivierten Ländern nicht.

Doch nicht nur die Milch gilt als Infektionsherd. Die Infektion kann nach dem Genuß eines superben Fleischmahls in Japan oder eines jener chinesischen Schweinegerichte, wie sie uns in Hongkong oder Singapur serviert werden, auftreten. Selbst der gute Ziegenkäse Griechenlands oder der Balkanländer ist in dieser Hinsicht nur mit Vorsicht zu genießen. Das haben neuere Forschungen ergeben.

Die Ansteckung kann noch auf anderen Wegen zustande kommen. Im Mist der Tiere stecken natürlich gleichfalls die Bakterien. Darum: So romantisch es sein mag, zum Beispiel über eine indische Dorfstraße zu schlendern, nachher klebt an den Schuhen womöglich ein Hort von Brucel-

zung oder Schürfwunde. Durch die Poren der heilen Haut dringen die Bakterien in den menschlichen Organismus.

Dennoch braucht sich niemand die Ferienfreude nehmen zu lassen. Entscheidend ist, daß alle wissen, wie leicht sie sich auf Reisen in südliche oder ferne Länder solch eine Infektion zuziehen können, und daß sie nach der Heimkehr beim geringsten Anzeichen sogleich den Arzt aufsuchen. Es gibt heute einen einfachen Test, mit dem sich binnen 48 Stunden feststellen läßt, ob jemenad an einer Brucellose leidet oder nicht. Dabei wird gereinigtes Protein (Eiweiß) abgetöteter Bakterien unmittelbar unter die Haut des Unterarms gespritzt. Entflammt die Partie rot, so ist dies ein sicheres Zeichen für eine Brucellen-Infektion.

Zur Bekämpfung der Krankheit verfügt die ärztliche Wissenschaft heute über wirksame Waffen. Vor allem Kombinationen von Sulfonamiden, Tetracyclinen und Streptomycin haben sich – über längere Zeit verabreicht – in der Praxis bewährt. Je früher der Patient nach dem Urlaub seinen Arzt konsultiert und sich behandeln läßt, desto rascher gelangt die Therapie zum Ziel.

Dieter Dietrich

Verdienstkreuz für Prof. Lutz

Prof. Dr.-Ing. Otto Lutz, Präsident der Deutschen Forschungsanstalt für Luft- und Raumfahrt in Braunschweig und Stuttgart, wurde jetzt wegen hervorragender Verdienste um die Forschung und Entwicklung der deutschen Raumfahrttechnik mit dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet. Bei der Überreichung der Auszeichnung an Prof. Lutz im Haus der Landesregierung in Hannover würdigte Ministerpräsident Dr. Diederichs die großen Verdienste, die sich Prof. Lutz vor allem auf dem Gebiet der Luftfahrtforschung erworben hat. Das Arbeitsfeld von Prof. Lutz umfaßt die Weltraumforschung in Deutschland, allgemeine Probleme der Flugtechnik und der Kerntechnik.

Verpaßte Filmchance in Moskau

Viel Interesse, aber wenig Beifall für westdeutschen Beitrag

Einen ungünstigen Eindruck hinterließ die Bundesrepublik bei den Filmfestspielen in Moskau mit Joachim Mocks Film „Rockys Messer", der außer Konkurrenz als Informationsbeitrag lief. Die Bundesrepublik hat als einziges der teilnehmenden Länder weder eine offizielle Delegation noch einen offiziellen Filmbeitrag nach Moskau geschickt. So ging es auf Mocks eigene Initiative zurück, daß sein Film über Jugendkriminalität

Freundschaft zwischen den Völkern" hätte die Bundesrepublik nach Ansicht der westdeutschen Vertreter in Moskau zu einem geschickteren Auftreten veranlassen sollen. Unter den in Moskau anwesenden westdeutschen Journalisten und privat angereisten Repräsentanten der Filmbranche herrscht das Empfinden, daß die Bundesrepublik bei den diesjährigen Filmfestspielen von Moskau eine Chance verpaßt hat.

Monica von Cube

118 Arbeiten von Künstlern aus Europa und dem amerikanischen Kontinent gezeigt. In einer Sonderausstellung soll außerdem mit einer Auswahl von jeweils 100 Zeichnungen und Aquarellen das Lebenswerk von Paul Klee und Egon Schiele gewürdigt werden. Während der „Internationale" wird der Kunstpreis der Stadt Darmstadt vergeben. Ein umfangreicher Katalog mit über 300 Abbildungen liegt vor.

„Paulssen-Preis" verliehen

Der neugestiftete „Hans-Constantin-Paulssen-Preis" der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA) für hervorragende wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der Gesellschafts- und Sozialpolitik wurde jetzt in Köln erstmalig verliehen. Den mit 10 000 Mark dotierten Preis erhielten je zur Hälfte der Kölner Privatdozent Dr. rer. pol. Philipp Herder-Dornreich für seine Arbeit über den „sozialökonomischen Grundriß der gesetzlichen Krankenversicherung" und Dozent Dr. jur. Bernd Rüthers aus Münster (Westfalen) für seine Arbeit „Gesetzesauslegung im Wandel sozialer und politischer Verhältnisse".

Vom Stuttgarter Theater

Walter Felsenstein, Leiter der Ostberliner Komischen Oper, beginnt Ende September in Stuttgart mit den Proben zu einer Neuinszenierung von Webers „Freischütz". Die musikalische Leitung hat Carlos Kleiber, die Ausstattung entwirft Rudolf Heinrich. Die Premiere ist für den 2. Dezember vorgesehen. – Nach den Eröffnungspremieren des Württembergischen Staatsschauspiels mit Werken von Lessing und Horvath probt Peter Palitzsch „Marija", das 1935 entstandene Schauspiel von Isaak Babel. Bühnenbild: Wilfried Minks. Palitzsch' zweite Inszenierung wird die Uraufführung von Herbert Asmodis zeitkritischer Satire „Stirb und werde" sein.

Dramatiker-Treffen in Berlin

Ein internationales Dramatiker-Treffen im Zusammenhang mit der XV. Dramaturgen-Tagung veranstaltet vom 2. bis 7. Oktober in Berlin der Verband Deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten unter dem Patronat des Nobelpreisträgers und Präsidenten des Conseil international des auteurs et compositeurs dramatiques Halldor Laxness sowie des Ehrenmitgliedes Prof. Dr. h. c. Carl Orff.

Musikfest in München eröffnet

In München wurde das Allgemeine Deutsche Musikfest eröffnet, das vom Verband deutscher Musikerzieher und konzertierender Künstler veranstaltet wird. Der Präsident des veranstaltenden

Orthodoxes Konzil angekündigt

Ein universales Konzil der orthodoxen Kirchen kündigte der ökumenische Patriarch Athenagoras I. von Istanbul in einem Interview mit dem Zweiten Deutschen Fernsehen (ZDF) an. Es soll nach fast zwölf Jahrhunderten zum ersten Male wieder die gesamte Orthodoxie versammeln und der inneren Erneuerung der Kirchen dienen. Auch wolle die Orthodoxie damit ihren vollen Anteil beisteuern zum gemeinsamen Weg der Liebe, des Friedens und der Einheit, um so den Bedürfnissen des heutigen christlichen Lebens zu entsprechen.

Buchkunst unserer Zeit

Aus Anlaß des 60. Geburtstages von Gotthard de Beauclair am 24. Juli veranstaltet die Stiftung Buchkunst vom 14. Juli bis 10. Oktober in ihren erweiterten Räumen Sophienstraße 8 in Wiesbaden eine Ausstellung der Hauptwerke des Buchkünstlers de Beauclair, dessen Gestaltungsweise eine Verkörperung des Begriffs der Buchkunst unserer Zeit ist. Der in Frankfurt am Main ansässige Jubilar ist vor allem durch seine jahrzehntelange Mitarbeit beim Insel-Verlag bekannt geworden; in jüngerer Zeit dann auch durch die Pressedrucke seines eigenen Verlages Ars librorum und seiner Trajanus-Presse. Er hat u. a. die Gesamtausstattung der achtzehnbändigen neuen Propyläen-Kunstgeschichte des Propyläen-Verlages, dessen buchkünstlerischer Berater er seit 1964 ist, übernommen.

270 Millionen für Hochschulbau

Die Länder werden 1968 insgesamt 270 Millionen Mark für die Finanzierung neuer wissenschaftlicher Hochschulen zur Verfügung stellen. Das wurde in Bochum im Anschluß an eine Sit-

Der Umgang mit dem komplizierten Klöppelgewirr galt als leicht erlernbar. Seit jeher arbeiteten auch Kinder damit.

Ullstein (2)

ten dem Wirtschaftsministerium die Kur- und Badeorte, weil die Zahl der bewilligten Kuren weiter sinkt. Nach dem Rekord von 814 000 Kuren im Jahre 1981 rechnet die Branche jetzt mit 620 000 bis 640 000

kehrsbetriebe [...] ten davor, in der Natur einen Vermarktungsgegenstand zu sehen. Sie plädierten gegen den Massentourismus und für individuellere Formen der Erholung.

Im Umfeld von Wilhelmshaven betrachtet man diese Entwicklung mit Sorge. Die Hafenverwaltung geht davon aus, daß die Umstellung der Raffinerien einen fühlbaren Rückgang des Ölumschlags in Wilhelmshaven zur Folge haben wird.

[...] Landesjugendamt auf eine erneute Einweisung des Jungen in die Fürsorgeerziehung drängte, um dem Kind eine längere Haftzeit zu ersparen. Beim Landesjugendamt war ein entsprechender Antrag am 9. Mai eingegangen, zwei Tage bevor sich Nafiz Yilmaz in seiner Zelle umbrachte.



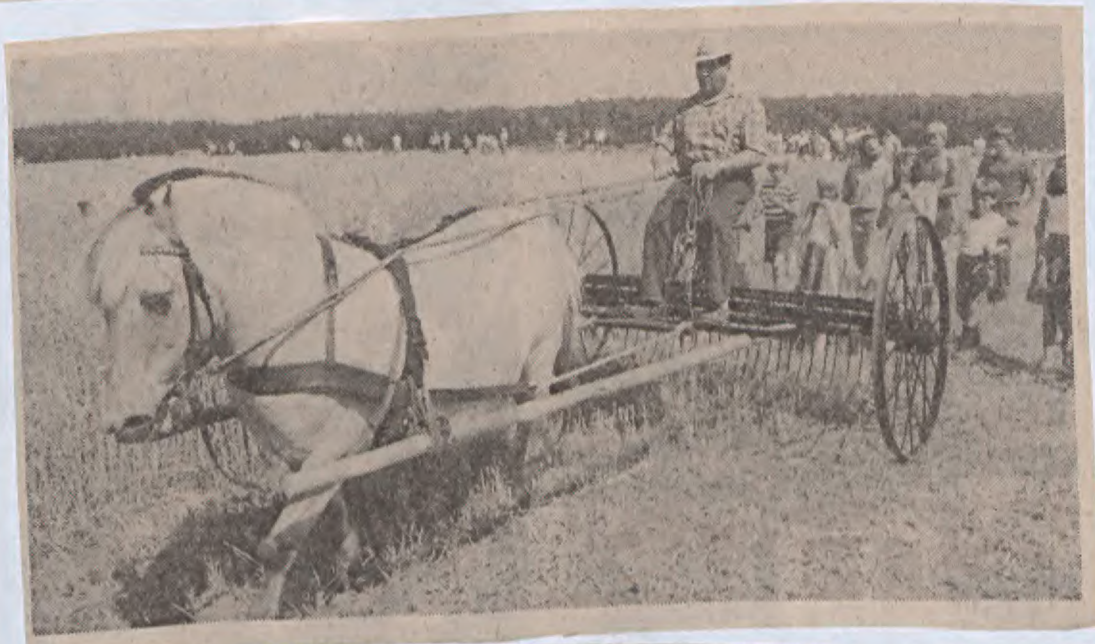
Dreschen auf dem Felde mit Transmission vom Elektromotor über verlegte Kabel.



Erntedrusch im Weizacker auf dem Felde mit Dampflokomobilen und Dreschmaschinen. Die gefüllten Kornsäcke werden mit Pferdefuhrwerken abgefahren

740030









Zigarrendreher bei der Arbeit. Rechts ein Vorleser. Meistens wurde aus Ferdinand Lassalles Schriften gelesen, der durch soziale Reformen den Arbeitern ein besseres Leben sichern wollte. Er hatte den Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Verein gegründet.



Hinrich Klindwort beim Flechten eines Bienenkorbs, der ein halbes Jahrhundert halten wird. Aufn.: Rodau

Kuhmist hält Nässe und im Winter Kälte ab

Hinrich Klindworts Bienenkörbe überdauern mühelos ein halbes Jahrhundert

rr. **Rotenburg**

Vorsichtig hebt Hinrich Klindwort einen seiner aus Stroh und Reet geflochtenen Bienenkörbe aus dem kleinen Bienenstock und dreht ihn langsam um. Unzählige Bienen summen zwischen den Waben. Sie verbreiten einen Hauch von Wärme. Wenn die Frühlingssonne scheint, wenn sich die ersten Blüten öffnen, dann beginnt für die fleißigen Insekten die Sammelarbeit. Sie tragen Honig zusammen. Der Lohn für die kleinen Tiere – zu einem Volk gehören im Frühjahr etwa 10 000 und zur Schwärmzeit im Sommer 40 000 bis 50 000 Bienen – besteht aus Zuckerwasser.

Hinrich Klindwort, 64 Jahre alt, ist nicht nur Imker, sondern er beherrscht gleichzeitig ein seltenes Handwerk: Der hochgewachsene Rentner aus dem Dörfchen Granstedt (Kreis Rotenburg), einem Ortsteil von Selsingen, kann nämlich Bienenkörbe flechten. Die Körbe, die unter seinen geschickten Händen wachsen, überstehen mühelos ein halbes Jahrhundert.

Klindwort ist auf dem Hof seines Vaters bei Heeslingen aufgewachsen. Der Vater war von der Imkerei so begeistert, daß er in den 20er Jahren neben der Landwirtschaft eine Großimkerei mit 300 Völkern unterhielt. Das schwierige Flechten von Bienenkörben begann für den Sohn ganz einfach: „Ich habe anderen über die Schulter geschaut und es dann selbst versucht." Er mußte viel Lehrgeld bezahlen. Am kompliziertesten ist der Anfang, das Formen des Bienenkorbdachs. Dazu gehören viel Geschick und Geduld.

Inzwischen ist der 64jährige längst Meister in seinem Fach. Die Materialien, mit denen Bienenkörbe seit eh und je geflochten werden, Stroh und Reet, werden als kleine Bündel spiralenförmig übereinandergelegt und mit halbierten Bambusrohren verbunden. Ist das kleine Kunstwerk fertig, wird es außen mit Kuhmist bestrichen. Hinrich Klindwort: „Der getrocknete Kuhmist stößt die Nässe ab und isoliert im Winter gegen die Kälte."

Bienenkörbe haben einen Außendurchmesser von etwa 40 Zentimetern, die Wand ist zirka sechs Zentimeter stark. In die Körbe werden Stäbe eingezogen, zwischen denen sich die Bienen ihre Waben bauen.

Über mangelnde Nachfrage kann sich Hinrich Klindwort nicht beklagen. Da sind einmal die Imker und die vielen, die Bienenkörbe als Wohnungsschmuck benutzen – manche funktionieren sie in Lampenschirme um ... 15 bis 20 Stunden dauert es, bis ein Bienenkorb fertiggestellt ist. Er kostet bei Hinrich Klindwort 50 bis 60 Mark. Der Rentner: „Im vergangenen Herbst hat ein Deutschamerikaner über die Botschaft Verbindung zu mir aufgenommen. Dem sollte ich 100 Bienenkörbe liefern. Das habe ich aber abgelehnt, weil mir das einfach zu viel wurde."

Kürzlich hat sich bei Klindwort der Imkerverein Soltau gemeldet: „Ich soll die Mitglieder," sagt der 64jährige, „lehren, wie Bienenkörbe geflochten werden."

Unter

Nach dem Blitzschlag

Wie soll es mit dem Kunstimperium Ludwig weitergehen?

Vor einer Woche schlug die Nachricht ein, und über weitere Folgen des Blitzschlags schweigen die Betroffenen noch: Der Aachener Kunstsammler Peter Ludwig gab (wie gemeldet) auf einer Pressekonferenz bekannt, daß mit dem Verkauf seiner auf mindestens 100 Millionen Mark geschätzten Kollektion kostbarster Handschriften an das amerikanische Getty-Museum „eine der größten Operationen auf dem Kunstmarkt" gelungen sei. 144 illuminierte Manuskripte, während der vergangenen Jahre in ihrem Depot im Kölner Schnütgen-Museum von zwei Wissenschaftlern erschlossen und in opulenten Katalogen publiziert, sind der Bundesrepublik verlorengegangen: Handschriften vom frühen Mittelalter bis zur Spätrenaissance, aus europäischen Ländern, Byzanz und Persien, die das Herzstück der Sammlung Ludwig waren und mit deren Besitz das Kölner Museum gerechnet hatte.

Der spektakuläre Verkauf, dessen Summe weit höher gelegen hat als zum Beispiel die 78 Millionen Mark, die in London bei der Versteigerung der berühmten Hirsch-Sammlung herauskamen, ist auch das Ende der geplanten Stiftung Ludwig – einer Art Stiftungskonzern mit Beteiligung des Bundes, des Landes Nordrhein-Westfalen und der Stadt Köln –, um die seit rund drei Jahren zäh und zögerlich, mit vielen Kontroversen gestritten wurde. Ludwig begründete seinen kulturpolitischen Schlag jetzt mit mangelndem Zuspruch und fehlendem Dank auf staatlicher Seite, und er verwies darauf, daß er bei den Stiftungsverhandlungen keinen Partner auf nationaler Ebene habe finden können.

Geschenke angekündigt

Das ist auch nur selbstverständlich. Selbst wenn man die Schwerfälligkeit von Bürokratie auf Bundes-, Länder- und Kommunalebenen überwunden hätte, blieb Ludwigs Partnern doch die Schwierigkeit, sich einig zu werden, ob die gigantische Institution zur Wahrung und Mehrung des dann öffentlichen Ludwig-Besitzes zu realisieren sei, nicht zuletzt, weil sie den verfassungsmäßigen Rechten der Länderkulturhoheit zuwiderstand. Der Aachener Sammler kann da schneller handeln, besser taktieren und einschneidende Entscheidungen treffen. So hat er im Anschluß an die Hiobsbotschaft des Handschriftenverkaufs der Stadt Köln die Schenkung aller in ihren Museen befindlichen Leihgaben ohne Auflagen in Aussicht gestellt – Millionenwerte in jedem Fall, zum Beispiel Bilder klassischer Moderne, altamerikanische und mittelalterliche Kunst.

Der Stadt Köln kann dieser Akt der Wiedergutmachung, als der die geplante Schenkung erscheint, nur mehr als recht sein, hat sie sich doch als Sitz der Stiftung Ludwig nicht nur die Rolle eines bundesdeutschen, wenn nicht europäischen Kunstzentrums erträumt. Sie hatte auch bereits denfabrikant und Vorsitzende des Aufsichtsrats der Leonhard Monheim AG, der Monheim Schokoladenfabrik und der Monheim Planungs- und Vertriebsgesellschaft, zu denen u. a. die Marken Trumpf, Lindt & Sprüngli und Mauxion gehören, der Stadt Köln 340 Exponate seiner Sammlung zeitgenössischer Kunst mit dem Schwerpunkt amerikanischer Pop-art. Die Stadt hat sich dafür verpflichtet, einen Museumskomplex zu bauen, ein „Museum Ludwig", in das auch als selbständige Organisation das Wallraf-Richartz-Museum einziehen soll. Das 250-Millionen-Objekt in Domnähe, am Rhein, ist im Bau. Nach den Planungen soll es 1985, zum 60. Geburtstag Ludwigs, eingeweiht werden. An den Baukosten beteiligt sich der Bund zu einem Drittel, und nicht zuletzt wegen einer möglichen größeren Beteiligung auf breiterer Ebene hatte Köln auf das Zustandekommen einer Stiftung gesetzt.

Nun private Stiftung

Peter Ludwig, der aus einer Koblenzer Industriellenfamilie stammt, Rechtswissenschaft und Kunstgeschichte studiert hat (mit einer Promotionsarbeit über „Das Menschenbild Picassos"), will sich nun nach Aachen und auf eine private Stiftung zurückziehen, die finanziell aus dem Erlös der in seiner Firma angelegten Getty-Millionen gespeist werden soll. Die Grundlage der Stiftung bildet der noch als Leihgaben außerhalb Kölns verstreute Kunstbesitz des Sammlers – zeitgenössische Kunst etwa in den Museen von Aachen, Saarbrücken, Mainz, Ostberlin, Dresden und Paris.

Geht man den verzweigten Spuren dieser Sammlung nach, verfolgt man die Kunstkäufe von Irene und Peter Ludwig, so kann einem die Kauflust, der Unternehmergeist, die gewitzte Strategie der Leihgabenverteilung und der Schenkungen den Atem nehmen. Das kunsthungrige Sammlerehepaar hat die Museumslandschaft nicht nur der Bundesrepublik in den vergangenen Jahren in Bewegung gebracht. Vor allem Peter Ludwig, ein großzügiger und unbequemer Mäzen, hat sich damit mehr als jeder andere Verdienste um die Förderung der Kunst erworben und dabei gleichzeitig ganz unbefangen Doktorhüte, Professorentitel, Ehrenbürgerschaften, Museumsneubauten, Umbenennungen traditionsreicher Häuser eingehandelt.

In Basel schenkte er dem Antikenmuseum der Stadt 1981 seine Antikensammlung von rund 200 Objekten. In Wien konstituierte sich im gleichen Jahr nach heftigen Debatten die „Österreichische Stiftung Ludwig für Kunst und Wissenschaft", in die der Sammler 161 zeitgenössische Werke im geschätzten Wert von zehn Millionen Mark einbrachte, während der Staat als Gegenleistung fünfzehn Jahre lang jeweils 1,5 Millionen in einen Fonds [illegible]

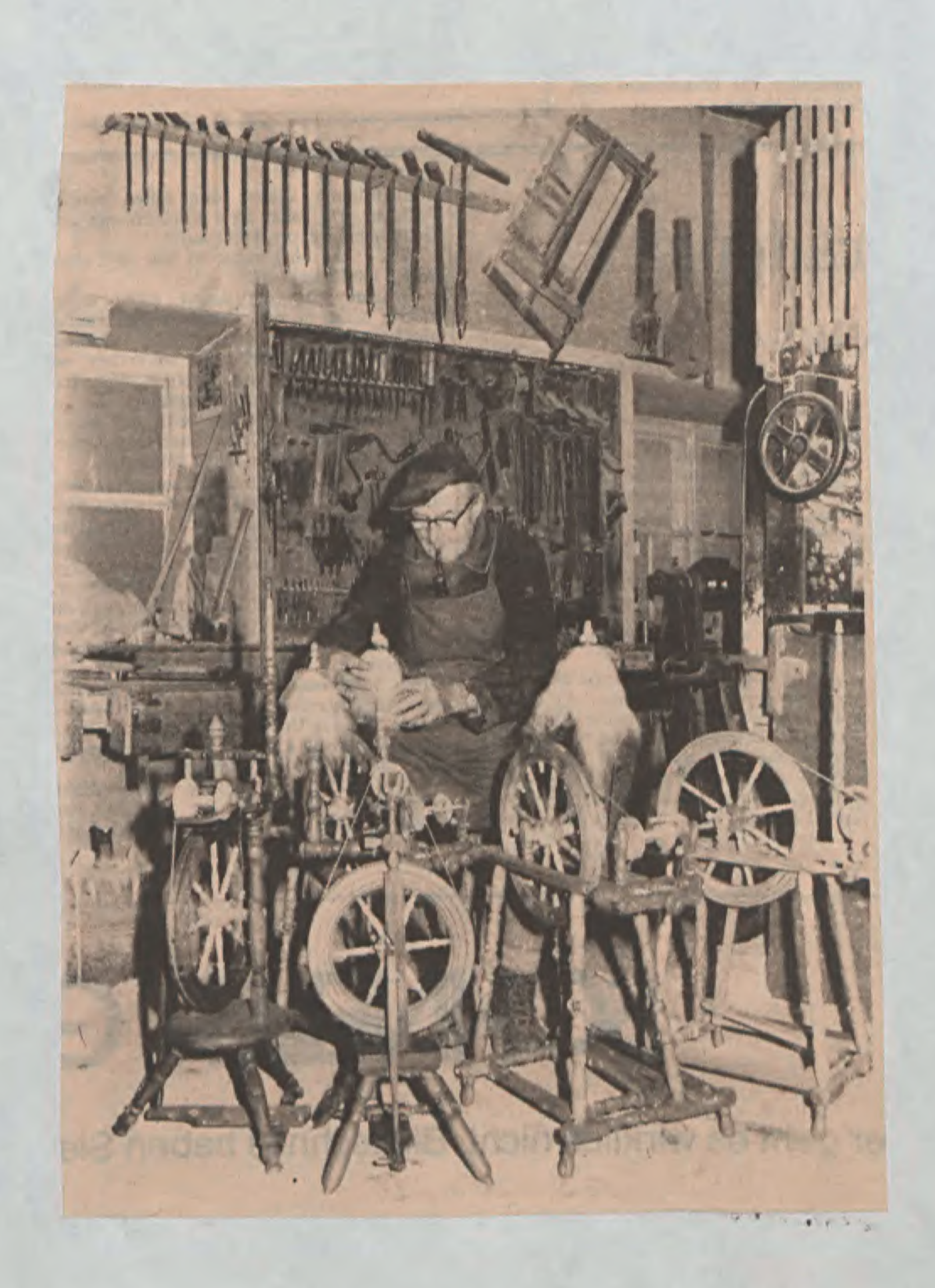


Peter Ludwig – großzügiger und unbequemer Kunstmäzen. Aufn.: Brigitte Friedrich

1977 bereits erhielten das Suermondt-Museum in Aachen rund 150 Werke mittelalterlicher Kunst, das Aachener Couven-Museum eine kostbare Kachelsammlung, die Neue Galerie der Stadt wird immer wieder mit Neuerwerbungen beliefert. In der Nationalgalerie in Ostberlin hängen seit 1977 24 Werke europäischer und amerikanischer Moderne als Dauerleihgabe – eine kulturpolitische Öffnung nach Osten, wie sie wohl nur Ludwig zustande bringen konnte.

Die Stiftung Ludwig sollte die Krönung aller Eroberungen von Kunst und Kunsthäusern sein. Und wenn Kommentatoren noch vor drei Jahren anzweifelten, ob Peter Ludwig angesichts immenser öffentlicher Vorleistungen „moralisch tun" könne, „was er rechtlich darf", nämlich Werke zurückziehen, dann mag man heute nicht mehr rechten. Die überragende Sammlerfigur wird ohne krönendes Denkmal auskommen; ein bauliches Denkmal sondergleichen wird ihm mit dem Kölner Museum ohnehin errichtet. Und die Schenkungen und Leihgaben sind in berühmten Museen zu seinem höheren Ruhme, vor allem aber als Gewinn für die Öffentlichkeit in bestem Rahmen präsentiert.

Nach dem Eklat des Handschriftenverkaufs sollte jedoch in Bonn nachgedacht werden, wie schnell und wirksam eine Novellierung zum Schutze von nationalem Kulturgut realisiert werden kann. Dazu



Ausgestorbene Berufe unserer Heimat

740034

Nebenerwerb als Bestandteil ländlichen Lebens

Durch die bereits nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich im Zuge der Technisierung und Mechanisierung mehr und mehr ausbreitende Fabrikation in vielen Handwerkszweigen verschwanden in zunehmendem Maße und schließlich völlig auch alte Berufe und Nebenerwerbe, die seit ältesten Zeiten zum festen Bestandteil des ländlichen Lebens gehörten.

Wer zum Beispiel kennt heute noch Klammernmacher, Moluckendreher, Wichsenmacher oder Harkenschnitzer wie verschiedene andere handwerkliche Tätigkeiten. Auf diese soll in den folgenden Ausführungen nun einmal erinnernd eingegangen werden; auf ihre Aufgaben und ihre Arbeitsweisen, in besonderer Beziehung auf unser niedersächsisches Heimatgebiet.

Das Klammernmachen war in früheren Zeiten für manchen Landbewohner ein einträgliches Geschäft. Man betrieb dies Gewerbe hauptsächlich wintertags, wenn draußen nichts mehr zu verdienen war. Als Material für diese Wäscheklammern nahm man meist das Holz der Hülse, dem niedersächsischen Fuhbusch, der Haselnuß oder anderen Harthölzern unserer Wälder und sägte es in gut fingerlange Enden. Dann schälte man bis an den sogenannten Kopf, meist einem Knoten oder Ast, die Rinde ab, schnitt unterhalb des Kopfes einen Kring rings um die Klammer und spaltete dann schließlich das untere Ende auf. Zuletzt wurden die Klammern noch gründlich ausgekocht, um sie nach dem Trocknen haltbarer und zäher zu machen. Schockweise verkaufte man dann in Stadt und Land diese selbstgefertigten Wäscheklammern, die bedeutend haltbarer waren als die später übliche Maschinenware aus sprödem Buchenholz.

In ganz vereinzelten Gegenden Niedersachsens, so zum Beispiel in Twistringen im Kreise Syke, betrieb man früher häufig eine Hausbeschäftigung, die man „Moluckendreherei" nannte; es war dies die Herstellung von Strohhülsen für Flaschen.

Auch diese Arbeit stellte man zur Winterszeit her, wenn es auf dem Acker und im Garten nichts mehr zu tun gab. Man nahm gutes Stroh, wie es der Strohdachdecker gebrauchte, breitete es in etwa bleistiftdicker Schicht auf dem Tisch aus und beschnitt es, je nachdem wie hoch oder lang die Hülsen werden sollten. Mit dünnem Faden wurde nun das Stroh mehrfach durchflochten, gleich einer dünnen Strohmatte. War diese nun breit genug, so daß sie eine Flasche umhüllen konnte, dann wickelte man sie rohrförmig auf und umschnürte das eine Ende gehörig mit einem anderen Faden. Die Molucken wurden natürlich, je nachdem sie für Weißwein, Rotwein oder andere Flaschen bestimmt waren, in verschiedenen Größen und Weiten hergestellt und dann an Weinkellereien oder Weinhändler verkauft.

Die Moluckendreherei hat als Hausindustrie schon seit sehr langer Zeit aufgehört; manche besaßen bald eine kleine Maschine zur Herstellung der Flaschenhülsen, inzwischen aber war auch dieses häusliche Gewerbe zu einer „Fabrikation" geworden.

In der ganzen Gegend von Twistringen, wie nicht weit von Bremen überhaupt, blühte in alten Zeiten die Strohflechterei. Und es waren nicht immer Flaschenhülsen, die man herstellte, sondern auch in großen Mengen grobe und feine Flechtwerke für Strohhutfabrikanten, die sich hier und da niedergelassen hatten und reichen Absatz für ihre Strohhüte fanden. Sie hatten sogar große Lieferungen nach dem Auslande, und vor allen Dingen in Gebiete, wo grobe Strohhüte von Plantagenarbeitern in großen Mengen gebraucht wurden bei ihren Arbeiten im heißen Sonnenbrand. Vielleicht stammt daher der eigenartige Name dieses Gewerbes von den Molucken, den indonesischen Gewürzinseln.

Wer kannte früher Schuhcreme? Da ging man zum Kaufmann und holte sich eine Schachtel Schuhwichse für 5 oder 10 Pfennige. Und wer gleich mehr haben wollte, der nahm eine kleine Krucke oder Flasche voll Stiefelwichse. Mit Speichel oder etwas Wasser wurde diese Wichse verdünnt und dann auf das Schuhzeug aufgetragen. Und die Schuhe bekamen auch ihren Glanz, wenn auch nicht so schnell.

Die Herstellung der Wichse war familienweise ein Geheimnis und wurde von Generation zu Generation mündlich weitergegeben. Damit sich das Geschäft auch lohnte, gab es auch nur verhältnismäßig wenig Wichsenmacher; wohnte auch in dieser oder jener Stadt einer, so fand man sie meistens in Wald- und Gebirgsgegenden unserer niedersächsischen Heimat.

Das Rezept war folgendermaßen: Zu einem halben Zentner Zuckermelasse kam ebensoviel „Frankfurter Schwärze", auch Leimschwärze genannt. Statt dieser nahm der Waldbewohner natürlich selbsthergestellten Kienruß, und seine Schwärze blieb darum mehr grau. Melasse und Schwärze oder Kienruß wurden nunmehr gut verrührt. Dann kochte man ein Pfund Alaun in 5 Liter Wasser gut auf und vermengte dies mit dem Übrigen. Nachdem das Gemenge ungefähr einen halben Tag geruht hatte, gab man unter stetem Umrühren langsam 10 Pfund Schwefelsäure hinzu. Ungefähr eine Stunde dauerte es, bis sich diese Masse erst wieder beruhigt hatte und genügend gesackt war. Jetzt wurden noch zehn Pfund Fett oder Baumöl oder dergleichen unter das Ganze gerührt.

Die Wichse war nun zum Verkauf fertig; da sie aber noch dickflüssig war, konnte sie nur in Flaschen abgegeben werden. Die Wichse dagegen, die in Schachteln verkauft werden sollte, mußte erst noch gehörig eingedickt werden. Dies geschah dadurch, daß man fünf Liter Wasser mit drei Pfund Eisenvitriol aufkochte und es gut mit der fertigen, flüssigen Stiefelwichse verrührte. Ebenso beschäftigte man sich früher auch mit der Herstellung einer besonders gerühmten Schuhschmiere. Dazu ließ man tierisches Darmfett in einem Topf ausbraten und mengte dahinein noch mancherlei geheime Mittel, besonders aber wieder Kienruß. Diese Schmiere mußte aber vor dem Gebrauch immer erst angewärmt werden, damit sie sich leichter auf dem Leder verteilen ließ.

Gerhard Seiffert

duelle Gestaltungs-
chkeiten
An- und
zahlungen
reis erst zahlbar
hlüsselfertiger
abe
reisgarantie:
nate nach
gsabschluß

oses Informations-
auf Anforderung.

Sie bald. Sie sind
willkommen.

n Sie unser Muster-
trum (außer an ges.
en) in Salzgitter-
edt, Peiner Straße
Mo-Fr 9.00-12.30
0-18.00 Uhr, Sa
0 und 14.00-17.00,
13.00 und 14.00-
).

DRENOLIT
IGHAUS
H Werk Salzgitter
traße 151-155, Abt. 29
g Engelnstedt/
gebiet)
zgitter-Lebenstedt
05341/61006-08

Qualität Leistung

Testen Sie den Wohnwert, die Verarbeitung und die Ausstattung selbst.

Wir zeigen Ihnen 3×
den Typ „Junior N", Satteldach40°, einschl. kompl. Dachgeschoßausbau, 122 qm bewohnbare Fläche, Vollkeller 67,5 qm

Festpreis: 139 800,–

Hier finden Sie die Musterhäuser:

3008 Garbsen 2
OT Osterwald O. E., Hauptstraße 371

Besichtigungszeiten und Beratung am
Sonnabend: 14 bis 17 Uhr
Sonntag: 11 bis 17 Uhr



Baubetreuung 3008 Garbsen 6, OT Horst Lehmstr. 1, ☎ (0 51 31) 20 41

chnung u. Statik
n (0 50 32) 41 76

darbeiten
rt: Mutterbodenabtrag,
ushub, Pflasterarbeiten,
, Rohrverlegung, Ka-
Sandplatten, Heizöl-
tanks.

ASEN
UNTERNEHMEN
Hauptverwaltung
2811 Asendorf
fon (0 42 53) 14 71

Uchte!

Auftragsgemäß erfolgt durch mich im OT Lohhof von Uchte der Verkauf von bereits vermessenen Bauplätzen nachstehender Größen: a) 1380 qm, b) 1230 qm, c) 1210 qm.

3078 Stolzenau 2
Tel. (0 57 65) 13 70



CHRISTOPH SCHOMBURG
Auktionen – Immobilien

Steyerberg

Wohnhaus (Altbau), 5 Zimmer, Küche, Bad mit WC und Korridor sowie Nebengebäude und angrenzendem Garten, gegen Höchstgebot, auftragsgemäß durch mich zu verkaufen. Grundstücksgröße: 1987 qm. Das Verkaufsobjekt kann vom Erwerber sofort bezogen werden. Besichtigung nur nach Vereinbarung.

3078 Stolzenau 2
Tel. (0 57 65) 13 70



CHRISTOPH SCHOMBURG
Auktionen – Immobilien

esichtigung

.indhorst, Die Horst.

kbungalow mit ausbaufähigem 38°
ch, Holzgiebel, voller
lerung, verklinkert.

n Sie unsere Hinweisschilder!

hibo
massiv
haus

BERATUNGS-CENTER
Hamburg. Allee 32, 3 Hannover
☎ 0511 / 31 10 10 + 31 10 19

HAUPTVERWALTUNG
Alter Damm 1, 305 Wunstorf 1
☎ 05031 / 5014

ke vorhanden



r
kzahlung

ist auch der höhere Betrag. Jetzt können
is zu 30.000 Mark als Privatdarlehen be-
men. Das sind 5.000 Mark mehr als bisher.
ieben sind die garantierten niedrigen
en für die gesamte Laufzeit und die ein-
e und schnelle Abwicklung. Sie brauchen
r Regel nur Ihren Personalausweis und
n Einkommensnachweis.
nformieren Sie gern ausführlich über das
sdner Bank-Privatdarlehen.

46A

esdner Bank
dem grünen Band der Sympathie

Der Tunderkerl

740035

Ausgestorbene Berufe unserer niedersächsischen Heimat

Den Zunder für die zu ältesten Zeiten in jedem Hause auf dem Lande benutzte „Tunnerlah", die Zunderlade, bezog man von den „Tunnerkeerls", meist Waldbewohner, die den Beruf des Zundersammlers gewöhnlich nur so nebenbei betrieben. Als die Waldwirtschaft noch nicht so intensiv durchgeführt wurde wie heutzutage, waren in unseren Wäldern überstarke und auch morsche Buchen nichts Seltenes. An ihnen fand sich als schmarotzender Auswuchs der Buchen- oder Feuerschwamm, Loyporus formentarius, auch als Löcherpilz oder Forting bekannt. Er besteht aus einer huf- oder polsterförmigen rußig-grauen Kruste, bis 30 cm breit und etwa 15 cm dick, unter der Haut befindet sich die weiche rotbraune „Zunderschicht". Im Hochsommer und auch noch einmal zur Herbstzeit, wenn der Zunder „reif" war, zog der Zunderkerl tagelang in den Wald, wo er mit einer Stange, an der vorne ein scharfes Schabeisen saß, die gefundenen Schwämme losstieß und in einem Netz sammelte. Zu Hause reinigte er dann die gefundenen Schwämme, das heißt, alle holzigen Teile wurden von innen abgekratzt und kamen dann etwa vierzehn Tage lang in Pottaschenlauge. Sobald der Zunder genügend ausgelaugt war, wurde er getrocknet, mußte aber während des Trocknens hin und wieder mit einem Holzknüppel tüchtig geklopft werden, damit er weich wurde und auch weich blieb. Dann wurde der Zunder in dünne Scheiben oder Streifen geschnitten, wobei der Schwamm, der zum Feueranpinken gebraucht werden sollte, vom Zunderkerl erst noch tüchtig mit Salpeter eingerieben wurde, damit er leichter Feuer fing. Nun war der Zunder gebrauchsfertig, wobei der Tunderkerl im Dorf und der näheren Umgebung sowie bei den fahrenden Händlern seine festen Abnehmer hatte.

Unsalpetert verwendete man den Zunder einstmals auch als ein gut blutstillendes Mittel; er wurde namentlich von Barbieren, Badern und Apothekern viel gekauft und erschloß so dem Tunderkerl eine weitere Absatzquelle. Als jedoch die praktischen Schwefelhölzer erst erfunden waren und in den Haushaltungen immer mehr Eingang fanden, da wurde der Zunder selbst in den entlegendsten Höfen immer seltener und verschwand etwa zu Anfang des vorigen Jahrhunderts schließlich ganz und gar. Nur wenige kennen den Zunder und seine Bedeutung für Haus und Hof heutzutage wohl nur noch, wenn überhaupt, vom Hörensagen.

Damit fand dann auch, wenngleich die Schulkinder noch beim Zeichenunterricht den einstigen Feuerschwamm zum Abwischen der Kohlestriche benutzten, die Zunderzeit ihr endgültiges Ende, wie auch die interessante Erscheinung des „Tunderkeerls" aus dem täglichen Leben verschwand. Wer weiß schon noch etwas von seiner einstigen Tätigkeit und von seinen Erzeugnissen, die unsere Vorfahren zu ältesten Zeiten oftmals dringend benötigten: „Woer blifft blot de Tunnerkeerl? Wi hebbt nis mehr tau'n anpinken!"

Gerhardt Seiffert


porta's gigantische Einrichtungshäuser sind jeweils die umsatzstärksten in ihrem Gebiet. Und warum? Keine Frage! Weil porta's guter Vorsatz lautet: Das Meiste bieten, zum günstigsten Preis! Hier ein ganz
typischer po
beweis: Stoll
in echtem Ei
Ca. 375 cm b
hoch. Mit TV-
Glasvitrine m
boden etc. N
starten!
Doppelte Größe verpflichtet!
chen
ahrt
porta
möb
Ruhrgebiet und Hamburg!

Der alte Schneidebock

740036

Erinnerung an ein einstmals wichtiges Wirtschaftsgerät der Bauern

Wer kennt ihn heute noch, wer erinnert sich überhaupt noch an den „olen Sniedebock“, der einstmals auf keinem ländlichen Hofe, in keiner Kate fehlte? Jahrhundertelang haben unsere niedersächsischen Vorfahren an ihm ihre Holzgeräte angefertigt oder repariert: Die ersten Pflüge, Eggen, Harken, Schiebkarren, Wagenteile, Holtentüffel; kurz alles, was aus Holz in Haus und Hof benötigt wurde oder ausbesserungsbedürftig war

Wie sah nun dieses alte Wirtschaftsgerät, der Schneidebock, aus? Er war primitiv, unkompliziert und stets selbst angefertigt. Es war eine etwa zwei Meter lange Bank; schmal, denn der darauf arbeitende Mann mußte schrittlings auf ihr sitzen. An jedem Ende hatte sie zwei Stützen, die des Feststehens halber recht breitspreitzig nach außen gerichtet waren.

Dem vorderen Ende der Bankbohle wurde eine weitere Bohle von etwa dreiviertel Meter als schiefe Ebene mit einer zwanzigprozentigen Steigerung aufgesetzt. Beide Bohlen, die Bank wie auch der Aufsatz, waren mit einem Längsschlitz versehen. In diesem Schlitz bewegte sich, durch einen Eisenbolzen in der Bank befestigt, der Klemmer, der Klemmkopf, das Klemmholz vor- und rückwärts. Dieses Klemmholz hatte über der schiefen Ebene einen dicken Kopf, der mit seinen weit überstehenden, genau passenden Grundflächen die Klemmbacke bildete, die das feste Einklemmen eines zu bearbeitenden Holzgegenstandes bewirkte. So betrachtet, war der Schneidebock der primitive Vorläufer der späteren Tischler-Werkbank.

Der bis auf den Boden hinabreichende Stiel des Klemmholzes ermöglichte dem Arbeitenden, mit den Füßen das Klemmholz zu spannen, um das zu bearbeitende Stück fest in der Gewalt zu haben oder wieder zu lösen.

Zugehörige Werkzeuge waren das doppelgriffige Zugmesser, Stemm- und Stecheisen sowie Bohrer verschiedener Größen. Dazu mußte sich natürlich etwas handwerkliches Geschick gesellen; aber das war auf dem flachen Lande unserer niedersächsischen Heimat immer vorhanden.

Nun konnte kommen, was da wollte, alles wurde selbst neu gearbeitet oder instandgesetzt: Die Griffe am Pflug, das Stabholz des schadhaften Butterfasses, der zu glättende Spaten- oder Forkenstiel, der Dreschflegel, die Rungen und Deichseln der Wagen, die Speckgaffel, die Teile der Flachsbracke, ja selbst Grotmudders Spinnrad wurde repariert und für Oldvadder ein Paar „niege Holschen“ geschnitten.

Das also verdankte man einst dem heute kaum noch bekannten „Sniedebock“, der Heimwerkerbank unserer niedersächsischen Vorfahren.

Gerhardt Seiffert

VW Passat L, Bj. 1/75
VW Passat L Variant, Bj. 2/75

Simca 1301 S, Automatic, Bj. 6/72



Auto-Plate

H. Hollwede KG
4993 Rahden
Telefon (0 57 71) 30 33



Audi

Autohaus Leintor

Hannoversche Straße 90 A
3070 Nienburg
Telefon (0 50 21) 1 30 71
Zweigstelle Loccum:
Leeser Straße, Telefon (0 57 66) 4 10



Autos, die Freude machen.

VW 1303, 44 PS, Bj. 74, TÜV 80, 20 000 km	5900,– DM
VW Passat, 55 PS, Bj. 74, 2türig	6700,– DM
VW Passat L, 55 PS, 2türig, große Heckkl., Bj. 76,	8960,– DM
VW Passat Variant, 75 PS, Bj. 74	6400,– DM
VW Scirocco GT Automatik, Vorführwagen	
Audi 80 LS, 75 PS, 2türig, Bj. 73	4500,– DM
Audi 80 L, 55 PS, 2türig, Bj. 73	5600,– DM
Audi 80 L, 55 PS, 2türig, Bj. 73	5850,– DM
Audi 80 L, 55 PS, 2türig, Bj. 74	7200,– DM
Audi 80 L, 55 PS, 2türig, Bj. 75	7980,– DM
Audi 80 LS, 75 PS, 4türig, Bj. 75	9100,– DM
Audi 80 LS Automatik, 75 PS, 4türig, Bj. 75	9300,– DM
Audi 80 LS, 75 PS, 2türig, Bj. 77	10 600,– DM
Audi 80 GL, 85 PS, 4türig, Bj. 76, wenig km	10 600,– DM
Audi 100 L, 4türig, 85 PS, Bj. 75	7000,– DM
Audi 100 GLS, 4türig, 115 PS, Bj. 12/76	
Audi 100 LS, 4türig, 115 PS, **Vorführwagen**	

Weitere interessante Gebrauchtwagen in allen Preislagen.

Werkstattgeprüft, TÜV-abgenommen, z. T. im Kundenauftrag, Finanzierung möglich.



Audi

W. SCHMIDT

Wilfried Schmidt · 3070 Nienburg-Holtorf · Ruf (05021) 32 57

Feuerstahl und Zunderlade

Notwendige Hausgeräte unserer Vorfahren / Von Gerhard Seiffert

Wohl zu den ältesten und notwendigsten Hausgeräten unserer Vorfahren gehörten einstmals Feuerstahl und Zunderlade. Sie fehlten vor allem auf dem flachen Lande in keinem niedersächsischen Hause, wo man des Feuers wohltätige Macht für Mensch und Vieh besonders zu schätzen wußte und auch dringend benötigte.

Zur Erzeugung des Feuers diente damals der Feuerstahl. An ihm schlug man mit Feuersteinen, Splitter der gemeinen Form des amorphen Quarzes, Funken, die bereitgelegten Zunderstoff zum Glimmen brachten. An diese schwelende Stelle wurde dann ein Kienspan oder ein am oberen Ende mit Schwefel überzogenes Holzstückchen gehalten, das man durch kräftiges Anblasen zum Brennen entfachte. Damit war dann für einen Tag das nötige Feuer gewonnen, denn abends wurde es sorgsam wieder gelöscht.

Aus dem Wunsche, das „Füertüg" griffbereiter beisammen zu haben, entstand die Zunderlade, die „Tunnerlah". Sie war grob aus einem Holzklotz gehauen und in zwei Teile geteilt mit hochstehendem Feuerstahl und zwei festen Griffhaken. In der größeren Ausbuchtung im Vorderteil lagen zum Gebrauch trockene Flachsbäusche, angekohlte Zeugreste, Papierfetzen oder gar Schwamm, die zum Glimmen gebracht werden sollten. Dieser Zunderstoff wurde, wenn man ihn nicht benötigte, im hinteren, kleinen, mit einem Deckel verschlossenen Teil der Lade achtsam aufbewahrt. Trockener Zunderstoff, zu dem auch der Schwamm, ein leichtbrennbarer Baumpilz wie trockene Kienspäne in unserer Heimat bevorzugt wurden, waren die notwendigen Voraussetzungen für ein schnelles Entfachen des Feuers, und oft genug kam auf die ungeduldige Frage „Deern, will't nich brenn'n?" die Antwort „Nä, de Tunnerlah is natt!"

Die Kienspäne oder später geschwefelte Holzstückchen, die „Swebelhölter" verfertigte man sich auf dem Lande ausschließlich selbst, während es in den Städten solche, wie auch Papierstreifen, die mit Schwefel überzogen waren, zu kaufen gab. Der Aufschwung, der uns heute bekannten Zündhölzer begann erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Bis dahin aber bestand ein inniges Verhältnis zwischen den Menschen und dem Element Feuer; man ehrte es und fürchtete sich vor ihm, man hegte es und schützte sich vor ihm. Dieses Verhältnis ist in der jetzigen Vollektrifizierung bis ins entlegendste Dorf hinein, völlig verlorengegangen und den Feuerstahl und die Zunderlade aus Urväterszeiten sieht man jetzt nur noch hie und da in einem unserer niedersächsischen Heimatmuseen als Erinnerung an eine Zeit, da die uns heute so selbstverständlichsten Dinge und bequemen Einrichtungen des täglichen Lebens nicht ohne besondere Mühe genutzt werden können.

Gerhardt Seiffert

Einfamilienhaus
in Lemke,

in guter, sehr ruhiger, waldnaher Wohnlage, leichte Süd-West-Hanglage, Massivbauweise, verklinkert, voll-unterkellert, Komfortausstattung, Öl-Zentralheizung, Isolierverglasung, Grundstücksgröße 786 qm, Wohnfläche 124 qm, Nutzfläche 130 qm, Baujahr 1975 (eine Einliegerwohnung kann eingerichtet werden).

Kaufpreis: 498 000,– DM VB

Wir suchen:

Einfamilienwohnhäuser,
Reihenwohnhäuser,
Zweifamilienwohnhäuser,
Baugrundstücke,
Mietwohnungen und Praxisräume,
Mehrfamilienhäuser als Kapitalanlage,
renovierungsbedürftige Altbauten,
Eigentumswohnungen

in Stadt und Kreis Nienburg

Zweifam
In Asend
direkt an der
anschließen
möglich.

Weide
in Erichshager
ab sofort zu ve

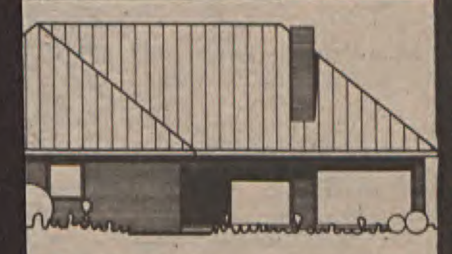
Montag bis Freit

Twietmeyer Immo

Nienburg, Kotzebuestraße 19, Telefon (0 50 21) 30
Verden, Lindhooper Straße 8, Telefon (0 42 31) 8 1

V- HAUS

MIT FESTPREISGARANTIE



ch 3 Grundstücke
klassiger Lage

ldchen – Badeanstalt Holtorf.
undstücke Holtorf und
Holtorf – zur Marsch

sich Ihr Grundstück zur sofortigen
oder durch Vormerkung für einen
uanfang.

n diese Grundstücke mit
-Wohnhäusern nach Katalog oder in
ng zum Festpreis.

unsere bewährte LOBE-Hausbau-
ergleich – Sie sind bei uns in guten

Sie unverbindlich.
ns an.

erung senden wir Ihnen kostenlos
talog.

Sonnabend

Der Entenfänger

Mit Hunden, Lockenten und Netzen ging er vom Herbst bis zum Frühling auf Beute aus

Unsere niedersächsische Heimat ist reich an Flüssen und Bächen, an Seen und Teichen; dazu gab es einstmals in weit größerem Maße denn heute Überschwemmungsgebiete in Wiesen und Mooren. Kein Wunder also, daß diese weitläufigen Wassergebiete ein Eldorado für Wasservögel und insbesondere für Wildenten waren. In gewaltigen Scharen bevölkerten sie die Niederungen von Weser, Wümme und Böhme, von Ems und Jade, von Aller, Leine, Oker wie anderer Gegenden, und waren so ideale, ertragreiche Jagdgründe für den Entenfänger.

Es war dies ein einstmals in unserer Heimat viel ausgeübter Beruf, der urkundlich schon um das Jahr 1700 erwähnt, und von dem um 1800 gesagt wurde, „sie haben im Laufe der Zeit Millionen von Enten den Garaus gemacht". Im Herzogtum Celle war der Entenfang allerdings eine fürstliche Gerechtsame. Vom Hofe wurde eigens ein „Entenmeister" gehalten, der 1698 das jährliche Fangergebnis mit im Durchschnitt 2500 Enten angab.

Es ist heute, da der Entenfang seit langem berufsmäßig nicht mehr üblich ist, interessant zu erfahren, wie zu alten Zeiten die Entenfänger ihrem Gewerbe nachgingen. Man hatte hierzu zwei Arten, die mit Hunden und die mit Stellnetzen; in beiden aber immer mit Lockenten. Ergiebige Fanggebiete waren vor allem ruhige Stellen eines Flusses, Teiches oder nassen Bruches, wo Rohr, Schilf und hohe Gräser den wilden Enten guten Unterschlupf boten und wo sie gegen Abend in damalig sehr großen Schwärmen einfielen.

Mit Lockenten

Von einer solchen Wasserstelle wurden einige Gräben abgezweigt, die mit Brettern umzäunt und überkleidet wurden, so daß sie einen dunklen Tunnel bildeten. Nach ihren Enden liefen diese Gräben immer spitzer zu und endeten in einem reusenartigen Netz; doch blieb dieser letzte Teil der Gräben offen und daher heller. Am Eingang der Abdeckung wurden zahme, nicht flugfähige Lockenten ausgesetzt.

In der Morgenfrühe ging der Entenfänger, begleitet von seinen kleinen, gut abgerichteten Wachtelhündchen zum Gewässer und seinem Fanggestell. Dort angekommen, trieb er mit leisem Wort die Hunde ans Ufer, um die im Schilf ruhenden Wildenten auf das Wasser zu treiben, ohne sie aber hochzuscheuchen. Die Wachtelhündchen pirschten sich darum – wie ihnen angelernt – so behutsam an, daß kaum ein Zweig brach oder knackte.

Währenddessen streute der Entenfänger am Eingang der Umzäunung Futter, meist Buchweizen, aus, auf das sich die Lockenten laut schnatternd stürzten. Durch diese wohlbekannten Töne folgten ihnen die scheuen Wildenten sogar bis in die Gänge hinein. Nun kam der Entenfänger, der sich solange in einem Versteck verborgen hatte, zum Eingang der Abdeckung und versperrte diese mit den Hunden.

Die Wildenten wollten flüchten. Am Ende der Abdeckung schimmerte Licht, dorthin strich nun der Schwarm ab, direkt in das Netz hinein, das vom Fänger rasch zugezogen wurde; die Wildenten waren gefangen. Die Lockenten aber wurden erneut angesetzt, um einen zweiten und dritten Schwarm ihrer wilden Artgenossen ins Verderben zu führen.

Ein weiteres überaus ergiebiges Wildentengebiet war einstmals bis zur Regulierung der Flüsse und Bäche wie bis zur Trockenlegung der Sümpfe und Moore das Unterwesergebiet, wie das Emsland und Ostfriesland. Da waren die sogenannten „Wischen", die großen Grasflächen zwischen Borgfeld und Fischerhude, die von der Wümme in vielen, sich stellenweise teichartig erweiternden Armen durchflossen wurden. Hier betrieb man die Entenfängerei, die zu alten Zeiten noch für jeden Ortseingesessenen frei war, vorwiegend mit dem „Klappnetz".

Aus den Wasserflächen dieser Gebiete, die regelmäßig vom Herbst bis zum Frühjahr überschwemmt waren, sah man hier und da dunkle Punkte hervorragen; es waren dies die Hütten der Entenfänger, im Volksmund „Polhütten" genannt, während das sie umgebende Wasser, der „Pol" hieß. Von dieser gut getarnten Polhütte aus stellte der Entenfänger seine Netze. Diese, aus starkem, großmaschigen Garn gefertigt, wurden an einem „Hinterpfahle" dicht unter der Wasseroberfläche etwa 30 Schritte von der Polhütte entfernt in der Erde befestigt. Dazu wurde mittels dünnen Seilen das „Schlagnetz" – es wurden meistens deren drei oder vier ausgestellt – von beiderseitig rechtwinklig gebogenen Spannstäben, mundartlich „Heepen" genannt, mittels Zughaken so tief unter dem Wasserspiegel straff gespannt, daß die Enten beim Schwimmen das „Garn" mit den Füßen nicht berühren konnten.

Enten im Garn

Nachdem der „Polgänger" das nach rechts und links bewegliche Fangnetz gestellt hatte, wurden die Lockenten ausgesetzt. Sie wurden zu beiden Seiten des Fangnetzes an sogenannten „Entenstühlen", auch „Beeks" genannt, festgebunden, so daß die Tiere nur eine kleine Strecke schwimmen konnten. – – Da hört das lauschende Ohr des Fängers das pfeifende „wich, wich", das die streichenden Enten beim Niederflug hervorbringen; ein Schwarm Wildenten kreist in großem Bogen über das Gewässer, die zahmen Enten lassen ihren Lockruf ertönen, und klatschend fällt der Schwarm im „Pol" ein. Ein heiseres „rätsch, rätsch" der wilden Erpel ertönt, sie sichern mit langgestrecktem Halse, kommen vorsichtig näher und begrüßen schließlich mit leisem Geschnatter ihre lockenden Verwandten.

Jetzt ist der größte Teil der „Utvögel" im Garn; ein schnelles und kräftiges Anziehen des Polfängers läßt das Schlagnetz blitzschnell oberhalb des Wasserspiegels zuschlagen, ein Rückgleiten desselben ist durch Einschnitte in der Zugstange nicht möglich; das Wild ist gefangen. Mit seinen hohen Wasserstiefeln watete nun der Fänger hinaus, um seine gute Beute einzusammeln und zum Verkauf zu bringen. –

Wildschutz, Jagdgesetze und Jagdberechtigung, wie die mehr und mehr sich einbürgernde Jagd mit der Schrotflinte nahmen den Entenfängern die zwar mühsame, aber doch einträgliche Grundlage ihres Berufes; sie gehören heute, wie so viele andere, für unsere niedersächsische Heimat eigentümlichen Berufe, ebenfalls der Vergangenheit an und sind in unserer Zeit fast völlig in Vergessenheit geraten.

Gerhardt Seiffert



„Hexenfeier" – ein Stich von Hans Baldung Grien (1470–1527).

erklärte, die Frau, die als erste den Hof betrete, sei die Hexe. Der Junge durchschaute sofort die Perfidie dieser Aussage.

Meistens waren (und sind) die Opfer alte Frauen, die dem im Märchen (z. B. „Hänsel und Gretel") aufgezeigten Hexenbild entsprechen: krummer Rücken, spitzes Kinn, schmale Lippen, Runzeln. Den Frauen wurde das Leben zur Hölle gemacht. Manche retteten sich durch Flucht, manche verkümmerten. Viele nahmen sich das Leben.

Die Dokumentation zeigt bestimmte Grundmuster des Aberglaubens. Als „angehext" gelten Epilepsie, Kopfschmerzen, Krebs, Muttermale, Hasenscharten. Hier liegt das reiche Betätigungsfeld für Quacksalber und Kurpfuscher, die sich als „Hexenbanner" ausgeben. Kröten und Katzen gelten als Tiere, in die sich Hexen gern verwandeln. Mit Sargnägeln, Eberzähnen und Kreuzen schützen sich Abergläubische

Das Hamburger anthropologische Museum an der Rothenbaumchaussee, seit einem Jahr mit dem Johann-Kruse-Archiv beschenkt, zeigt zur Zeit eine engagierte Ausstellung gegen den Hexenwahn, die von Dr. Rüdiger Vossen in Zusammenarbeit mit Studenten der Anthropologie, Geschichte und Kunst erarbeitet wurde. Die Ausstellung „Hexen" bleibt ein Jahr in der Hansestadt und wandert dann in andere Städte weiter.

Die Schau bietet keine Hexengruselkammer. Sie ist im besten Sinn tendenziös und aufklärerisch. Da werden mutig Zusammenhänge hergestellt. Die mittelalterlichen Folterwerkzeuge, die gezeigt werden, wurden ab 1938 im Konzentrationslager Neuengamme vor den Toren von Hamburg zuletzt eingesetzt.

1615 wurde die Mutter des Mathematikers Johannes Kepler, Katharina Kepler, als Hexe angeklagt. Da ihr nichts nachzuweisen war, wurde sie freigesprochen. Aber die böse Nachrede blieb. Zwei Jahre später wurde sie erneut als Hexe angeklagt und nur durch die Verteidigung ihres inzwischen berühmten Sohnes vor dem Scheiterhaufen gerettet.

Katharina Kepler oder Heinrich Bölls Katharina Blum – Hexenverfolgungen haben vielerlei Gesichter. Manchmal heißen die Verfolgten auch Juden, Geisteskranke, Anarchisten, Frauenrechtlerinnen, Zigeuner, Indianer. Die Ausstellung zeigt die „Hexen" in der Reihe der Sündenböcke einer Gesellschaft, die Feinde braucht.

Kleinere Reparaturen wurden an Ort und Stelle beseitigt 740039

Erinnerung an die Zeit, als Handwerker noch auf die Höfe kamen

Heutzutage herrscht auf den Höfen meist gedämpfte Lebendigkeit, wenn man Vergleiche mit früherer Zeit anstellt, und man empfindet nicht nur Menschenleere, sondern vermißt auch manchmal krähende Hähne, muhende Kühe und bellende Hunde, die damals zum festen Bestand jedes bäuerlichen Anwesens gehörten.

Selbstverständlich hat dieses heutige Bild mit zahlreichen Entwicklungen zu tun, die auch die Landwirtschaft erfaßt haben, bei denen sicher der Technisierung eine wesentliche Bedeutung zukommt. In vielen Fällen hat sich der Familienbetrieb entwickelt, und wo früher zehn oder zwölf Mäuler am Mittagstisch zu stopfen waren, sind es in diesen Tagen nur noch drei oder vier.

Wer in seinem Gedächtnis zurückblättert, weiß sicher noch deutlich um das rege Treiben, das vor Jahrzehnten auf den Höfen vorhanden war. Neben der Großfamilie gab es nicht nur Knechte und Mägde, die von früh bis spät unaufhörlich eingespannt waren, sondern es traten auch noch Fremde hinzu, die mitbeköstigt wurden.

Es waren die Handwerksleute, die sich meist sogar ungerufen einstellten und ihre Arbeit an Ort und Stelle mit Gesellen und Lehrlingen verrichteten. Irgendwo im Stall, Garten, Hof oder Haus ließen sie sich nieder, packten das Handwerkszeug aus und sahen nach dem Rechten.

Sicher denkt jeder gleich an den Hausschlachter, der überall gern gesehen war, denn das Schlachten war eine festliche Angelegenheit, obgleich es viel Mühe machte. Unter diesen Berufsangehörigen waren recht penible Leute, die zum Abstechen, Abbrühen und Säubern des Schweines mit blauer Schürze erschienen und später, beim Wurstmachen, sich eine weiße vorbanden.

Viele erinnern sich noch des häufig verwendeten Spruchs „Wenn dat Swien am Haken hängt, wird erstmal einer inneschenkt". Und dann tranken alle Beteiligten aus einem Glas, das reihum ging.

Auch die Sattler zogen von Hof zu Hof und flickten vor Beginn der Bestellzeit Pferdegeschirre und Kreuzleinen. Mit Dorn, Peekedraht und Wachs hantierten sie, jeder Griff mußte sitzen, und Haltbarkeit war oberstes Gebot. Nebenher wurden auch Sofa und Sessel mit aufgemöbelt.

Auch die bewährten Hausschneiderinnen gehören hierher, die Kleider, Blusen und Röcke fertigten oder Bekleidungsstücke ausbesserten, denn man warf nur etwas weg, das nichts mehr taugte, und die Mode spielte eine recht untergeordnete Rolle. Häufig waren auch Weißnäherinnen anwesend, die Hemden flickten, Bettwäsche und Kissenbezüge nähten und bestickten oder sich um die umfangreiche Aussteuer der heiratsfähigen Töchter bemühten.

Natürlich gab es auch Klauenschneider, die sich der Schafe, Rinder und Kühe annahmen. Aber es war ebenso üblich, für diese Notwendigkeit einen erfahrenen Melker vom benachbarten Gutshof heranzuziehen. Mit dem Viehhändler hatte man ohnehin immer zu tun, und manchmal auch mit dem Tierarzt, obgleich dieser nur in dringenden Ausnahmefällen zu Rate gezogen wurde, weil das Geld knapp war.

Heinz Meyer



Voll unterkellert, hoher Scha
wert, Treppenhaus mit Textilt
den, EG, I. OG und II. OG mit F
nungen erhalten einen kleinen
gen eignen sich sowohl zum
auch als Kapitalanlage.

ern Sie unseren Verkaufsprospekt mit Zeichnungen, Lage-, Bau- und
stattungsbeschreibung, Kaufpreisen und Grundrissen an.

zeit heute von 9.00 bis 12.00 Uhr

ABHÄNGIGER FACHMAKLER FÜR HAUS- UND GRUNDBESITZ

RÜBENACK Immobilientreuhandgeschäft seit 1852
3070 Nienburg · Kirchplatz 10 · Tel. (0 50 21) Sa.-Nr. 70 77

jährigen Jubiläum:

y präsentiert das Jahrgangshaus

5jährigen Jubiläum hat Hosby ein ganz neues Haus entworfen. Das Hosby-
aus. Darin ist viel Platz für die Kinder, ein Refugium für die Eltern, eine
üche mit anschließendem Hauswirtschaftsraum, ein tolles Wohnzimmer und ein
er Wintergarten. Sie sehen: Hosby hat ein Herz für die ganze Familie.
n der Hosby-Infowand näher zeigen.
Musterhaus über diese interessante





Erntezeit

haben im August und September, wenn die Heide blüht, die Bienen der Heideimker. Nur hier verwendet man übrigens noch wie seit altersher die geflochtenen Bienenkörbe; andernorts sind sie längst durch nüchterne Holzkästen verdrängt worden.

Foto: Dierssen

740041

Sonntag, 13. November 1977

Zum Stopfen mit der Mühle (Ladenpreis etwa 30 Mark) klemmt die Bäuerin die Gans zwischen die Beine. Andere Mäster arretieren den Vogel, indem sie ihm auf die Füße treten. FOTOS: S. PANDIS

Öl, Mais, Salz in den Gänse-Hals

H. C. Straßburg

Die Gans schreit, aber es hilft ihr nicht. Die Bäuerin hat sie fest zwischen ihre nackten Schenkel geklemmt. Sie zieht den Hals des Vogels lang. Dann drückt sie seinen Schnabel auseinander und zwängt dem Tier ein Gerät tief in den Schlund: ein daumenstarkes, zehn Zentimeter langes Rohr, auf dessen oberem Ende eine trichterförmige Mühle sitzt. In diesen Behälter füllt die Frau nun eine Mischung aus Mais, Salz und Öl. Dann dreht sie die Kurbel.

Das Mahlwerk zerkleinert den Mais, und eine spiralförmige Welle im Rohr drückt das Gemisch nach unten in den Schlund, bis der Kropf der Gans zum Bersten gefüllt ist: Sie muß schlucken, ob sie will oder nicht.

Dreimal am Tag wird dem Tier diese Mahlzeit des Leidens verabreicht. Das Öl läßt die Zwangsnahrung besser gleiten, der Mais nährt den Vogel, und das Salz weckt in ihm einen unnatürlichen Durst: Die Gans trinkt und trinkt.

Die Prozedur bewirkt, was sie bezweckt: In der Gans bildet sich eine Fettleber — rund 1 bis 1,5 Kilo schwer. Sie ist der wichtigste Rohstoff für Frankreichs Prestigeprodukt der Vorweihnachtszeit: die Gänseleberpastete (französisch: foie gras — Fettleber). Etwa 50 Tonnen davon kauften allein die Deutschen letztes Jahr den Franzosen ab. Ladenpreis: 350 Mark das Kilo. Insgesamt exportieren die Franzosen sogar 800 Tonnen pro Jahr. Devisen-Einnahmen: über 200 Millionen Mark.

Frankreichs Gänsemäster können den Bedarf allein schon lange nicht mehr decken: rund 300 Tonnen Gänseleber erhalten die Pastetenhersteller aus Ungarn, Polen, Bulgarien und Israel.

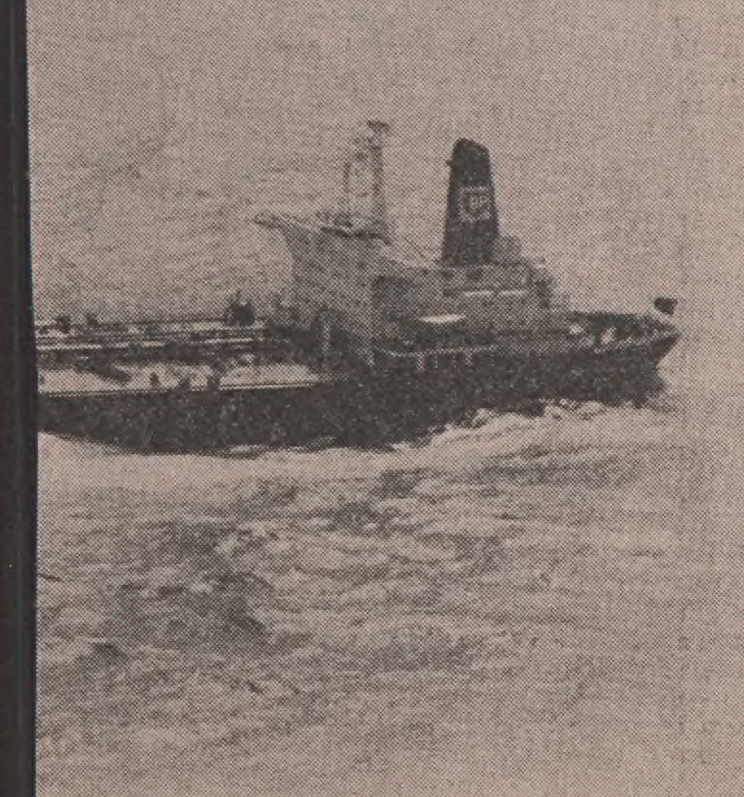
Dort wird die Gäsemast zum Teil fortschrittlicher (in Israel verwendet man elektrische Stopfmühlen), zum Teil noch so altertümlich betrieben, wie sie in Deutschland vor einem halben Jahrhundert üblich war: Dreimal täglich wurden damals vier fingerstarke Würste („Nudeln“) aus Gerstenkleie, Salz, Wasser und Öl in den Gänseschlund gepreßt. Um die „genudelten“ Tiere in fettbringender Bewegungslosigkeit zu halten, wurden sie oft auch noch auf dem hölzernen Käfigboden festgenagelt. Erst das „Gesetz über den Tierschutz“ vom 24. 11. 1933 verbot solche Gänsemast.

Auch die Franzosen bemühten sich um gewaltlosere Methoden: Veterinärmediziner zerstörten mit nadelfeinen Sonden bei den Gänsen jenen Gewebebezirk im Hirn, der Sättigung signalisiert. Die so behandelten Tiere fraßen sich ohne äußeren Zwang ebenfalls eine Fettleber an. Doch die Bauern halten nichts von diesem Fortschritt. Grund: die freiwillig angefressenen Fettlebern werden nur ein Pfund schwer — zu wenig für das große Geschäft mit der kleinen Delikatesse.



Mularden, eine Kreuzung zwischen Gans und Pekingente, werden bei Frankreichs Fettleber-Bauern immer beliebter: die Neuzüchtung erträgt die Strapazen der Mast besser als die weiße Hausgans.

eemeilen und ein
Henry Jones und
ittel gegen Kopf-
agt. Klebstoffe für
bel und die dazu



Dünger für reiche
virtschaft und für
das Haus. Viele
rt und Spiel. Alles,

in Ihrer Wohnung
, finden Sie eine
Und wenn Sie sich
, was übrigbleibt.
die chemische In-
hergestellt, die sie
ellen könnte.
viel zu wertvoll ist,
n sich unsere be-
de raus und nach
zen unseren gan-
Veredelung die-
n.
eiben, das ist
neue Ideen.

BP



Immer seltener wird ein Schlachter ins Haus gerufen 740042 Aufn.: Jochen Mellin

Hausschlachter haben Hochsaison

Nachwuchs ist rar geworden / Eigene Herstellung wieder gefragt

Eigener Bericht

14.11.77 kpp. **Hannover**

Das althergebrachte Schlachtefest, bei dem die Kinder mit der aufgepumpten Schweinsblase spielen und alle Helfer sich auf das abendliche Brühe- und Wurstessen freuen, gehört mittlerweile in die vergangenen Jahrzehnte. Die Hausschlachtungen, die zu Beginn der kalten Jahreszeit wieder beginnen, sind erheblich zurückgegangen. Im Landkreis Hannover werden nur noch 17 500 Schweine im Jahr für den Eigenbedarf geschlachtet, 1950 war es noch ein Mehrfaches, wie ein Sprecher des Fleischerschulzentrums in Wrestedt (Kreis Lüneburg) meint.

Wenn sich die Familie jedoch für die Selbstversorgung mit Wurst und Fleisch entscheidet, ist der Schlachtetag für die Hausfrau alles andere als ein Fest. Morgens um sieben Uhr muß der Mauerkessel unter Dampf stehen, Gewürze, Grütze und Verpackungsmaterial müssen besorgt, Wannen und Dosen blitzblank gescheuert sein. Natürlich dürfen zwei Flaschen Schnaps nicht fehlen, denn sonst gelingt die Mettwurst nicht. An einem harten Zehn-Stunden-Tag werden zwei Schweine verarbeitet.

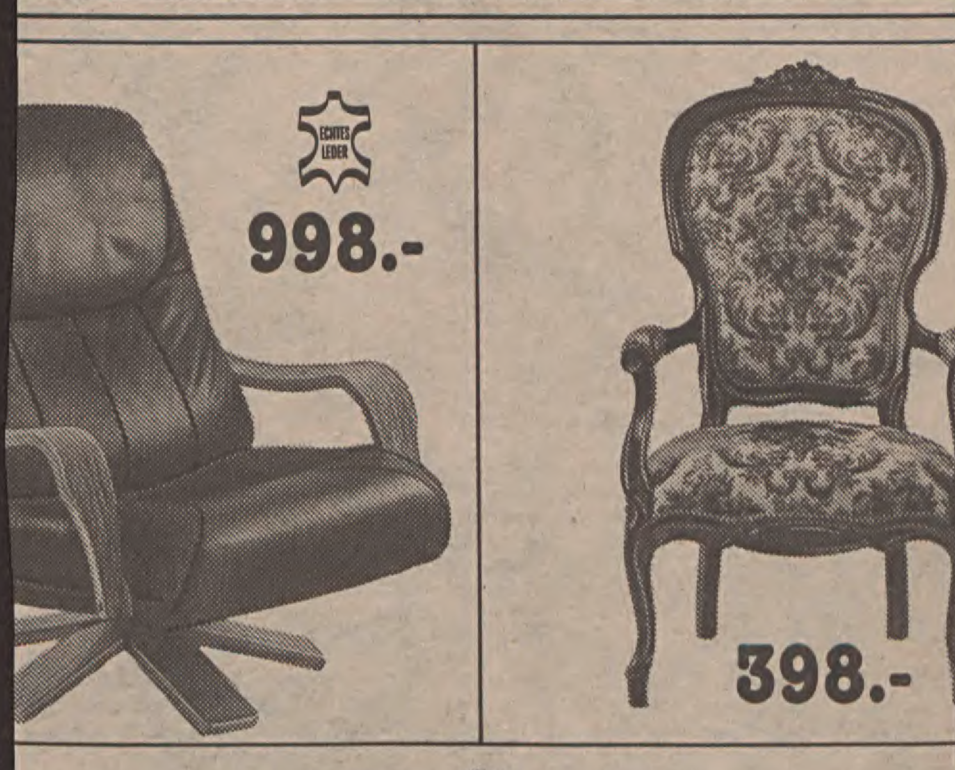
Doch lange bevor es soweit ist, muß mit einem Hausschlachter der Termin abgestimmt werden. Das ist nicht immer einfach, denn es sind nur noch wenige, die diesen Beruf ausüben. Meistens sind es Dachdecker oder Maurer, die in der Blütezeit der Hausschlachterei auch eine Lehre als Fleischer gemacht haben. In der Winterzeit, wenn das schlechte Wetter die Arbeit auf dem Bau verhindert, legen sie Hammer oder Kelle aus der Hand und nehmen den Schlachtergürtel hervor.

Wenn der Nachwuchs auch rar geworden ist, glaubt der Sprecher des Fleischerschulzentrums, so werden die Hausschlachtungen nicht völlig aufgegeben. Die Zahl der Feinschmecker, sagt er, die Wurst und Schinken aus bäuerlicher Produktion bevorzugen, steigt langsam an. Daher hätten sich einige Land- und Gastwirte wieder stärker auf Angebote aus der eigenen Herstellung spezialisiert.

Teilweise äußern sogar Metzgermeister ihren Unmut über die heranwachsende Konkurrenz aus der Bauernschaft, weiß ein Fleischbeschauer, der jedes Tier begutachten muß, bevor es zum Verzehr freigegeben wird. Doch der kleine Nebenerwerb der Landwirte wird sich kaum ausweiten können. Auflagen der Behörden für Schlachteküchen, Abflüsse und Verarbeitungsgeräte sind derart hoch, daß sie den Bauern die Intensivierung ihrer Kleinschlachterei erschweren.

Auch für den Eigenbedarf ist die Vorratshaltung auf den Bauernhöfen nicht mehr so wichtig wie vor Jahrzehnten. Frischfleisch ist schnell mit dem Auto aus der nächsten Stadt besorgt und im Sommer und Herbst auch sicher schmackhafter als die Leckerbissen aus eigener Schlachtung, die über sechs Monate in Räucherkammern und Tiefkühltruhen aufbewahrt wurden.

s Land des V





Bauersfrauen beim Gänserupfen

e Mutter
heim
dorf
ückheim
dorf
raße 113
(Moersch)
ag.
FAMILIE

ske
rchen
orn
elde
ttin
g in körper-
INDER

en, die mich
Blumen und
hur Frenz

kwünsche,

Hermann Vollbrecht, geboren am 15. Mai 1914 in Finkenwalde bei Stettin, wird gesucht von seiner Schwester Hildegard Scholz, geb. Vollbrecht, 4780 Lippstadt, von-

Öffentliche Aufforderung

Am 12. Juli 1967 ist der verheiratete Bundesbahnarbeiter **Werner Ulrich Reese** in Neumünster **verstorben.** Sein letzter Wohnsitz war Brügge.
Er wurde am 21. Dezember 1940 in Neustettin als uneheliches Kind der Elsa Baier geboren. Die Mutter, zwischenzeitlich verheiratet mit Erich Dittmann, ist am 14. Mai 1946 in Neumünster verstorben.
Werner Ulrich Reese ist durch Vertrag vom 28. 6. 1948 von den Eheleuten Otto Friedrich Karl und Helene Auguste Reese an Kindes Statt angenommen worden.
Die Adoptiveltern sind nicht erbberechtigt.
Als **Miterben** kommen die **Großeltern** und evtl. **Geschwister** oder **Halbgeschwister** des Werner Ulrich Reese in Betracht. Diese werden hiermit **aufgefordert,** binnen einer Frist von 6 Wochen ihre **Erbansprüche** bei dem Amtsgericht Rendsburg **anzumelden,** widrigenfalls sie als Miterben ausgeschlossen werden.
Die Frist beginnt mit dem Tage der Einrückung dieser Aufforderung in dem Holsteinischen Kurier bzw. der Pommerschen Zeitung.

Amtsgericht Rendsburg — 6 VI 58/75 B —



Herr Labs,

herzlichen Glückwunsch

zum Gewinn unserer Sonderprämie von

DM 500,–

für den Monat September 1978!

Georg Labs
5090 Leverkusen
Geschwister-Scholl-Straße 111
früher Belgard/ Persante
An der Binning 5



Nach Auskunft des Niedersächsischen Landesinnungsverbandes der Schuhmacher gab es in Niedersachsen Ende 1978 rund 2200 eingetragene Betriebe. Nach der Handwerkskammer-Statistik waren es 1970 noch ungefähr 1000 mehr. Das größte Problem ist für die Schuhmacher noch immer der Nachwuchs. Die meisten Betriebe müssen schließen, wenn der Inhaber aus Altersgründen nicht mehr weiter arbeiten will oder kann. Viele Werkstätten wurden jedoch nur nebenbei geführt, sozusagen als Hobby oder Nebenerwerb.

Schuhmacher-Familie

„Spinne am Abend…“

Glückstiere im Brauchtum

740045

Unsere Vorfahren kannten kein Barometer, sie konnten sich auch nicht auf die „meteorologischen Berichte“ in Radio und Fernsehen verlassen. Den naturverbundenen Menschen waren die Gestirne und die Wolken am Himmel, das Morgen- und Abendrot, die Pflanzen und besonders auch die Tiere die sichersten Wetterpropheten.

Vor allem gelten kleine Tiere auf Grund generationenlanger Beobachtungen im Urwissen des Volkes als ausgezeichnete Wetterkünder. Dazu gehören in erster Linie auch die Spinnen. Heutzutage ist die Wetterfühligkeit dieser Tierlein auch schon von der Wissenschaft bestätigt.

So überraschte ein ungarischer Gelehrter und Meteorologe die wissenschaftliche Welt mit einer genauen Darlegung über die Spinnen als Barometer, nachdem er sie fünf Jahre lang mit größter Aufmerksamkeit studiert hatte. Er kam zu folgendem Ergebnis: Wenn Regen oder Wind zu erwarten sind, dann verkürzt die Spinne regelmäßig ihre großen Fäden, die dazu dienen, ihr Netz zu halten. Vor schönem Wetter aber werden diese Fäden ein wenig verlängert. Mitunter bleibt die Spinne völlig untätig, was in der Regel als ein Zeichen bevorstehenden Regens gilt.

Beobachtet man eine Spinne, die noch vor Einbruch der Dämmerung abends ihr Netz erheblich verstärkt, dann kann man sicher sein, daß eine klare und nicht allzu kalte Nacht bevorsteht. Auch wenn sie sich häutet, bleibt schönes Wetter bestehen, da bei schlechter Witterung das schutzlose Tier dem Untergang geweiht wäre. Engmaschige und nach Süden offene Netze sind Vorboten guten Wetters, nach Norden offene Spinngewebe sind Anzeichen längerer Regenzeit. Suchen im Herbst auffallend viele Spinnen Häuser und Scheunen auf, so steht ein strenger Winter bevor. Vor Frost scheinen diese Tierchen ganz besonders empfindlich zu sein. Diese Tatsache ist auch in folgender Volksregel verankert: „Ziehen die Spinnen ins Gemach, kommt gleich der Winter nach!“

Bei der Spinne rührt die große Wetterfühligkeit offenbar von der Empfindlichkeit ihrer Nerven für den Feuchtigkeitsgehalt der Luft und den gesteigerten Luftdruck her. Noch vor wenigen Jahrzehnten, vor Erfindung des Barometers, verließ man sich für Wettervorhersagen vielfach auf die Spinnen. So befragten die Hausfrauen vor dem Waschtag die mit viel Scharfsinn und Geduld in ihrer Tätigkeit beobachteten Spinnen. Als beste Zeit für die Beobachtung ihrer Arbeit gelten die Morgenstunden zwischen acht und zehn Uhr.

Orakeltier

Ganz anders sind die Vorstellungen über die Spinne als Orakeltier im Glauben der Völker. Die Römer trugen Spinnen aus Gold und Silber oder Edelsteine mit einer eingravierten Spinne als beliebte Amulette. Als heiliges Tier der germanischen Göttin Freya ist sie die Glücksspinne bis heute geblieben.

Als besonders glücksbringend gilt die Kreuzspinne, das „Mutter-Gottes-Tierchen“, wie es die Tiroler nennen. Sie schützt vor Blitzschlag und zieht Krankheiten und Fieber an sich. Spinnen, die sich an den Brautkranz hängen, sollen die Ehe glücklich machen. Wer eine Spinne mutwillig tötet, heißt es, dem widerfährt bald Unglück. Deshalb läßt der Bauer sie im Stalle (und wohl auch darum, weil sich in ihrem Gewebe die lästigen Fliegen fangen), und die Putzfrauen zerstören höchstens das Gewebe, setzen dann aber das Tierlein ins Freie!

„Spinne am Abend,
bringt Glück und Gaben;
Spinne am Morgen,
bringt Kummer und Sorgen.“

In auffallender Gleichförmigkeit finden sich Spinnenorakel mit teils günstiger, teils ungünstiger Auslegung bei allen Völkern der Erde bis in unsere Zeit.

In der Toskana darf man eine Spinne, die man am Abend sieht, nicht verbrennen, da sie Glück bringt; sieht man sie hingegen am Morgen, muß sie verbrannt werden, aber ohne daß man sie anrührt.

Die Abendröte und die Morgenröte werden mit der Spinne und dem Spinngewebe verglichen. Die Abend-Aurora muß während der Nacht die Morgen-Aurora verfertigen. Wenn die Sonne im Westen ohne Wolken untergeht, wenn die glänzende Spinne sich am westlichen Himmel zeigt, so ist das für den nächsten Morgen ein Anzeichen schönen Wetters. Im Rigveda kennen wir dazu mehrere interessante Angaben: Die Aurora webt während der Nacht das Gewand für ihren Gemahl. Oft wird sie dabei von Râkâ, dem Vollmond, unterstützt. In der deutschen Sage haben wir „Die Spinnerin im Monde“ als Vergleich.

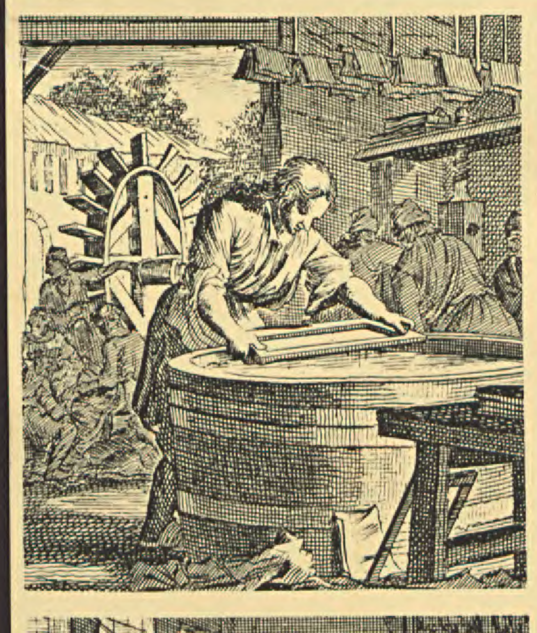
In einem anderen Hymnus aber wird sie gebeten, bald zu scheinen und nicht zu lange an ihrer Arbeit zu weben, damit die Sonne mit ihren Strahlen nicht darauf falle und das Gewand verbrenne.

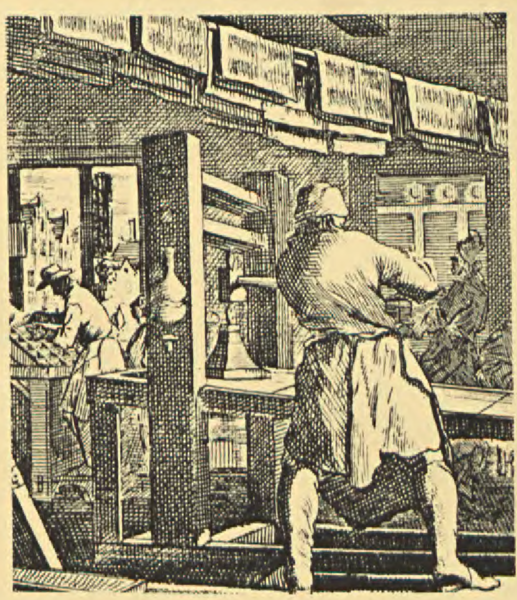
In der Sage von Odysseus löst Penelope in der Nacht die Arbeit des Tages wieder auf. Es ist dies nur eine andere Seite desselben Mythos. Penelope löst, als Aurora, am Abend ihr Gewebe auf, um es am anderen Morgen wieder von Neuem zu fertigen.

Im Mahâbhârata finden wir zwei Weiber, die spinnen und weben, Dhâta und Vidhatâ. Sie spinnen am Webstuhl des Jahres, am „sausenden Webstuhl der Zeit“, mit schwarzen und mit weißen Fäden, d. h. sie spinnen die Tage und die Nächte. Wir erkennen darin eine gutartige, segensreiche und wohltätige sowie eine bösartige Spinne.

Auch wenn die Spinnen von der Schöpfung für unser menschliches Empfinden nicht mit Anmut gesegnet wurden, darf ihnen auf keinen Fall etwas zuleide getan werden. Wir haben alle Tiere lieb und achten sie als Teil des Lebens.

DR. MICHAEL DAMBÖCK











Auteur

Wij zouden het zeer op prijs stellen indien u de tekst in getypte vorm inlevert met een regel wit tussen de tekstregels.
Men wordt verzocht voor inlevering het manuscript nog eens zorgvuldig door te nemen en te controleren of alle namen, data en dergelijke wel juist zijn geschreven. Dit om later onnodige correcties te voorkomen.
De onderschriften worden genummerd overeenkomstig de fotonummering, die met potlood op de achterzijde der afbeeldingen wordt aangebracht. Wilt u eveneens, voorzover de ruimte dat toelaat, zoveel mogelijk namen, data, feiten en anekdotes vermelden, zonder dat ten gevolge van de veelheid van gegevens de onderschriften in telegramstijl worden geschreven.
Elke zin dient stylistisch juist in de voorkeurspelling te worden opgebouwd en een onderwerp en gezegde te bevatten, terwijl afkortingen dienen te worden vermeden. Een voorbeeld zal dit verduidelijken.
In plaats van „Links de N.H. Kerk, in W.O. II t.g.v. bominslag verwoest" schrijve men: „Links zien we de hervormde kerk die in de Tweede Wereldoorlog ten gevolge van bominslag werd verwoest."

Auteur

Nous l'apprécierons beaucoup, si vous voulez écrire le texte du livre à la machine avec un interligne entre les lignes du texte.
Nous vous prions de rélire le manuscrit encore une fois soigneusement avant la remise et de controler si tous les noms, toutes les dates et cetera sont bien écrits. C'est de pouvoir prévenir des corrections inutiles.
Les légendes sont numérotées conforme au numérotage des photo's, qui est posé sur le verso des reproductions avec un crayon. Voulez-vous de même, autant que l'espace le permet, mentionner autant des noms, dates, faits et anecdotes possible, sans que la quantité des renseignements oblige l'emploi d'un style télégraphique.
Le style de chaque phrase doit être correct et doit comprendre notamment un sujet et un verbe; les abrévations sont à proscrire.

Autor

Wir würden großen Wert darauf legen, wenn Sie den Text in Maschinenschrift liefern, mit je einer Leerzeile zwischen den Textzeilen. Sie werden gebeten vor Lieferung das Manuskript nochmals sorgfältig nachzusehen und zu kontrollieren



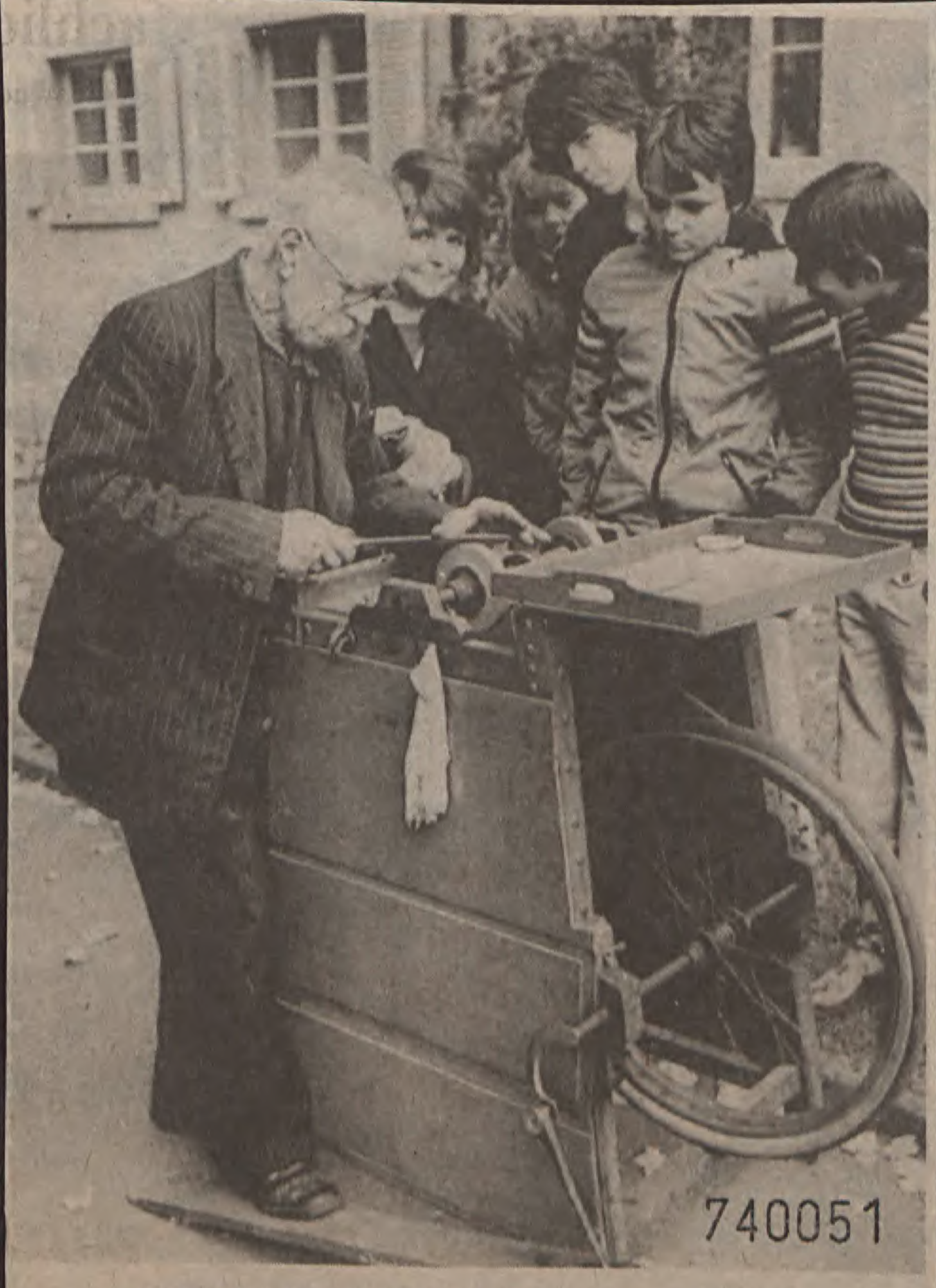
DER FLEISCHER, AQUARELL - UM 1857.
CAMBRIDGE, MASS., FOGG ART MUSEUM, HARVARD UNIVERSITY.



DER FLEISCHER, AQUARELL - 1857-1858.
CAMBRIDGE, MASS., FOGG ART MUSEUM, HARVARD UNIVERSITY.


740049





Von Haus zu Haus wie eh und je

Es gibt ihn noch, den Scherenschleifer. Als wäre die Zeit stehengeblieben, zieht Karl Netzger mit seinem Schleifkasten, Marke Eigenbau, in Freiburg von Haus zu Haus. Fast immer begleitet von Kindern, die ihm auf die geschickten Finger sehen.

dpa





m kennt (von links nach rechts): Ein Porträt der jungen Frau, ein paar Jahre später mit To

Der Mörder sollte ein

Über die Zufälle und Schwierigkeiten beim Erfinden eines

VON AGATHA CHRISTIE

einen schwarzen Bart und eine ältere, sehr reiche Frau. Ja, dachte ich, das würde fürs erste reichen. Ich ließ es mir durch den Kopf gehen. Es würde reichen, aber es war nicht ganz befriedigend. Ich war sicher, daß der fragliche Mann nie jemand umbringen würde.

leicht ein Neffe? Eine möglichst große Zah von Verdächtigen war unerläßlich. Di Familie entwickelte sich zufriedenstellend

Nun überließ ich die Familie sich selbs und wandte meine Aufmerksamkeit den Detektiv zu. Wen sollte ich mir als Detekti zulegen? Ich ließ alle Detektive Revu

740052

Das Göttelband-Weben

Eine vergessene Kunst unserer Vorfahren / Von Gerhard Seiffert

Es war zu der Vorväter Zeiten auf dem Lande unserer Heimat ein von den Frauen und Mädchen getreu bewahrter Brauch, den auf eigenem Felde gewachsenen, geernteten und bearbeiteten Flachs selbst zu Garn zu spinnen, um daraus mit eigener Hand auch das Leinen der Bekleidung für sich und die Familie zu weben.

Die einstige Flachszubereitung, das Spinnen wie das Weben, ist wenigstens der älteren Generation noch bekannt. Erfreulicherweise wird es auch hie und da noch brauchtumspflegerisch ausgeübt. Schon seit dem vorigen Jahrhundert jedoch werden diese schönen, alten häuslichen Tätigkeiten nur noch maschinell in den Fabriken durchgeführt.

Kaum jemand aber erinnert sich heute noch an das Göttelband-Weben, die älteste und einfachste Art des Webens in unserer Heimat zur Herstellung von Gürtelbändern an Röcken, Schürzen, wie auch der Bänder an den einst viel getragenen Frauenhauben.

Die Kunst des Webens besteht bekanntlich darin, durch eine Lage gleichlaufender Fäden kreuzweise eine zweite so durchzuziehen, daß immer ein Faden abwechselnd über und unter einem anderen liegt und das Ganze dadurch fest zusammenhält. Es kommt also darauf an, von den längslaufenden Fäden zuerst jeden zweiten hochzuheben, durch den Zwischenraum den Querfaden zu ziehen, dann die anderen Längsfäden zu heben und so fort.

Dieser Grundgedanke der Webtechnik läßt sich in seiner ursprünglichen Form in der Herstellung des sogenannten „Göttelbandes", des Gürtelbandes erkennen, der zu alten Zeiten bei uns vor allem von den alten Frauen, den „Oldendeilers" der Häuslinge ausgeübt wurde, zumal der dazu benötigte „Webstuhl" sehr einfach und ohne große Unkosten selbst herzustellen war.

Es gehörte dazu das „Sprütt", ein oben gegabelter Stab aus Eichenholz; ein kleiner selbstgefertigter Weberkamm, am zweckmäßigsten hergestellt aus Buchenholz; das „Schott", das dem Weberschiffchen entsprach, ebenfalls aus Buchenholz; der „Uptog", die Aufzugsfäden, und der „Inslag", der auf das Schott gewickelte Einschlagfaden.

An der zweizackigen Gabel des Sprütts oder Kettenstabes wurden die Aufzugsfäden befestigt und zwar zur Hälfte an je einem Zinken. Das gefertigte Band legte sich das auf einem Schemel sitzende Mädchen oder Oldmudder beim Weben um die Taille oder befestigte es vorn an der Schürze. Um das Garn straff zu halten, wurden die Füße gegen den Stiel der schräg von der Weberin abgekehrten Gabel gelegt.

Der Kamm war ein einfaches, aus Buchenholz gefertigtes Brett mit Gittern, derzeit Traljen genannt. Die eine Hälfte der Auszugsfäden war durch die in der Mitte der Kammhöhe angebrachten Traljenlöcher, die andere Hälfte durch die Traljenlücken gezogen.

Die Hand der Weberin hielt den Kamm weit vor, ihn auf und ab bewegend, während die andere, näher dem Körper zu, das Schott hielt. Hob man den Kamm, so kam der Uptog in den Löchern, senkte man ihn, so kam der Uptog in den Lükken nach oben. Der Einschlagsfaden war auf das Schott gewickelt und wurde mittels dieses Werkzeuges durch den Uptog gezogen und durch wiederholte Stöße festgeschlagen.

Das so aus einem naturfarbigen Flachsfaden gewebte Gürtelband war sehr fest und dauerhaft. Wollte man ein buntes Band weben, so nahm man für den „Inslag" farbige Fäden. Die Breite des Bandes richtete sich nach dem Zweck, das es erfüllen sollte, die Bänder für die Schürzen zum Beispiel waren breiter als die für die Röcke oder Säume.

So einfach wie das Göttel- oder Gordelband-Weben auch erscheinen mag, so erforderte es doch nicht nur eine gewisse Geschicklichkeit, sondern auch mannigfachen Einfallsreichtum in der Zusammenstellung der Farben und Muster. Aber auch daran fehlte es unseren Altvorderen nicht, wenn man die schönen Schürzenbänder bewundert, die man in einigen Trachtenstuben unserer Heimatmuseen noch ausgestellt findet.

Das Göttelband-Weben war einstmals eine Feierabendbeschäftigung für die Fruenslüe und Mäkens, als man diesen noch ohne laute Hektik geruhsam, besinnlich, aber doch stets beschäftigungsreich zu gestalten wußte.



Feierabend-Beschäftigung unserer Altvorderen: das Göttelband-Weben.

s?

al-

nit
ann

serelle 10, 3000 Hannover, Tel. (0511) 17580

Suche für unsere beiden Kinder (2 u. 4 J.) 2 x wöchentlich halbtags ein
nettes Kindermädchen.
Telefon (05021) 18307

Schreib-Nebenverdienst
zu Hause, u. a. nebenberufl., 700,– DM und mehr im Monat an Ihrem Ort, mögl. Inform. gratis von
E. H. G.-Vertrieb & Versand
6500 Mainz/Rh. 42, Postf. 85

Qualifizierte Näherinnen
und
Musternäherin
zum baldmöglichen Eintritt als **Ganztagskräfte** gesucht.
G. Uhle KG, Uchte
Telefon (0 57 63) 13 31

nsere SB-Tankstelle
suchen wir



Hilfskraft

r männlich, evtl. Verkäuferin,
um sofortigen Antritt.
en mit den üblichen Unterlagen an

31 · 3079 Uchte · Tel.: 05763/715



ilfe(in)
10. 1980 zur selbständigen Bearbeitung onatsbuchhaltungen (Datev-Kenntnisse cht, aber nicht Bedingung) von Steuer-Nienburg gesucht.
te unter H 7309 an „Die Harke".

ist in unserem Betrieb zusätzlich
ildungsstelle
d Außenhandelskaufmann
n.
unsere Personalabteilung an oder riche Bewerbung umgehend an:
z Moews GmbH & Co KG
Nienburg · Tel. (0 50 21) 20 58

gegr. 1887
Hauptverwaltung Brem
August-Bebel-Allee 1, 2
Postfach 100927, Telefo

Ihre Chance bei

Bei dem Bauvolumen von jährlich übe Zweifamilienhäusern, die wir in ganz N deutschland bauen, ist eine gute Arbe von großer Wichtigkeit. Zum 01.10.198 deshalb den

Leiter der Arbeitsvorbereit

der mit seinen fundierten Erfahrunge Kalkulation, Konstruktion und Arbeitsv massiven Hochbau für die Voraussetz reibungslosen Durchführung der vers Baumaßnahmen sorgt. Dieses interess wechslungsreiche Arbeitsfeld an eine Arbeitsplatz in unserer Hauptverwaltu überdurchschnittlichen Gehalt verbun

Aussagekräftige Bewerbungsunterlag an:

Hauptverwaltung
2811 Asendorf
Tel. (04253) 1471



Erfahrene Schuhverkäuferin ge
Bei Interesse rufen Sie **Tel. (0502**
Wir vereinbaren mit Ihnen einen Vorst



3070 Nienburg, Lange Straße 69, Tel.

Wir vergeben in Kürze wieder zwei Frischmärkte (300 und 320 qm) an fähigen
SB-Marktleiter
in Eigenverantwortung **mit sehr beteiligung.**

Eine bei uns übliche Selbständigk und wird auch garantiert, doch bitte wirkliche Können, die zu vollem E bewerben.

Auf Ihre Kurzbewerbung informie näher.

Unsere Zentrale: Chemnitzer Straß Hannover


KAU

Für ein Gaststättenobjekt im Zentrum dustriestadt suchen wir umgehend ein
qualifiziertes Pächtereh
Neben einem Gast- und einem Clubra mit ca. 130 Plätzen sowie ausreichend W fügung.
Interessenten erhalten weitere Auskün „D. H."


Der Kiepenkerl

ierung und der Mehrheit des Bundestages auch den Bundesrat passiert ha-
. Wiederum wurde ein sogenanntes "Jahrhundert-Gesetz" für die nächsten
re negativ ausgelegt. Viele Politiker vergessen der Öffentlichkeit zu
en, daß die 1957 beschlossene Rentendynamisierung, später auch für die
egsopfer, sich nur nach den jeweils steigenden Löhnen und Gehältern aus-
htet und dies auch noch mit zweijähriger Verspätung. Den Betroffenen und
rgern unserer Republik wird versucht weiszumachen, daß die in den näch-
en Jahren stattfindenden jährlichen Erhöhungen zwischen 4-4,5% noch eine
ltat wären. Darüber hinaus sind wir mit der Hypothek belastet, daß unter
ständen die Renten in kommenden Jahren sich nach dem jeweiligen Wohlwol-
n der betreffenden Regierung und Mehrheitsfraktionen ausrichten müssen.
Auf der anderen Seite sind Programme mit vielen Milliarden aus Steuergel-
rn verabschiedet worden, ohne den Arbeitsmarkt und die Konjunktur wesent-
ch zu beleben. - Sogar Staatszuschüsse an die Rentenversicherungsträger,
e gesetzlich vorgeschrieben sind, wären besser angebracht gewesen, hätten
ine Benachteiligung erbracht und sogar die Kaufkraft aller Rentner ge-
ärkt.

fiziell durch Politiker und unsere Medien, aber auch intern durch maßgeb-
che Landesbehörden und Kostenträger erfahren wir täglich, daß die Gelder
r die Behandlung, Rehabilitation und notwendige Unterbringung von Schwerst-
hinderten eingeschränkt werden. Einige wenige Auswüchse bei der Sozial-
lfe (diese liegen unter 1%) werden zum Anlaß genommen, um die Öffentlich-
eit zu verunsichern und darauf vorzubereiten, daß auch diese Mittel nicht
eiter steigen dürften.

ies erzeugt nicht nur Unsicherheit, besonders bei den Betroffenen, sondern
uch bei den Bürgern im Lande, zumal jeder in die Lage eines Rentners kommt
nd durch widrige Umstände des Lebens auch Sozialhilfeempfänger werden kann.
bgesehen von der Unsicherheit fördern derartige gesetzliche Vorhaben, laut
berlegungen der Politiker und tägliche einschränkende Schritte von Behör-
en und sonstigen Kostenträgern, die allgemeine Staatsverdrossenheit.

„Wachskerze, selbst gegossen, die meinen Winter hellt . . .“

740054

Erinnerung an die Zeit, als man sich die Kerzen noch selber gießen mußte

Es ist Advents- und Weihnachtszeit; wieder erstrahlen überall im Abenddämmern vielgestaltige wie vielfarbige Kerzen. Es scheint, als wollten sie mit ihrem anheimelnden Licht etwas mehr Beschaulichkeit in das winterliche Grau unseres heute so hektischen Alltags bringen; es scheint, als wollten sie mit ihrer natürlichen Wärme auch etwas mehr Innigkeit in die Wohnungen – und vielleicht auch in die Herzen der Menschen – bringen.

Kerzen, so heißt es in einem Lexikon kurz und nüchtern, sind Beleuchtungskörper mit eingezogenem Docht aus Baumwollfäden; aus Talg, Bienenwachs, Paraffin oder Stearin hergestellt. Die beim Anzünden durch die Flamme leicht flüssig gewordene Kerzenmasse steigt im Docht empor (Kapillarwirkung) und verbrennt. Neben Wachskerzen sind Kerzen aus einer Mischung von 2/3 Paraffin und 1/3 Stearin am günstigsten, da sie einen Schmelzpunkt von 60 Grad haben. Kerzen werden heute mittels Kerzengießmaschinen gegossen.

Man kann sich aber wohl vorstellen, daß bei unseren altniedersächsischen Vorfahren, die ja noch keine elektrischen Glühbirnen und kein Neonlicht kannten, das Ziehen oder Gießen der Kerzen mit der Hand etwas romantischer vor sich ging. Es geschah auf dem Lande meist gemeinschaftlich des Abends vor dem offenen Herdfeuer im Flett; die ganze Familie, wie auch alles, was in Haus und Hof beschäftigt war, nahm daran teil. So erzeugten denn die Kerzen, schon bevor sie überhaupt hergestellt wurden, ein Gefühl persönlich-menschlich wärmender Zusammengehörigkeit.

Man stellte bei uns diese Lichtspender, die ja einstmals weder als Advents- noch als Weihnachtskerzen, sondern nur als Beleuchtungsgegenstände benutzt wurden, aus Talg von Rindern in größerem Vorrat her, und zwar ursprünglich als sogenannte „Stipplichte“; der Docht wurde in geschmolzenem Wachs oder Talg immer wieder eingetaucht, bis genug erhärtete Masse daran saß, die dann glattgeschnitten wurde. Später bediente man sich meist wie in den Städten der Lichtergießform, Röhren aus Blech, die, oben offen, unten sich verjüngend und mit einem kleinen Loch, gewöhnlich zu mehreren fest verbunden waren (Bild).

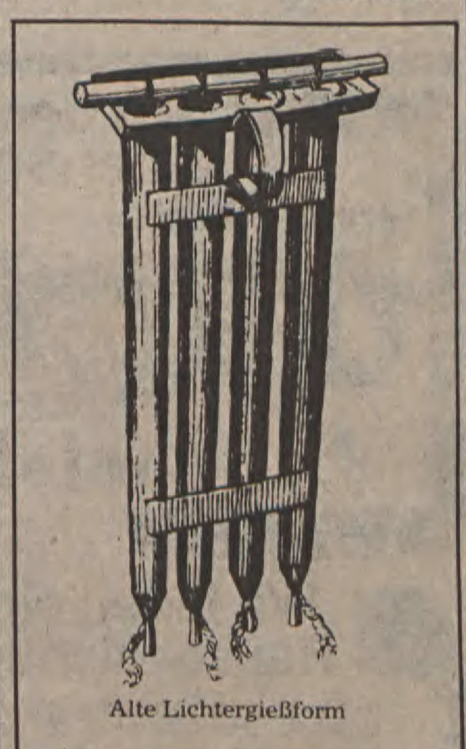
Zum Lichtergießen zog man die selbst angefertigten baumwollenen Dochte hindurch, band oder klemmte sie an beiden Enden der Röhren mit Holzstäbchen fest und goß nun den geschmolzenen Talg in die Form. Hatte er sich abgekühlt, so wärmte man die Form noch einmal etwas an, um die fertigen Kerzen glatt herausziehen zu können. Sie wurden vielfach durch Hin- und Herrollen auf einer Glasplatte noch geglättet. Ihr dickeres Ende wurde gerade abgeschnitten, das dünnere zum Anzünden zugespitzt.

Die Heide-Imker benutzten zum Gießen der Kerzen natürlich nur ihr eigenes Bienenwachs, das einen besonders aromatisch duftenden Geruch ergab. So konnte denn auch der Dichter sagen: „Wachskerze, selbstgegossen, die meinen Winter hellt: in dich ist eingeflossen die ganze Sommerwelt. Ich schließe lind die Augen. Der Docht die Säfte zieht; es summt in seinem Saugen der Bienen Flügellied . . . Der Fleiß von tausend Flügen zerschmolz, verging in nichts. Der Preis von tausend Flügen: die kleine Spanne Lichts!“

Nicht vergessen sei auch, daß einer der bedeutendsten der altniedersächsischen Fürsten, Julius, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg (1568–1589), als Symbol seines Lebens eine brennende Kerze im Wappenschild trug, und dazu in lateinischer Sprache seinen Wahlspruch „Andern dienend, verzehr ich mich“. (Aliis inseruiendor consumor). –

Licht und Wärme, und mit diesen gleichbedeutend Stille und Besinnlichkeit spendend, sich verzehrend – das war und ist denn wohl auch heute noch der Kerze, ob selbst gegossen oder gekauft, tiefere Bedeutung. Und das nicht nur allein zur Advents- und Weihnachtszeit.

Gerhard Seiffert



Alte Lichtergießform

740055

Der Strohdachdecker

Mit Schöwen, Ween und Schächten

Als es lange schon die neute üblichen Dachpfannen gab, blieb das Strohdach bei unseren Vorfahren auf dem Lande weiterhin beliebt. Unter diesem Schutz war die Temperatur jahraus, jahrein fast immer gleich: im Sommer kühl, die Sonnenstrahlen konnten das Stroh selbst im heißesten Sommer nicht durchdringen, im Winter warm, die dicke Schicht hielt die Wärme im Hause; dazu war sie durchaus wasserdicht.

Sollte ein Dach neu gedeckt werden, so begann man im Winter schon die „Dakschöwe", Strohdachbunde, fertigzumachen. Dazu war nur gut ausgedroschenes Roggenstroh geeignet. Zu einem Schow gehörten ein bis zwei Garben. Nach dem Lösen des bei der Ernte umgebundenen Strohseiles wurde jede einzelne Garbe oben bei den ausgedroschenen Ähren mit beiden Händen fest zusammengepreßt und tüchtig geschüttelt, damit die zwischen dem Roggen hochgewucherten Feldkräuter herausfielen. Solche Schädlinge verfaulten rasch im Strohdach und beeinträchtigten dessen Festigkeit. Dann wurde die Garbe auf den Boden gestoßen, um eine gerade Grundfläche herzustellen, hierauf oben und unten mit Strohseilen fest zusammengebunden. Damit war das Dachschow zum Decken fertig. Hatte man nach magerer Ernte nicht genug Stroh, so halfen die Dorfgenossen kostenlos aus.

Zum Befestigen der Schöwe an den Latten der Dachsparren dienten die „Ween", aus Weiden-, Birken- oder Fichtenwurzeln geflochtene Seile; später benutzte man dazu Zinkdraht. Außerdem sorgte der Bauer dafür, daß für den bestellten Dachdecker auch die „Schächte" bereitstanden; kurze Stangen aus Tannenholz, die, mit den Ween an die Dachlatten geknüpft, den Strohbunden festen und flachliegenden Halt geben. Ein Knecht des Hofes, der mit den Deckarbeiten etwas vertraut war, wurde zur Hilfeleistung zugeteilt.

Die Arbeit begann damit, daß das erste Schow, von dem die beiden Strohseile gelöst waren, mit den Ähren nach oben gekehrt auf der untersten Dachlatte auseinandergebreitet wurde. Hierauf wurde eine Schicht quer gelegt, und zwar genau über die Dachlatte. Dann nahm der Dachdecker aus dem bereitgelegten Rutenhalter, dem Weenknecht, einem kleinen köcherartigen Weidengeflecht, eine Ween heraus. Unmittelbar neben dem Schacht band er sie, während er das Stroh mit seinem ledergeschützten Knie zusammenpreßte, an der Sparre zu einer Schlaufe zusammen. In gleicher Weise folgten die anderen Schöwe, die eins neben das andere über die Längsseite des Daches gelegt wurden. Mit dem Kloppbrett klopfte dann der Dachdecker die Schöwe in eine gleichmäßig glatte Fläche und schnitt hervorstehende Strohhalme mit dem Deckmest ab. Oben am „Fösten", dem Dachfirst, der Sturm und Regen am stärksten ausgesetzt war, faßte die oberste Strohschicht der einen Seite über die oberste der anderen. Ein neues Strohdach erforderte je nach Größe für eine Seite ungefähr „30 Schock Stroh und mehr" sowie zumeist eine Woche Arbeit.

Um kleine Ausbesserungen vorzunehmen, pflegte jeder Dachdecker einmal im Jahre eine Rundreise in seinem Bezirk zu machen, wovon die Bewohner der betreffenden Orte sonntags nach dem Gottesdienst im gemeinsamen Kirchdorf von ihm benachrichtigt wurden. Er arbeitete dann so lange in einem Dorfe, bis sämtliche beschädigten Strohdächer ausgebessert waren; danach zog er in das nächste Dorf, bis seine Rundreise beendet war.



Kreis Bütow: Im Märzen der Bauer die Rößlein einspannt.

kennen. Hier liegt der Beginn meines Eintretens für die allgemeine Volksschule, für die Einheitsschule." **Wird fortgesetzt**



Oben: Kreis Köslin: Kirsch's Bürgergarten in Rogzow bereit zum Empfang der Gäste.
Einsender: Meta Kirsch, Lange Straße 137, 3490 Bad Driburg
Unten: Kreis Neustettin: Alt Draheim mit der Burgruine und der Kirche 1928.
Einsender: Walter Manthey, Weimarer Allee 26, 3000 Hannover 1



Kreis Kolberg-Körlin

Die Brieftasche, ein Er

Von Arthur Wangerin, Lehrte

Es war im Mai 1975, als meine Frau und ich eine Fahrt in die alte Heimat machten. Vom Hotel Skanpol in Kolberg fuhren wir an einem schönen Maientag mit einem Taxi von Kolberg aus in den Landkreis Kolberg-Körlin und statteten auch unserem Heimatort Simötzel einen Besuch ab.

Wir wurden von dem jetzigen polnischen Besitzer und dessen Frau freundlich in Empfang genommen und in das Wohnhaus geführt. Obwohl das Haus über 100 Jahre alt ist, befindet es sich doch in einem guten Bauzustand. Auch die Inneneinrichtung des Hauses konnte man als gut bezeichnen. Die Tochter besuchte das Lyzeum in Kolberg und hatte gerade ihre Abschlußprüfung gemacht.

Der Bauer war im zweiten Weltkrieg als Fremdarbeiter auf einem Bauernhof in der Nähe von Bremen gewesen und konnte recht gut deutsch sprechen. Einige Wochen vor unserem Besuch, über meinen Schwager und dessen Sohn, hatte der Pole den Wunsch geäußert, etwas über die deutsche Familie zu erfahren, bei der er beschäftigt gewesen war.

Im Rahmen unseres Gespräches berichtete ich nun, daß der Hofbesitzer vom Pferd erschlagen und die Tochter, die er s.Z. als Kind kennengelernt hatte, an einer schweren Krankheit gestorben sei. Diese Nachricht stimmte ihn recht traurig.



Bockwindmühle

neues Jahr allen Landsleuten!

n * Abgeordnetenversammlung.
em Vorstandsmitglied des Kon-
streuten evangelischen Ostkir-
der wissenschaftlichen Mitarbeit
hen Kommission für Pommern.

*

aack, Bonn, aus Anklam. Als
licher Assistent der SPD-Bun-
on ist er gleichzeitig in einer Viel-
enämtern tätig, die alle mit dem



eich zusammenhängen. Weit dar-
hat er vielen Vertriebenen, insbe-
ch Landsleuten, durch wertvolle
uf die richtigen bzw. gangbaren
rlangung sozialer Rechte geholfen.

*

aabs, Leverkusen, aus Belgard. Er
estand, war technischer Angestell-
m großen Konzern, blieb immer
tille, hat aber praktisch in der So-



d in der landsmännischen Bereit-
utes getan, immer stets für andere

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Liebe Landsleute: Der PZ-Chronist glaubt seit Jahren, daß es richtig und an der Zeit ist, die christliche Weihnachtsbotschaft zum Anlaß zu nehmen, um mit Ihnen, den Lesern und mit allen pommerschen Landsleuten ein schlichtes Wort zu sprechen, ein Wort von Mensch zu Mensch.

Eigentlich, so sagt mancher, ist es ja alle Jahre dasselbe, Weihnachten kehrt alle Jahre wieder. Dennoch ist es jedes Jahr etwas neues, wird es zum Beginn neuer Hoffnung, dieweil die Hoffnung im Laufe des Jahres sich abnutzt. Hoffnung braucht immer wieder neuen Elan.

Weihnachten 1979 kommt besonders viel zusammen. Wir wollen, dem Fest gemäß, fröhlich sein, aber wir erfahren um uns laufend politische Unruhe und viel Schreckliches und Erschreckendes und wir sehen im Fernsehen die erschütternden Bilder von der Flucht der Vietnam-Chinesen. Wen es angesichts dieses Elends nicht anrührt, so daß er teilnahmslos bleiben könnte, der hat, meine ich, nicht das Recht, politisch groß von Menschenrechten zu reden.

Ob das heute Menschen in Südostasien sind, die da leiden, oder ob es vor 37 Jahren wir selbst waren, dies war und ist menschliche Not, die nicht geographisch unterschiedlich bewertet werden kann.

11 Millionen Flüchtlinge gibt es zur Zeit in der ganzen Welt, hat der US-Präsidentschaftswahlkandidat Kennedy errechnen lassen. Genau soviel waren es 1944/45/46 allein in und aus einem einzigen Land: In und aus Deutschland.

Ausgerechnet jetzt, zu Weihnachten, lesen wir laufend, umfangreich dokumentiert, von den deutschen Flüchtlingen jener Jahre (in der Wochenzeitung „Welt am Sonntag").

Muß das alte Elend gerade jetzt hervorgeholt werden? Zu Weihnachten 1979?

Aber — wann wurde es je vor aller Öffentlichkeit ausgebreitet. Wer hat damals von unserer Flucht in der Welt gesprochen?

*

Eins schließt das andere nicht aus. Auch Weihnachten wollen wir nicht die Augen davor verschließen, daß es den gegen jedes Recht und Menschenrecht verstoßenden grausamen sogenannten „Bevölkerungstransfer" gab, wie es unsere Nachbarn, die Polen, gern genannt wissen wollen: Die große Fluc[ht]
Vertreibung.

Haben wir alle alles überwunden, sind die W[unden]
verheilt, dürfen wir ruhig alles vergessen? Müs[sen wir]
nicht vergessen?

Ich meine eben: Nein! Denn wir wollen nic[ht, daß]
Flucht auf Dauer unter der Menschheit zur G[ewohn]
heit wird. Auch wenn wir glauben, wenig dage[gen tun]
zu können, haben wir die Pflicht, Mahnmal für d[ie Welt]
zu bleiben.

Gerade das aber schließt nicht aus, eben und
auch als Pommern der christlichen Botschaft
denk zu sein.

Eben deswegen haben wir ein Recht, eben
vertrieben wurden, gerade die Weihnachtsa[usgabe]
der PZ ganz und gar auf allen Seiten eng auf uns[ere Hei]
mat bezogen zu gestalten, so wie wir es mit dies[er Aus]
gabe auch getan haben. Wir hoffen, daß e[s Ihnen]
Freude macht und Sie im Gedenken an die
auch für die Zukunft stärkt.

Diese heutige PZ ist mehr denn je dem La[nde Pom]
mern und seinen Menschen gewidmet.

*

Ich erlebte in Hamburg eine Vorweihnacht[sfeier, auf]
der der dortige Pommernchor all die alten, b[ekannten]
Lieder, auch alle reinen Weihnachts-Kin[derlieder]
sang. Ich beobachtete einen der eingelade[nen Aus]
siedler, einen älteren Mann, wie er alle Liede[r,]
auch die Kinderlieder mitsang, und damit fro[h]
schien, wenn er auch weinte.

Und ich sah ein paar Tische weiter eine[n]
Jungen, etwa 7 Jahre alt, den Sohn eines P[aares]
Ende 40, der ebenfalls alle Lieder, auch und g[erade die]
Kinderlieder singen konnte.

Und da kam mir das Empfinden, wie sch[ön es ist,]
wenn jung und alt die gleichen Lieder singen,
gerade die Kinderlieder, und ich dachte, es ist
wir gerade alle so singen dürfen trotz allem
allem, und daß wir uns deshalb freuen dürfen.

Ja, wir freuen uns, daß wir da sind und daß e[s die]
Heimat gibt und daß das Herz zu stärken auch [den Ver]
stand schärfen kann, den Verstand, den wir für [die Poli]
tik brauchen.

Von Haus zu Haus grüßt Sie herzlich Ihr
Otto Eichhorn,
für Verlag und Reda[ktion]
der Pommerschen Z[eitung]

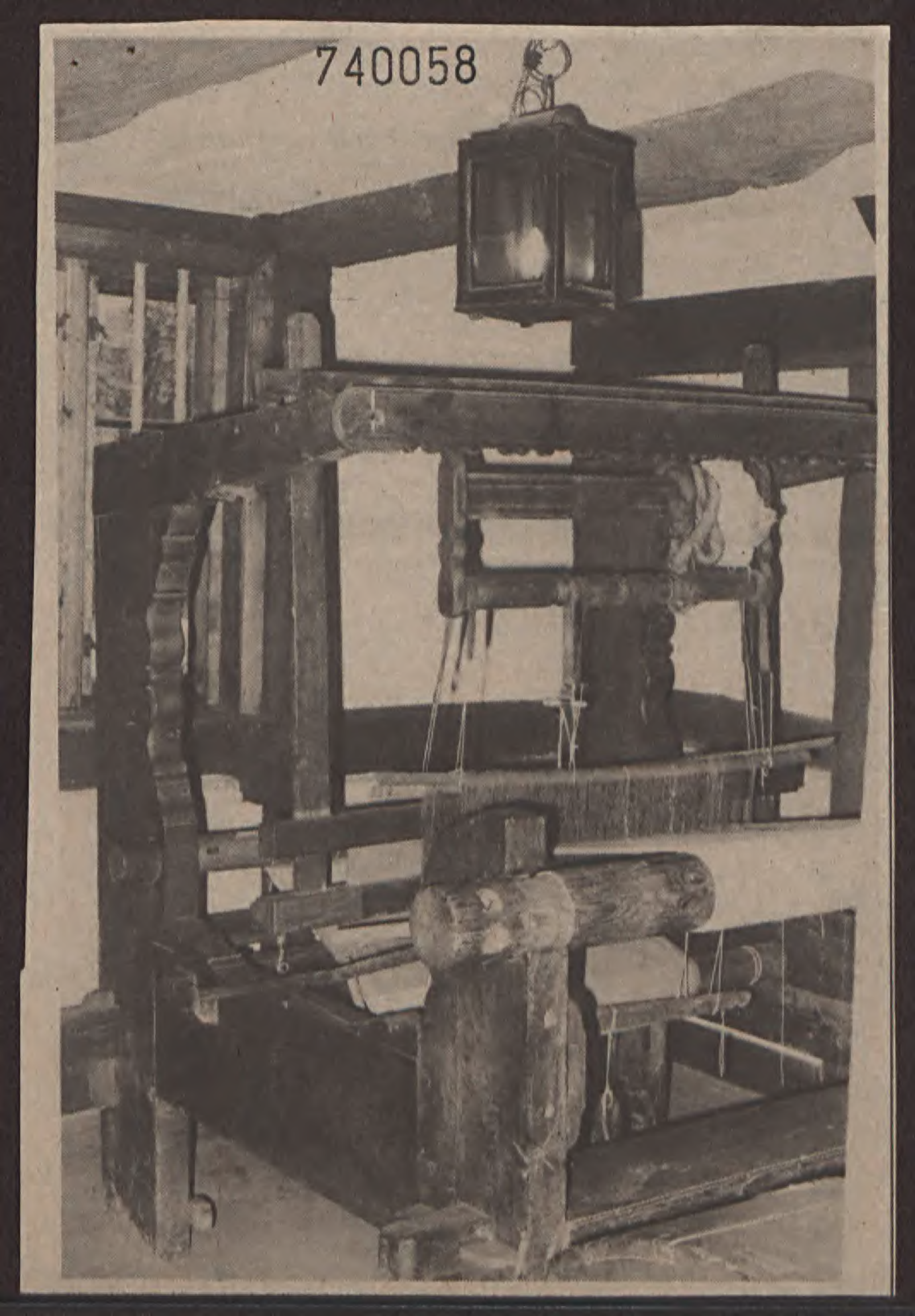
Vertriebenen besondere Verdienste erworben, zugleich aber in der DAG, in der DLRG, in der dortigen Freien Wählervereinigung und vor allem kommunalpolitisch. Er ist seit 15 Jahren Stadtrat.

*

Dr. Helga Thieme, Goslar, aus Stettin. Diese in Goslar und Umgebung bekannte Ärztin, kam nach dem Kriege in den Harz, war 8 Jahre im Rat der Stadt, gründete den damaligen Bund der Kinderreichen, heute den Deutschen Familienverband, ist im Vorstand von „Pro Familia" Niedersachsens und im
...tischen Wohlfah...

Ehrengabe des Corinth-Preise[s] für Franz Theodor Schütt

Der Maler und Bildhauer Franz T[heodor]
Schütt, am 15.12.1908 in Berlin als S[ohn des]
pommerschen Malers Franz Friedric[h Chri]
stian Schütt geboren, war schon früh [bei sei]
nem Vater in die Lehre gegangen, spät[er]
auch in Stettin bei dem bekannten Bi[ldhauer]
Prof. Kurt Schwerdtfeger. Franz T[heodor]
Schütt wohnt und wirkt jetzt in Wie[sbaden-]
Bieberich. Der pommersche Kulturpre[isträger]
von 1973, Prof. Bruno Müller-Linow, ha[t]
1/1974 das Werk von Franz Theodo[r]


740058

dustrie sowie der Medizintechnik überzeugend verkaufen kann.

Dies ist eine echte Aufgabe für einen tatkräftigen, vorwärtsstrebenden

Diplomkaufmann oder Diplomvolkswirt

zwischen 35 und 45 Jahren.

Die Befähigung zur Führung von Mitarbeitern sollte genauso zu seinen Stärken zählen wie Organisationstalent und Durchsetzungsvermögen.

Die Dotierung ist dieser anspruchsvollen Aufgabe angemessen und wird Sie zufriedenstellen.

Bitte senden Sie Ihre Bewerbungsunterlagen mit den wesentlichen Angaben zu Ihrer Ausbildung, Ihrem Werdegang und Ihren besonderen Fähigkeiten an unsere Personalabteilung, oder rufen Sie uns an unter Telefon (0 92 83) 7 73 37 (Montag bis Freitag, 8 bis 16 Uhr).

---

kunftssichere Berufschance für junge Kaufleute

Datentechniker

ng moderner
irtschaftliche und
sind
rfreie und
ng von EDV-

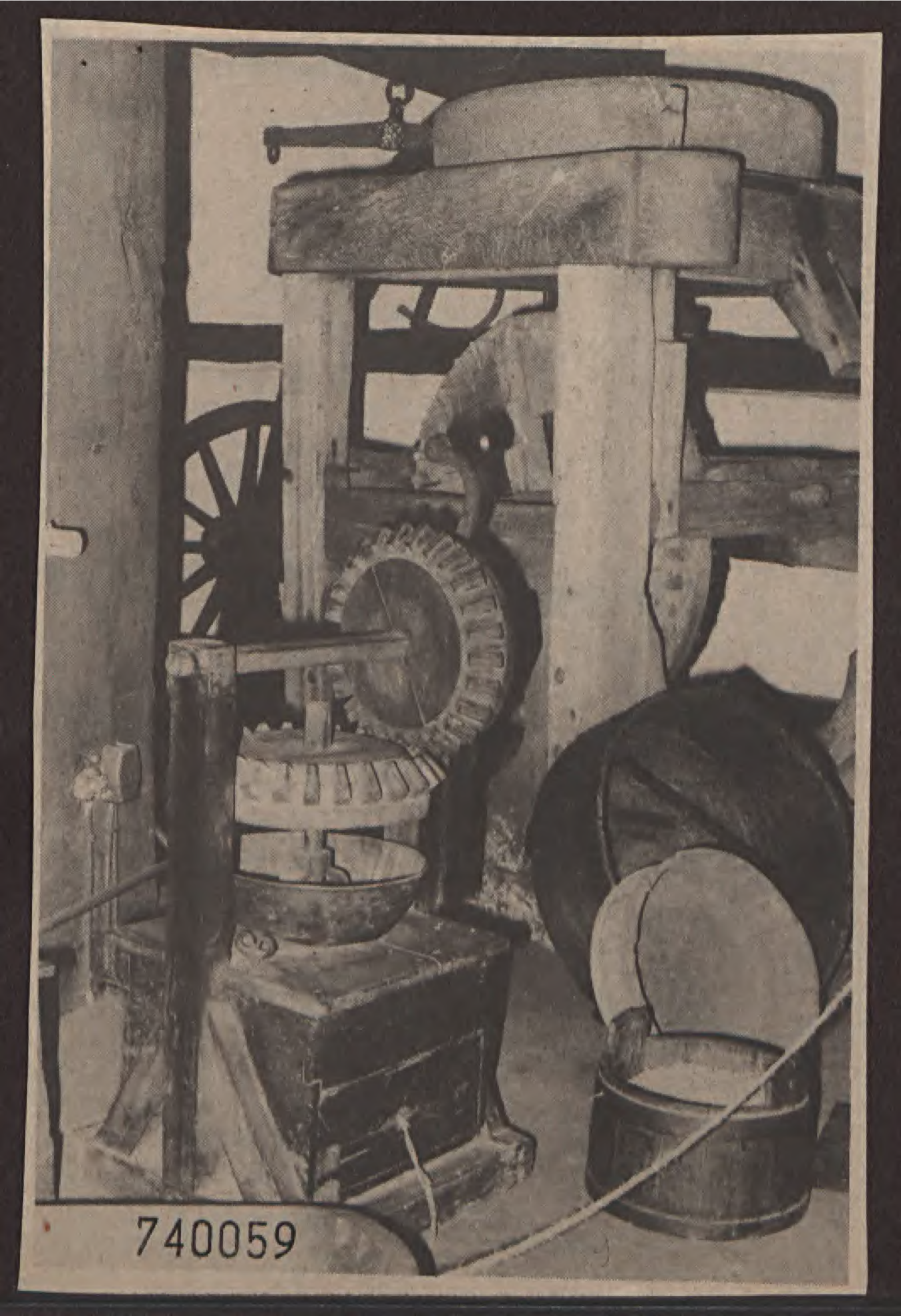
und die Fähigkeit
d dabei ebenso
hende
b wünschen wir
r Reife und
Bank- oder
chlägiger

Berufserfahrung auf dem Gebiet der EDV als Operator bzw. Datentechniker.

Unser Angebot:
Eine intensive Einarbeitung in die EDV an Ihrem Arbeitsplatz, die durch unser innerbetriebliches Schulungsprogramm ergänzt wird.
Selbstverständlich ein gutes Gehalt, umfassende Sozialleistungen und die 2-Schicht-Arbeit in einem Team junger, aufgeschlossener Kollegen.
Wenn Sie diese Aufgabe reizt, sprechen Sie mit uns. Ihre schriftliche Bewerbung ist der erste Schritt.

eutschland GmbH
Werk Hannover
Personalsteuerung
Kennziffer 7901
Postfach 12 68
3014 Laatzen 1

IBM


740059

eine Niederlassung.



Mit über 450 Außenstellen zählen wir zu den großen unter den deutschen Banken.

Die HYPO-BANK verfügt über ein internationales Netz von Korrespondenzbanken. Sie ist Mitglied der ABECOR, der größten europäischen Banken-Kooperation. ABECOR-Partner sind in 115 Ländern mit insgesamt über 11.000 Niederlassungen, davon allein 2.375 in Übersee. Die HYPO-BANK ist durch Tochtergesellschaften, Repräsentanzen und Bankbeteiligungen in Österreich, Luxemburg, Großbritannien, Spanien,

im Iran, in Australie
In New York verfüg
Niederlassung.

Als eine der große
bedeutenden Indu
treten sein. Daher
lassung im Zentru
Chance, Ihre Karri

Wir suchen qualifiz

Kreditsachbearbeiter(inn

Bankkaufleute mit bereits guten Erfahrungen im Kreditgeschäft. Sie sollten kontaktfähig s
in unsere Dienstleistungspalette ist gegeben.

Erfahrenen Firmenkunde

Der Bewerber sollte in der Lage sein, Akquisition selbst zu planen und durchzuführen.

Leiter Wertpapierabteilun

Der Bewerber sollte in der Beratung und Betreuung anspruchsvoller Privatkunden, wie a
Akquisitorische Fähigkeiten für den Aufbau von neuen Kundenbeziehungen werden erwa

Effektensachbearbeiter(i

Bankkaufleute mit praktischen Erfahrungen in der Abwicklung des gesamten Depotgesch
ist gegeben.

Leiter Außenhandel

Die Hauptaufgabe sehen wir vor allem im Aufbau des Außenhandelsgeschäftes der Niede
Kenntnisse in allen Sparten des Außenhandelsgeschäftes, insbesondere praktische Erfahr
Sprachkenntnisse, Akquisitions- und Verhandlungsgeschick, Kontaktfähigkeit und gute Fü


740060

50% un
hera

Sensationell herabgesetzt: Weit über 1000 Pelz-Hüte und -Kappen, Krawatten und Boas – auch alle Modelle aus unserem **Modellhut-Atelier!!!**

z. B.
Leopard-Murmel-**Krawatten**

jetzt nur 5,–

z. B.
Apartes **Modellhütchen**
aus Borregos

10,–



Bitte senden Sie mir Muster
gem. AMG von:

Kytta-Salbe®

Antiphlogistische Symphytum-Salbe

Stempel und Unterschrift

Bitte freimachen

Antwort

Kytta-Werk Sauter
7297 Alpirsbach 1/Schwarzwald



Slachters Vader kummt!

Das letzte löbliche Hauswerk in der Heide

Von Friedrich Barenscheer

göttlicher Schönheit versetzt.

Cyrene und Leptis Magna

In der Unterstadt Cyrenes ist das hauptsächlichste römische Bauwerk das prächtige Amphitheater. Zerbröckelnd wölbt sich noch der Bogen des Eingangstores. Die steinernen Sitzreihen lehnen sich an die Bergwand. Die Oberstadt hingegen ist im ganzen vorwiegend römisch bestimmt. Am besten — teilweise sogar noch in voller Mauerhöhe — ist das Forum erhalten.

Von den römischen Überlieferungen der Cyrenaika eilen die Gedanken nach Tripoli, wo Leptis Magna und Sabratha einzigartige Denkmäler phönizischer, karthagischer und römischer Geschichte verkörpern. Was hier die Naturgewalten vollbrachten, erreichten dort die Völkerstürme der Vandalen. Leptis Magna gilt heute als das beste Beispiel einer römischen Provinzstadt.

Mehr als tausend Jahre lag auch diese Stadt unter den Sanddünen begraben. Schafherden zogen über die Stätte hin, wo einstmals kraftvolles römisches

Friedrich Wilhelm III. war ein gottesfürchtiger Mann. Er verehrte den großen protestantischen Theologen Schleiermacher und versäumte es selten, dessen berühmte Predigten zu hören. Er war sehr stolz darauf, daß die jungen Offiziere der Berliner Garnison ebenfalls in Scharen in die Kirche strömten, wenn Schleiermacher predigte. Es war überhaupt erstaunlich — jedenfalls für ihn — wie sehr gerade das junge Berlin die Kirche bevölkerte. „Das liegt an ihrer großen Fähigkeit, die Menschen ihrem

ermacher: „Sie müssen wissen, Majestät, es kommen sehr viele Studenten in meine Predigt. Das geschieht aus Berechnung, denn ich bin in der Prüfungskommission der Universität. Es kommen sehr viele junge Damen der Gesellschaft zu mir. Das kann ich begreifen, denn wo Studenten sind, dort verkehren junge Damen gern — zumal sie ohne Mutter und Tante kommen. Es kommen auch sehr viele Fähnriche. Kann man es ihnen verdenken? Wenn sich so viele junge Damen einfinden . . ."

Vom Büchertisch

Taps — der kleine Bär

Das ist ein bibliophiles Vergnügen für den Buchfreund, eine ergötzliche Lektüre (gerade des knappen Textes wegen) für den Tierfreund und ein anziehender Bildband für kleine und große Kinder: wer es zum Verschenken erworben hat, wird es am liebsten selbst behalten und als einen besonders köstlichen Schatz in seinem Besitz

ohnehin zum Bestand der Haushaltsbücherei zählen. Wer sich jedoch beschränken und die finanzielle Seite eines geselligen Abends daheim sorgfältig kalkulieren muß, für den ist Erna Horns Wegweiser beinahe unentbehrlich. Dieses anregende Buch fußt auf den gesellschaftlichen Spielregeln und baut die über tausend Vorschläge (darunter





Die freudlose

In Japan gilt Spielen als Zeitv

VON PETER CROME

Japans Kulturkritiker fallen in pessimist sche Selbstanklagen, wenn sie das in d letzten Jahren immer brisanter geworde Thema „Kind und Gesellschaft" diskuti ren.

Was da vor ihren Augen als kommen Generation Japans heranwächst, erschei ihnen wie eine gefährliche Drachensaat, d – sobald sie erwachsen ist – die Gesellscha verschlingen wird.

Die Statistik scheint diesen Kulturpess mismus zu bestätigen: Im vergangenen Ja ist die Rate der Jugendkriminalität um 14 Prozent angestiegen. Die Zahl der Schüle die wegen Gewalttätigkeit im Klassenzin mer in Polizeigewahrsam genommen wu den, hat sich während der letzten vier Jah verzwanzigfacht. Die Selbstmordrate v Jugendlichen wuchs 1978 um ein Achtel.

Diese statistischen Hinweise deuten a daß die „heile Welt" in Japans Kinderzim mern fundamental bedroht ist. Auch ande Beobachtungen bestätigen die kindliche und jugendlichen Verhaltensstörungen. Ei schlägigen Untersuchungen zufolge wisse


740064



740065



Jan van der Straet (auch gen.: Stradanus. Giov. Stradano, della Strada) (Brügge 1523 – 2. 11. 1605 Florenz)

„Olivenöl-Mühle"

Zugeschrieben. Öl auf Kupfer. 22 x 29 cm.



Woll-Teppich
geknüpfte Kurdenarbeit aus Nordost-Persien (sog. Belutsch).
Ende des 19. Jh., 179 x 92 cm. Farben: Dunkelrot, Dunkelbraunrot, Dunkelviolettbraun, Dunkelbraun, Beige, Elfenbein, Dunkelblau, Hellblau, Dunkelgrün.

11.9.85



Alte Handwerkstraditionen sind ein wichtiger Bestandteil der Ausstellung „Loccumer Ansichten", die am Sonnabend eröffnet wird. Auf unserem Bild stellt der Loccumer Stellmacher Hermann Nürge seine Meisterarbeit vor.

Foto: Rähse



Das erste in der Liebe ist der Sinn füreinander und das Höchste der Glaube aneinander.
August Wilhelm v. Schlegel

Die Rückblende

Am 11. September 1926: Der Bubikopf als die große Haarmode der Frauen hat nun auch bei uns Eingang gefunden. Wie zu erwarten, wird das Für und Wider überall diskutiert. Sicherlich sind unsere Frauen damit Sklavinnen fremder Länder geworden, ist doch der Bubikopf oder der Herrenschnitt aus Amerika über Paris zu uns hereingeschleppt worden. Viele Leserinnen werden nun antworten, daß man doch nicht ewig in der Zeit unserer Großmütter leben könne mit Mozartzopf und Gretchenfrisur. Dies ist doch das Bild unserer Zeit: Der Mann arbeitslos, die Frau sportgeübt und modern. Der Herrenschnitt, der sehr kurze Rock, sogar die Sporthose, dabei die Zigarette als ständiger Begleiter. Das letzte Geld wird für diese Mode ausgegeben.

Öde

Nicht ohne Grund wird von verschiedenen Seiten darüber Klage erhoben, daß Ausschuß- oder Ratssitzungen von der Öffentlichkeit nicht in dem vom Gesetzgeber gewünschten Maße besucht werden. Zumeist sind die Zuhörerstühle nur von solchen Mitbürgern besetzt, die in einem bestimmten Punkt ein persönliches Interesse an dem einen oder anderen Ratsbeschluß haben. Sie verlassen die Stätte kommunalpolitischer Arbeit in den meisten Fällen auch gleich nach

Eichamt
Zapfsäule a

Einst unverzichtbar, heute ausgestorben: Der Sensenschmied

Harte Arbeit wich moderner Technik ohne Hauch der Romantik

Und wieder rattern die Mähdrescher über die Getreidefelder und bewältigen fast mühelos die Arbeit, die einst im Schweiße ihres Angesichts die fleißigen Schnitter und flinken Garbenbinderinnen verrichteten. Das ruft zugleich die Erinnerung wach an einen heute ausgestorbenen Beruf unserer Heimat, an den Sensenschmied.

„Vil Sensen durch mich geschmidet sind, mit Hämerschlagen, schnell und schwind. Die Dengel ich scharff uber dmaß, damit man Meht das grüne Graß, darauß denn wirt Grumaht und Heuw. Auch mach ich Sichel mancherley, damit man einschneid das Getreid, durch alte Weiber und Bauern Meid".

So beschrieb schon 1544 der Nürnberger Meistersinger Hans Sachs den alten Beruf des „Sensenschmied". Wenn man auch überwiegend Westfalen als Heimat dieses Berufszweiges bezeichnet, so hat es doch auch in unserem niedersächsischen Lande tüchtige Meister dieses Faches gegeben (Liebenau!), deren Erzeugnisse in der weitläufigen Landwirtschaft zur Heu-, Flachs-, Buchweizen und Getreide-Ernte einst nötig gebraucht und geschätzt wurden.

Der Sensenschmied bearbeitete an seiner Esse das „Blatt" aus zähem Gerbstahl, denn nur die sogenannte „Kopfsense" besaß eine scharfe, dauerhafte Schneide und wurde nicht gleich schartig, wenn sie einmal auf Holz oder Stein traf. Sobald das geschmiedete Blatt noch einmal gelbrot-glühend gemacht war, wurde es in Öl oder geschmolzenen Talg getaucht, um dadurch den Stahl zu härten.

Endlich ließ man das Blatt nochmals im Feuer blau anlaufen, bearbeitete es zum Schluß mit dem Hammer und schliff dann die Sense ab. Dieses „Abschleifen" erforderte eine besonders große Übung des Sensenschmiedes und gab der Sense im wahrsten Sinne des Wortes „den letzten Schliff", der ihre Qualität bezeugte.

Die schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einsetzende Industrialisierung entzog dem handwerklichen Sensenschmied den „goldenen Boden", und die Erfindung der Mähmaschine nahm ihm dann vollends seine Existenzmöglichkeit.

Von den Sensen unterschied man einstmals vorwiegend drei Arten, die hier beschriebene einfache „Kopfsense", die dreifache „Gestellsense", die vorwiegend für die Roggen- und Buchweizen-Ernte verwandt wurde, und seltener in den Heidegegenden die „Kniesense". Bei allen drei Arten war der wichtigste Teil für gute und leicht von der Hand gehende Arbeit ein scharfes Sensenblatt.

War das Sensenblatt während des Mähens stumpf geworden, so wurde es mit dem Streichbrett, dem Schmirgelholz, nachgeschärft. Abends jedoch setzte man sich vor die Scheune, um das Sensenblatt für den nächsten Tag sozusagen „generalzuüberholen". Mit dem „Dengeltüg", dem Hammer und kleinen Amboß, klopfte man die groben Scharten am Sensenblatt aus. Dabei klang der gleichmäßige Takt, das metallene Pink-pang, von Gehöft zu Gehöft das ganze Dorf entlang.

So war dieses „Dengeln" ein Stückchen alter Dorfpoesie, das mit dem Schwinden des Sensenschmiedes und dem Gebrauch der Handsense ebenfalls sein Ende gefunden hat.

Gerhardt Seiffert

ur.

ıng von neuen
Vaschmittelindu-
ıftsperspektiven.

unseres Hauses
Niveau.

üblichen Bewer-
zu wenden, die
ähere Auskünfte

nbH.
(0 55 31) 70 41

terviewer/in

r freien Zeit in Privat-
alten Interviews mit
bogen durchzuführen
brauchen Sie keine
lle Vorbildung. Auch
Sie eher an Befragun-
Industrie, Handel u.
be interessiert sind,
wir uns auf den Kon-
it Ihnen. Sie werden
v eingearbeitet, denn
varten eine langfristi-
arbeit. Eigener Pkw
ontaktbegabung sind
ssetzung für diese
sante Tätigkeit. For-
Sie bitte unverbind-
unser Informations-
material an.

...im Maschinenschreiben,
in Stenografie und Buchführung.

Sie werden durch eine kostenlose Schulung eingehend auf Ihre neue Tätigkeit vorbereitet. Falls Sie ein Auto besitzen und ab 17.00 Uhr einsatzbereit sind, richten Sie bitte umgehend eine kurze Bewerbung an unseren Herrn Springer.

LEHRINSTITUT SCHEIDEGGER
Lange Laube 28, 3000 Hannover, Telefon (05 11) 32 65 27

In der Kosmetik



zeigt das Barometer auf schön. Kein Wunder, daß bei uns die Umsätze nach oben klettern. Schon seit Jahren. Und daß bei uns gute Mitarbeiter gefragt sind. Diesmal suchen wir einen erfolgsinteressierten

Verkaufsfahrer

für Teile Hessens und den nordd. Raum. Zu guten Konditionen, mit gutem Spesensatz und natürlich mit Firmenwagen: Kleintransporter

Ihre Aufgabe: Zwei gut eingeführte Kosmetik-Serien in Verbraucher- und Drogeriemärkten zu betreuen. Sie müssen nach einem vorgegebenen Tourenplan die Depots aufsuchen und nach Bestandsaufnahme die Ware ausliefern.
Ist das Ihr Fall? Dann schreiben Sie uns bitte oder rufen Sie gleich an.

COTTAN COSMETIC GMBH MÜNCHEN
8012 Ottobrunn, Otto-Hahn-Straße 38–40
Postfach 170, Telefon (089) 6 09 10 91

QUALITÄTS-HAFTETIKETTEN

Der Markt wächst - wir expandieren!
Dies ist die Chance für einen aktiven



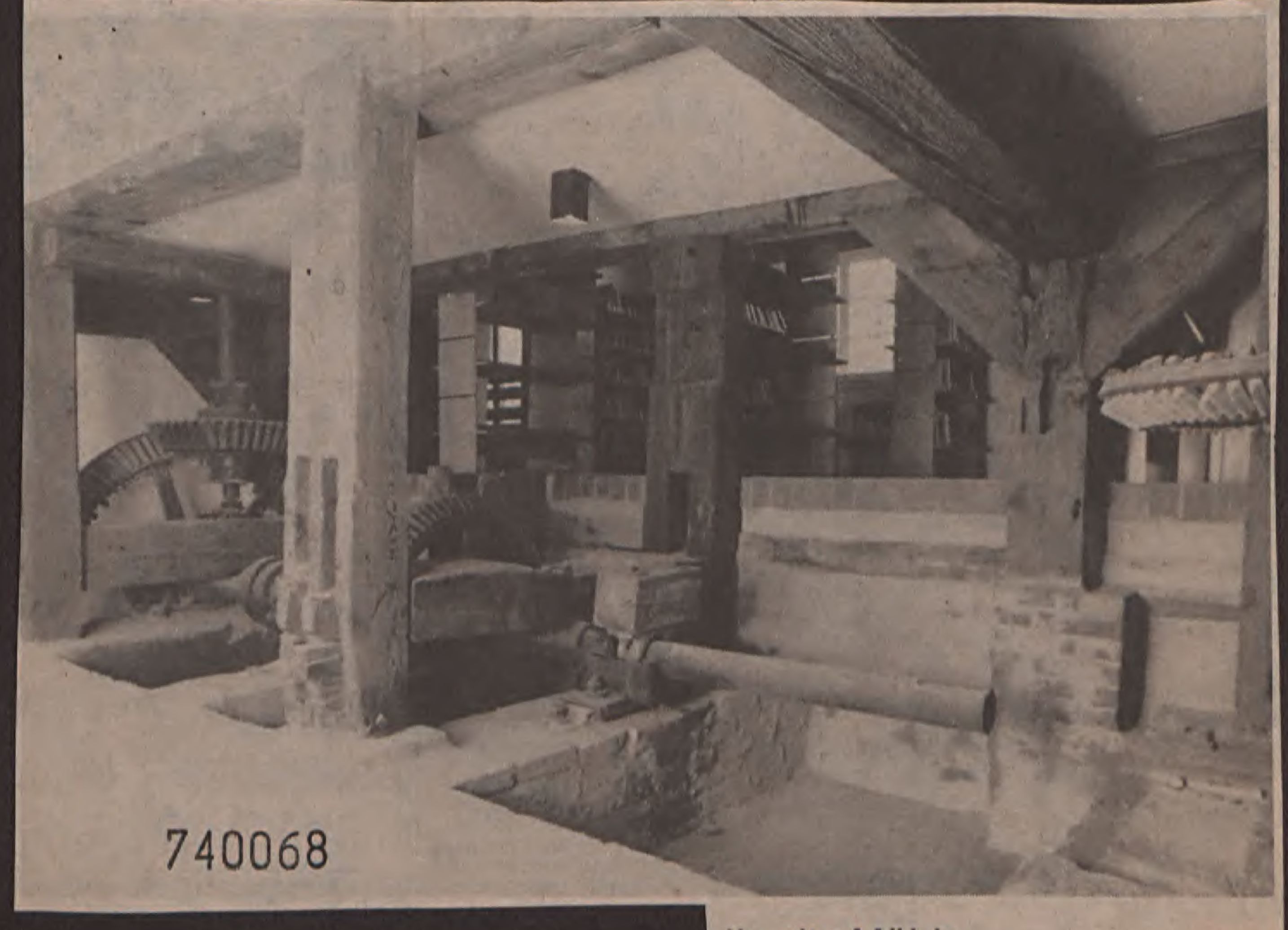
Freien Handelsvertreter
(Niedersachsen)

Kontakten Sie uns - wir antworten sofort.

Werbe- und Etikettendruckerei Dietmar Römer KG.
Steinfeldstr. 6 · 3550 Marburg · Ruf 0 64 20/5 04 o. 5 05

Einen erfahrenen Kraftfahrer Kl. II

im Werkverkehr für Silo-Lkw in Dauerstellung gesucht.



die alte Mühle

ntschlief heute un-
, Großmutter, Ur-
und Tante

king

Dierking
ermeyer
eb. Dierking

e, geb. Hinkeldei
gen

, dem 21. Februar
lle Balge statt.

e ehemalige Mit-

chken

Lieber Opa Henke!

Herzlichen Glückwunsch
zum 70. Geburtstag.

Heidi und Michael Buck
und Dieter Hoppe

Kaminbau ist Vertrauenssache!

Wir liefern nicht nur –
sondern bauen auch ein.

Rehburger-
Kamin-Studio
Inh. Horst Papenhausen
3056 Rehburg-Loccum 1
Heerweg 4 · Tel. (0 50 37) 29 29

Jetzt bauen statt Miete!

Noch 80er Preise, Musterhauszuschuß – nicht zurückzahlbar, geringe Selbsthilfearbeiten.
Näheres: Tel. (0 51 43) 52 62

Schwimmbad- und Saunatechnik
Beratung · Verkauf · Montage
Hotel- und Privatbäder preiswert
Ständige Ausstellung
in Verden-Eitze, Weitzmühler Straße 20

kraupner

Selbstfang-Melkwagen
16 Stände, zu verkaufen.
Telefon (0 50 23) 22 08

5 braune
Hochlehnsessel-Elemente
Samt-Velours, neuwertig,
für 650,– DM zu verkaufen.
Telefon (0 50 21) 1 49 43

Gebr. Kompressor
380 V, 5 atü, zu verkaufen.
Telefon (0 57 64) 16 39

Verkaufe **Wohn-, Schlaf-, Kinderzimmer, Flurgarderobe, Lampen u. Küche** am Sonnabend v. 10 bis 16 Uhr. **Nienburg, Triemerstr. 9** (Hof)

Verkaufe aus Omas Zeiten
Schränke, Truhen usw.
Tel. (0 50 21) 56 18 oder 1 77 34

Kreissägen, verz. Untergestell, viele Größen, ab **279,– DM. Coldewey, Nbg., Leinstraße 30, Telefon (0 50 21) 32 51**

Kassettenrecorder, 6 Watt, 3 Mon. alt, zu verkaufen.
Telefon (0 57 64) 10 91

Kaufgesuche

Alte
Eichen- u. Tannenmöbel
Leinen, Uhren, Geschirr u.a. kauft laufend **Telefon (0 57 61) 31 16, Telefon (0 50 37) 13 40**

Suchen **gebrauchte, metallene Lagerregale. Otto Klipp Fahrzeug GmbH,** Schinnaer Landstr
Te

Wir nehmen I
Altgerät in Z
– auch bei Mietk

Farbfernsehgeräte

Sanyo
TP 3240, 36 cm
Nordmende
Interfunk, 36 cm
Nordmende
SC 1130, 51 cm
Interfunk
2056, 56 cm, m. Fernb.
Nordmende
CS 1147, 66 cm
Metz
Kreta, 66 cm, DDR in Farbe

H i f i - Stereo

Hifi-Turm Schneider
Team 25, 60 Watt
Compactanlage Interfunk
TS 6005, 80 Watt
Compactanlage Philips
6970, 24 Watt, mit Boxen
Hifi-Turm Schneider
Team 30, 60 Watt

Toncassetten



Original-Bockwindmühle „Auguste" (von 1810) im Freigelände des Suhlendorfer Mühlenmuseums. (Foto: BfH)

Am 7./8. März 1981 fand in der Ostakademie in Lüneburg unter der Leitung von BdV-Vizepräsident Dr. Herbert Hupka die diesjährige Bundeskulturtagung des Bundes der Vertriebenen statt. Die Kulturreferenten der Landsmannschaften und Landesverbände nutzten diese Zusammenkunft zu einem umfangreichen Gedanken- und Erfahrungsaustausch, insbesondere aber zu einer Information aus erster Hand über die Aspekte der ostdeutschen Kulturarbeit in den nächsten Jahren.

Ministerialdirektor Dr. Sieghardt von Köckritz vom Bundesinnenministerium hob hervor, daß die Vertriebenen dreieinhalb Jahrzehnte nach Kriegsende zwar in das wirtschaftliche und soziale Gefüge der Bundesrepublik Deutschland erfolgreich eingegliedert sind, daß es aber nicht gelungen ist, die Pflege und Weiterentwicklung des ostdeutschen Kulturerbes zu einem zentralen Anliegen aller Deutschen zu machen. Nach seinen Worten hatte das nicht nur materielle, sondern auch emotionelle Gründe, sachlich über das kulturelle Vermächtnis der ostdeutschen Regionen reden zu können. Für von Köckritz war beispielsweise die kürzliche Fernsehserie über die Flucht und Vertreibung ein Indiz dafür, daß das Interesse am Beitrag der Vertreibungsgebiete für die deutsche und europäische Kultur zunimmt. „Die Größe der Landschaften, die allein ein Viertel des deutschen Reichsgebietes umfaßten, läßt das quantitative Ausmaß der Verarmung unserer Kultur ermessen, wenn dieser Bestandteil unserem Bewußtsein entschwindet", so der Referent.

Von Köckritz gab im Laufe seiner Ausführungen zu bedenken, ob es jetzt nicht an der Zeit wäre, eine Kulturcharta der deutschen Heimatvertriebenen zu verkünden, die Sinn und Bedeutung des kulturellen Erbes deutlich mache. Er betrachtete eine solche Charta als Ausdruck des geschichtlichen Bewußtseins einer Kultur, die von dem jahrhundertealten Zusammen- und Nebeneinanderleben mit den östlichen Nachbarn geprägt ist. In der Formulierung einer Kulturcharta sieht von Köckritz die Chance, das öffentliche Bewußtsein für die ostdeutsche Kulturarbeit mehr als bisher zu mobilisieren. Nur ein solcher Durchbruch könne auch dazu führen, die vom Bundesinnenministerium vorgelegte Neukonzeption zur Kulturarbeit der Vertriebenen als eine Möglichkeit des Weiterwirkens des ostdeutschen Kulturerbes auf Dauer zu sichern.

Unter Hinweis auf das wachsende Interesse an historischen Themen in der Öffentlichkeit begründete Prof. Manfred Schlenke die Ausstellung „Preußen — Versuch einer Bilanz", die vom 15. August bis 15. November im restaurierten, von Gropius erbauten ehemaligen Kunstgewerbemuseum in Berlin stattfinden wird. „Preußens Schatten reicht über die Mauer." Mit diesen Worten charakterisierte er die Bedeutung Preußens in ihrer Nachwirkung auf beide deutsche Staaten, die sich in einem gewachsenen Interesse an Preußen bemerkbar mache,

---

Ostdeutsche Gegenwartsliteratur


740070

zu den Kirmessen ab. Und nun meinen Sie, geht man, jedenfalls bei den Antiquitäten, wieder zu solchen romantischen Verhältnissen zurück?

RICHARD KARL RODE: Selbstverständlich, obwohl wir bei unseren Märkten nicht unbedingt von Kirmes sprechen sollten.

SAMMLER-JOURNAL: Nun hat es in den großen Städten ja schon immer bestimmte Viertel für den Antiquitätenhandel gegeben, weil gerade diese Konzentration die Kunden und die Antiquitätenliebhaber besonders anzieht. Sie bevorzugen Plätze, wo sie von Laden zu Laden gehen können. Das war früher etwa in Hamburg das Gebiet um die ABC-Straße, in Amsterdam ist es die Spiegelstraat, in London das Viertel um Piccadilly und die Bond Street oder die populäre Portobello Road, in München ursprünglich das Viertel um den Viktualienmarkt und nach dem Kriege der Ottoblock und seine Umgebung. Und das sind ja eigentlich Erfahrungen, die Sie praktisch auch auf Ihre Veranstaltung beziehen möchten? Denn hier sind ja mindestens immer hundert Händler beieinander.

RICHARD KARL RODE: Ja. Und selbstverständlich werden diese Straßen und Plätze auch in Zukunft weiter bestehen und Bestand haben, aber verschwinden wird im Laufe der Zeit der kleine

„Sensendengeln" und „Reepe"-Drehen beherrschen heute nur noch die Älteren

Maschinenring Landesbergen demonstrierte jungen Mitgliedern „Landwirtschaft früher"

Landesbergen (bm). Was noch vor einigen Jahren oder auch Jahrzehnten auf Höfen in der Landwirtschaft in handwerklicher Arbeit hergestellt werden mußte, ist sicherlich durch die enorme Mechanisierung gerade in diesem Bereich der Tätigkeiten leichter und einfacher geworden. Besonders die älteren Landwirte, die damals noch nicht über moderne Maschinen verfügten, erledigten zahlreiche kleinere Arbeiten – wie zum Beispiel die Herstellung von Seilen für Kuhhalfter oder Pferdeleinen – ausschließlich in langwieriger Handarbeit.

Daß sie aber immer noch über das Erlernte nicht nur berichten, sondern dieses auch praktisch demonstrieren können, wollte jetzt der Maschinenring Landesbergen in einer kleinen Vorführung seinen Mitgliedern unter dem Thema „Landwirtschaft früher" beweisen. Der Maschinenring – ein Zusammenschluß von insgesamt 78 Landwirten aus Landesbergen, Leese, Schäferhof und auch Steyerberg – wollte dabei insbesondere auch den jüngeren Mitgliedern, die sich heute kaum noch die Arbeit auf den Feldern oder dem Hof ohne die technischen Errungenschaften vorstellen können, einen Einblick in die damaligen Arbeiten – verbunden mit praktischen Übungen – vermitteln.

Auf dem Hof von Hermann Klünder, dem Vorsitzenden des Maschinenringes, hatten sich gestern die Landesbergener Mitglieder eingefunden, um sich in Tätigkeiten wie Besenbinden – früher eine Beschäftigung vornehmlich in der kälteren Jahreszeit – oder dem „Reepe"-Herstellen – die Anfertigung von gedrehten Seilen aus Bänderresten, die beim Zusammenbinden der Heuballen anfallen – zu üben.

Mit alten Hilfsgeräten, die auf dem Hof von Hermann Klünder auch heute noch nicht verschwunden sind, sondern immer noch Verwendung finden, zeigten die Älteren den Jüngeren, wie stabile und feste Seile entstehen und als Kuhhalfter oder Pferdeleinen Verwendung finden.

Diese „Reepe" – so der plattdeutsche Begriff – wurde sodann auch von den jüngeren Landwirten gefertigt, bei denen die kräftigen Bänder allerdings als Abschleppseile für Landwirtschaftsmaschinen Verwendung finden werden.

Das Besenbinden, das früher von den Landwirten im Winter eine Beschäftigung „zwischendurch" war, ging allen „Lehrgangsteilnehmern" schnell von der Hand. Aus Birkenreisig, den man gleich mit einem ganzen Anhänger voll angefahren hatte, entstanden innerhalb kürzester Zeit die nützlichen Kehrwerkzeuge. Die Besen werden heute meist von den Landwirten auf irgendwelchen Märkten gekauft, um sich die doch langwierigen Arbeiten zu ersparen. Ältere Leute dagegen verdienen sich heute noch etwas Geld auf diesen Märkten, wo sie die selbstgefertigte Ware an den Mann – sprich: die Landwirte – bringen.

Geht das Besenbinden noch relativ einfach, erkennt man beim „Sensendengeln" sofort den Fachmann. Die Sense muß, wenn sie einmal stumpf geworden ist, mit einem Hammer an der Schneide dünn gehauen werden, um anschließend mit dem Streck wieder die nötige Schärfe zu erhalten. Für Landwirte, die heute noch mit der Sense arbeiten, ist dies eine notwendige Tätigkeit für das schnelle Schneiden der Gräser oder des Getreides.

Die Mitglieder des Maschinenrings jedenfalls waren alle so richtig bei der Sache und zeigten sich äußerst lernbegierig. In Landesbergen ist dabei der Zusammenhalt aller sehr groß. Dazu tragen besonders auch die regelmäßigen „Klönabende" bei, wo sich Mitglieder an jedem zweiten Montag im Monat zu gemütlichen Zusammenkünften treffen und allerlei Dinge – persönliches und berufliches – gemeinsam besprechen. Und daß bei der Vorstellung „Landwirtschaft früher" auch der sogenannte „11-Uhr-Zug" (ein Schnapsglas, das normalerweise um 11 Uhr die Runde macht) etwas früher eintraf, konnte dem Gelingen dieser Demonstration keinen Abbruch tun.



Das Besenbinden beherrscht Hermann Klünder jun., schließlich hat er es von seinem Vater gelernt.
Fotos (3): Marchewka



Vater und Sohn demonstrieren hier gemeinsam, wie man aus alten Bänderresten wieder kräftige Seile – sogenannte „Reepe" – anfertigt.



Beim „Sensendengeln" braucht man schon das nötige Fingerspitzengefühl.

Sonntag in Heemsen Gemeindeabend mit Ursula von Lingen

Heemsen (r). Am Sonntag fällt der Gottesdienst in der Kirchengemeinde Heemsen am Vormittag aus. Dafür findet abends um 19.30 Uhr in der Kirche ein Gemeindeabend mit Ursula von Lingen statt.

Ursula von Lingen, die Tochter des ehemaligen Heemsener Pastors, wird anhand von Dia-Serien über ihre Arbeit in Japan berichten. Dorthin wurde sie von der MBK-Mission entsandt. Sie arbeitet in einem Heim für behinderte ältere Menschen als Krankenschwester und Missionarin.

Zum Gelingen des Abends wird auch der Posaunenchor beitragen. Ursula von Lingen wird von dem früheren Pastorenehepaar begleitet.

Sportfischer-Lehrgang ab Montag in Diepenau

Diepenau (r). Für Sportfischer beginnt am Montag, dem 5. Januar, um 19 Uhr im Diepenauer Gasthaus Musmann ein Lehrgang über Fischhege, Gewässerpflege und -kunde sowie Fischereigesetze. Abgeschlossen wird der Kursus am 5. Februar mit dem bereits zur Tradition gewordenen Essen.

Pkw landete im Straßengraben

Leese (r). Einen wahrhaft schlechten Start ins neue Jahr hatte ein Pkw-Fahrer, als er am Donnerstag abend gegen 20.30 Uhr auf der Bundesstraße 441 zwischen Leese und Loccum mit seinem Wagen ins Schleudern geriet und im Straßengraben landete.

Als Unfallursache ist überfrierende Fahrbahnnässe anzunehmen. Der Sachschaden beläuft sich auf rund 5000 Mark.

Feuerwehr-Hauptversammlung



Viel Anklang

fand auch in diesem Jahr die Silvester-Wanderung der Nienburger Reservisten. Insgesamt 182 Personen gingen über die rund zwölf Kilometer lange Strecke, die in den Nienburger Bruch führte. Die Wanderer kamen nicht nur aus dem gesamten Kreisgebiet, sondern auch aus Hannover, Hildesheim, Osnabrück, Herford und Frankfurt. Unser Foto zeigt die Marsch-„Halbzeit". Dabei wurde im Nienburger Bruch heißer Tee serviert. Trotz aufgeweichter

Bunter Abend als Auftakt eines breitgefächerten Jahresprogramms

Gelungene Veranstaltung der Landjugend Wietzen

Wietzen (uwa/pr). **Die Landjugend Wietzen imponierte mit ihrem bunten Abend im Nordholzer Gasthaus Hüneke vor zahlreichen Gästen, die dem Programm begeistert folgten.**

Vorsitzende Christa Kirchheck hielt Rückschau auf ein erfolgreiches Jahr und versprach auch für 1981 einiges: „Dieser bunte Abend soll nur der Auftakt eines breitgefächerten Jahresprogramms sein."

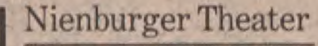
Den bunten Abend gestalteten zum Auftakt die Jagdhornbläser mit. Es folgten Volkstänze der Landjugend Wietzen, des Jugendbundes Marklohe sowie Gymnastikvorführungen der weiblichen Mitglieder des Gastgebers.

Sketche führten die Landjugend Wellie und der Jugendbund Marklohe auf. Auf lustige Art und Weise demonstrierten Mitglieder der Wietzener Landjugendgruppe, wie ein Steuer-Formular ausgefüllt wird.

Recht turbulent ging es anschließend in dem Einakter „Maimaand" von Friedrich Lange zu. Für den guten Anklang beim Publikum sorgten Willi Bösselmann, Hannelore Grundmann, Christa Kirchheck, Heiner Auf dem Berge, Susanne Barz und Reiner Schlemermeyer mit ihren schauspielerischen Leistungen.

Den Abschluß des Abends gestalteten die zahlreichen Teilnehmer und Gäste frei. Sie schwangen eifrig das Tanzbein.





Nienburger Theater

Eine Kug den Premi

„Ihr Alibi, Mr. Price" a

Am Montag, dem 12. Januar, gastiert das Tournee-Theater „Thespiskarren" mit dem englischen Kriminalstück „Ihr Alibi, Mr. Price" im Ring III des Nienburger Theaters. In den Hauptrollen sind die durch Funk und Fernsehen bekannten Schauspieler Ruth-Maria Kubitschek, Alexander Hegarth und Werner Pochath zu sehen.

Es geht um einen Mordversuch in Leslie Darbons und Peter Whelans Kriminalstück. Eine Kugel traf den englischen Premierminister – um Haaresbreite nicht! Die Polizei fahndet nun nach dem Attentäter, die Polizei und eine Frau namens Helen Galt. Helen lehrt Geschichte in Oxford und hat sich in ihren Forschungen auf historische Attentate spezialisiert.

Beide, die Polizei und Helen Galt, gehen bei ihren Ermittlungen ihre eigenen Wege. Die Methoden der Wissenschaftlerin, diesen Fall zu lösen, sind ungleich interessanter und natürlich auch wesentlich ungewöhnlicher. So wird vor dem Zuschauer ein Kriminalstück ausgebreitet, bei dem nicht nur die Lösung interessiert, bei dem nicht nur die Lösung interessiert, die allerdings erst ganz am

Das Künst

Heute: Schauspielerin

Seit 1958 ist sie im Westen. Vorher war sie am Maxim-Gorki-Theater in Ost-Berlin engagiert und drüben bereits ein Star. Dann fing sie noch einmal ganz von vorne an – aber das ist eine lange Geschichte. Die damenhafte Schauspielerin mit den grauen Augen, den aparten Wangengrübchen und dem ein wenig rätselhaften slawischen Gesichtsschnitt wurde in Komotau/CSR geboren. In der turbulenten Zeit nach 1945 kam sie mit der ganzen fünfköpfigen Familie nach Köthen/Anhalt.

Ruth Maria Kubitschek, die am 12. Januar im Nienburger Theater gastiert, kam 1947 auf die Hochschule für Theater und Musik in Halle und besuchte anschließend noch das renommierte Stanislawski-Institut in Weimar. Ihre ersten Bühnenrollen spielte sie am „Theater der Jugend" in Ost-Berlin. Die DEFA gab ihr mehrere große Filmrollen und auch das Ost-Fernsehen sicherte sich die attraktive Schauspielerin. Gleich ihre erste Rolle, die „Carmen" in der Fernsehfassung der Bizet-Oper, machte sie zum populären Fernsehstar in der DDR. Danach kam eine große Rolle nach der anderen.

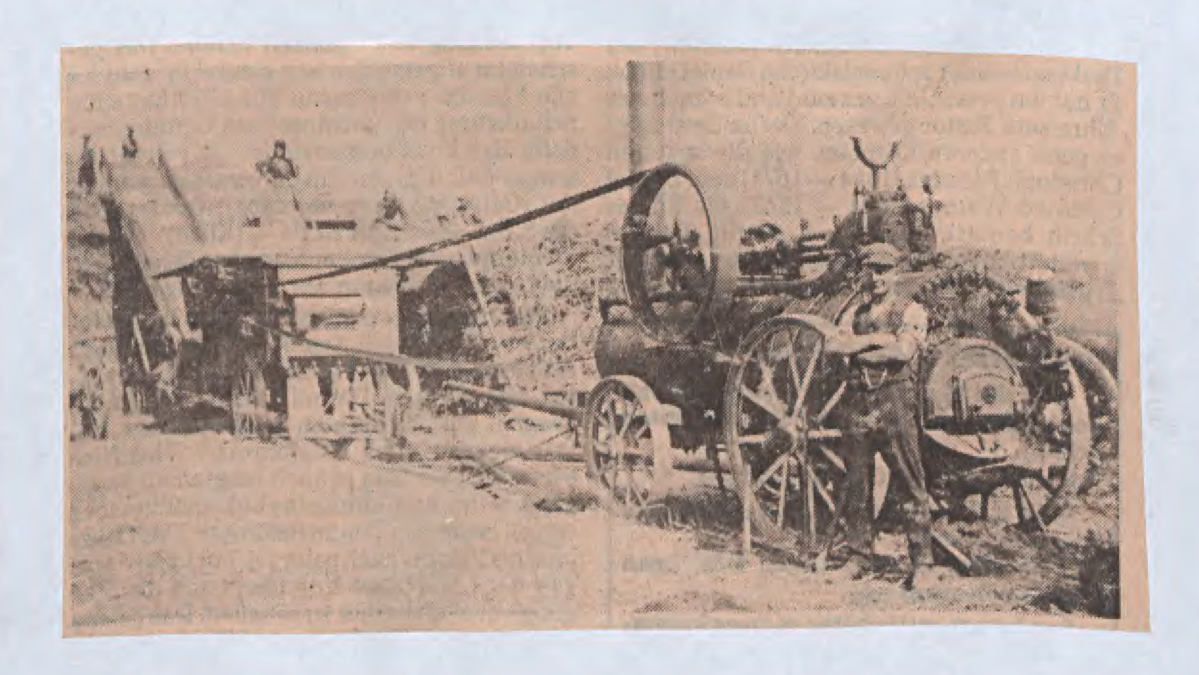
Neue sound-star-Produktion

„Die Nacht

Eine neue Schallplatte d


740072


Wo der
Bauer noc
König
war





Kartoffelernte: Schwere Arbeit auf dem Feld *Scheffelkörbe* Foto H. Schumacher

740074



Zur Drahtherstellung diente dieser Typ der Grobziehbank, wie er noch zu Beginn dieses Jahrhunderts Verwendung fand

Ausgestorbene Berufe: Der Harkenschnitzer

In manchen Gegenden Niedersachsens war das Harkenschnitzen ein recht einträglicher Nebenerwerb.

Man suchte in den weiten Wäldern die Wildkirschen und „Höltjeappels", die Wildäpfel, und zog die jungen Stämme gleich gabelförmig. Waren die Bäumchen gerade recht, so wurden sie abgesägt, heimgetragen und weiterverarbeitet. Den „Zinkenbalken" stellte man gewöhnlich aus Buchenholz her und die Zinken selbst wurden gern aus Weidenholz „geschnippelt", weil es sich leicht schnitzen ließ und für seine Zwecke haltbar genug war. Später aber, da wegen des rationellen Forstbetriebes Wildapfel und Wildkirsche kaum noch vorkamen, war man beim Harkenmachen auf anderes Holz angewiesen. So wurden die Harken gewöhnlich aus Fichtenstämmchen hergestellt. Solch ein Stämmchen wurde an seinem dünnen Ende aufgespalten und, damit der Spalt nicht weiterreißt, mit einem Blechbändchen umgeben und vernagelt oder mit Draht umwickelt.

Die Harkenschnitzerei als „Hausindustrie" hat schon zu Beginn unseres Jahrhunderts ganz aufgehört, da die Männer, die sie betrieben, in anderen Berufen bessere Verdienstmöglichkeiten fanden.





Der Müller







Ein alter Faßboden: „Der trunkene Noah".

Büttner und Sammler Hand in Hand

Der traditionsreiche Handwerkszweig der Büttner (Faßmacher) droht auszusterben. Der Bedarf an den jahrhundertelang bei Winzer- und Weinhandelsbetrieben unentbehrlichen Holzerzeugnissen – Fässer, Butten (davon die Berufsbezeichnung), Bottiche (daher auch: Böttcher), Tonnen, Zuber, Stützen (Holzkannen) etc. – ist während der letzten Jahrzehnte infolge der rasanten Entwicklung der Kunststoffbehälter-Produktion rapid zurückgegangen. Die Büttnerzünfte im Bundesgebiet sind bis auf eine, mit dem Sitz in Würzburg, zusammengeschrumpft. Ihre Erzeugnisse sind angesichts der zunehmenden Rarität alter Büttner-Produkte, die vom Antiquitätenmarkt bereits weitgehend aufgesogen wurden, und unter der Perspektive, daß die Fertigungsbetriebe immer weniger werden, zu beliebten Sammelobjekten geworden.

Wir besuchten einen der wenigen noch vollbeschäftigten Handwerksbetriebe dieser Zunft, die Büttnermeister Josef und Karl Assmann, Vater und Sohn, in der Weinbaugemeinde Eußenheim im Main-Spessart-Kreis, die nicht nur an berufliche Abnehmer in Weinbaugebieten und an den Weinhandel bis nach Norddeutschland liefern, sondern zum großen Teil an Sammler. In einem Ausstellungsraum wird das vielfältige Fertigungsprogramm einer Büttner-Werkstatt demonstriert. Da türmen sich die Weinfässer vom kleinsten 15-Liter-Partyfaß (es ist snobby, die Gäste aus dem Faß zu bedienen) bis zum 1200-Liter-Stückfaß, rund und oval, alle nach alter Väter Methode von Hand aus Eichenholz gefertigt, manche mit kunstvoll geschnitzten Böden, daneben sieht man außer den zünftigen Winzerbutten usw. die für Privatkunden gefertigten Butterfässer, Blumenübertöpfe, Sitzwannen für Spezialbäder und andere Holzbehälter. Im Hof sind haushoch die kunstvoll gestapelten Holzarchen aufgerichtet, achteckige Holzstöße, der Rohstoff, der mindestens zwei Jahre der Witterung ausgesetzt bleibt, ehe das Holz entloht und gebrauchsfertig ist. Als besonderes Schauspiel empfindet man das „Feuern" im Innern eines entstehenden Fasses, das bei gleichzeitiger Befeuchtung der Außenwand geschieht, damit das Daubenholz die erforderliche Biegsamkeit erhält. Kleinere Fässer werden vor dem „Feuern" in einem Kessel gekocht.

Ähnlich Seltenem wie in Eußenheim begegnen wir in Würzburg auf der Marktgasse. Dort steht Zunftmeister Georg Krämer 76jährig (!) noch als selbständiger Handwerksmeister allein seinem Büttnerbetrieb vor. Außer Fässern aller Größen und anderen schon erwähnten Produkten fertigt er für Sammler kunstvoll bereifte Stützen, wie sie früher in Winzerbetrieben verwendet wurden. Krämer registriert noch 33 verbliebene Zunftmitglieder und einen einzigen Lehrling in der gesamten Zunft, sozusagen den „Stammhalter".

Während so die letzten ihrer Zunft dem traditionellen Beruf die Treue halten, wandert die alte Büttner-Werkstatt allmählich ins Museum. Im kommenden Jahr wird der Volkskunstabteilung des Mainfränkischen Museums auf der Würzburger Marienburg eine Büttner-Abteilung angegliedert, die unter Krämers Regie aufgebaut wurde. Sie rekrutiert sich in der Hauptsache aus dem „antiken" einstigen Inventar einer Büttnerei in Goßmannsdorf bei Ochsenfurt, die der Sohn des im Ruhestand lebenden Besitzers nach Umstellung des väterlichen Betriebs auf die moderne Technik stiftete. Außer einer alten Schneide- und Hobelbank zählen etwa hundert Büttner-Handwerkszeuge und andere einschlägige Gegenstände zu der Stiftung. In der Obhut des Museums befindet sich bereits ein kostbarer „Gesundheitspocal" der Würzburger Büttnerzunft aus dem Jahre 1735, ein Würzburger Zunftbuch aus dem 17. Jahrhundert, ein Kitzinger Zunftpokal sowie andere historisch wertvolle Stücke. Im Rahmen der Eröffnung der neuen Museumsabteilung planen die Mitglieder der über 600 Jahre alten Zunft (Gründung 1373) die Herstellung eines großen Fasses vom unbearbeiteten Holzscheit bis zum fertigen Stück vor versammeltem Publikum, was man gottlob noch täglich „live" bei den Büttnermeistern Assmann sehen kann.

740076

TEXT UND ABBILDUNGEN:
HERMANN JUNG



◄ In einem Ausstellungsraum werden alle Erzeugnisse des Büttner-Handwerks gezeigt. Büttnerei Assmann, Eußenheim (Unterfranken).

Der 76jährige Zunftmeister Georg Krämer, Würzburg, steht noch unentwegt seinem Büttner-▼ Betrieb vor.







▲ Alter Winzer-Erntewagen mit den charakteristischen Holzbütten. Mainfränkisches Museum, Würzburg.

◄ Von der Pieke auf lernt der Lehrling Klaus Weidner in Eußenheim das Büttner-Handwerk. Er ist der einzige „Stammhalter" der ältesten und letzten Büttner-Zunft in Deutschland. Büttnerei Assmann, Eußenheim (Unterfranken).



Hans Baldung Grien (1470 – 1545)

„Der Heilige Martin zu Pferd"

Holzschnitt. Größe: 23,6 cm x 16,2 cm. Hollstein 124 II mit dem Monogramm Dürers. Wasserzeichen „Bekröntes Adlerwappen".

740078



Jan van der Straet (auch gen.: Stradanus. Giov. Stradano, della Strada) (Brügge 1523 – 2. 11. 1605 Florenz)
„Alchemistenwerkstatt“
Zugeschrieben. Öl auf Kupfer. 22 x 29 cm.





Abb. 19 (links oben): Schmuckplatte, bleiglasierte Irdenware, Westfalen, Ochtrup; datiert 1806. Westfälisches Landesmuseum, Münster.

Abb. 20 (rechts oben): Möschenpott, bleiglasierte Irdenware, Schleswig-Holstein, Probstei, Höhe 30,5 cm, Ø 11,5 cm; datiert 1756. Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe. — Der Möschenpott zählte zur Brautausstattung; er gehörte zu einem in vielen Regionen verbreiteten Gefäßtypus, in dem Wöchnerinnen eine kräftigende Suppe (die „Kindfoot") gebracht wurde.



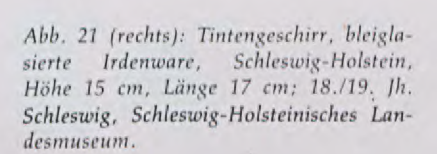


Abb. 21 (rechts): Tintengeschirr, bleiglasierte Irdenware, Schleswig-Holstein, Höhe 15 cm, Länge 17 cm; 18./19. Jh. Schleswig, Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum.



Abb. 22: *Grützschüssel, bleiglasierte Irdenware, Norddeutschland, Altes Land, ∅ 23,3 cm; datiert 1810. Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe.*



Abb. 23: *Schüssel, bleiglasierte Irdenware, Schleswig-Holstein, Flensburg, ∅ 29,8 cm; datiert 1737. Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe.*

den Unterschieden dieses Kulturraums, der von Schleswig-Holstein entlang der Nordseeküste bis an die holländische Grenze reicht, vom Alten Land bis ins mittlere Wesergebiet.

Die nördlichste Töpfergegend ist Schleswig-Holstein, zentral für dieses Gebiet waren die Werkstätten auf der Probstei, zumeist im Ort Schönberg angesiedelt. Für die Probsteier Arbeiten sind die Farbkombinationen Rotbraun, Grün und ein helles Gelb besonders charakteristisch, wie sie ähnlich auch im Berner Gebiet vorkommen. Dekorformen sind florale (großflächig angelegte Tulpen und Rankenwerk) und figürliche Motive. Die Zeichnung ist durch Ritzung betont, daneben finden sich bandförmige Kerbstichdekore. Ein besonderer Gefäßtypus in der Probstei ist der ,,Möschenpott'' (auch ,,Schapenpott'' genannt), ein napfartiges Gefäß mit drei Beinen, kurzem röhrenförmigen Griff und Deckel, dem in der Regel eine figurale Bekrönung aufgesetzt ist (Abb. 20). Das Gefäß ist meist doppelwandig konstruiert, mit gitterartig durchbrochener Außenwand. Der ,,Möschenpott'' zählte zur Brautausstattung; er gehört zu einem in vielen Regionen verbreiteten Gefäßtypus, in dem Wöchnerinnen eine kräftigende Suppe (die ,,Kindfoot'') gebracht wurde; im alpenländischem Raum übernahmen diese Funktion die ,,Godenschalen''. Für den alltäglichen Gebrauch wurden kleinere, einfache, dreibeinige Stieltöpfe hergestellt, die auch zum Warmhalten des Kinderbreis gebraucht wurden.

Der Erfindungsreichtum der schleswig-holsteinischen Hafner drückt sich in einer Vielzahl in dieser Region besonders entwickelter Gefäßformen aus, deren markanteste vielleicht die schleswig-holsteinischen Doppelschüsseln (Abb. 18) sind: Schüsseln, die in der Mitte kleine Näpfe haben, in die geschmolzener Speck gefüllt wurde. Ebenso die Grützschüssel (Abb. 4) mit dem senkrechten Rand an der Fahne, zum Abstreifen des Löffels. Als besonderes Trinkgefäß diente ein flacher zweihenkeliger Napf mit schmalem steilen Rand zum Brauttrunk aber auch als ,,Liekbierschüssell'' beim Umtrunk nach der Totenfeier. Aus Jütland eingeführt, aber in Schleswig-Holstein sehr verbreitet, waren die ,,Suurpötte'' (auch ,,Jydepotter''): archaisch anmutende schwarze Vorratstöpfe, die ohne Drehscheibe geformt und nur im Dörrofen geschmaucht, also nicht gebrannt sind.

In Dithmarschen (Abb. 7) liegt ein weiterer Ort der schleswig-holsteinischen Hafnerei, Tellingstedt. Dort wie in Windbergen wurden die für die ganze Region so charakteristischen ,,Feuerstülpen'' (Abb. 6) hergestellt: große Beistellschalen in der Form halber Glocken, die an den Ofen gerückt wurden und unter die man die Teekanne zum Warmhalten stellte. Besonders die Windberger Stülpen sind reich dekoriert mit eingeritzten Vogelmotiven, Eichenblättern und reicher Beschriftung.

Charakteristisch für die Töpferei in der Flensburger Gegend (Steinberg) sind Doppelschüsseln (Abb. 18), die als ,,Fischschüsseln'' oder ,,Speckschüsseln'' gebraucht wurden. Wie in anderen Gegenden auch, wird für die Formentwicklung der norddeutschen Hafnerei immer wieder der Zusammenhang von Gefäßtypen und Eßsitten deutlich.

Von eigenartiger Farbgebung sind die Geschirre aus Hohenwestedt bei Neumünster. Die hellrot, weiß, grün und gelb gemalten Dekore stehen auf braunschwarzem Grund. Die Glasur ist auffallend hochglänzend.

Für die Herstellung der bereits erwähnten bäuerlichen Fayence lag der Schwerpunkt in Kellinghusen (bei Itzehoe) wo zeitweilig fünf Manufakturen arbeiteten. Die Produktion bäuerlicher Ware setzte nach 1800 ein. Die sehr dekorativen Kellinghusener Bauernfayencen sind charakterisiert durch ihre leuchtende Farbigkeit; Gelb in Verbindung mit Rot und Grün sind die bestimmenden Töne; flott gemalte, großzügige Blumendekore im Spiegel der Teller und Schüsseln, an den Rändern Girlanden und Blattmotive (Abb. 12).

Im Alten Land, der Gegend am südlichen Elbufer, reicht die Töpfertradition im Norden am weitesten zurück; datierte Stücke sind von 1691 an nachgewiesen. Herausragend sind die großen gebuckelten Hochzeitsschüsseln (Abb. 11), Arbeiten von imponierendem Format, reich dekoriert mit geritzter Zeichnung und in kräftigen Farben (Braun und Grün sind vorherrschend, goldbraun zumeist die Glasuren). Als Motive waren Hochzeitspaare und Blumen besonders beliebt. Die Dekore auf den Rändern sind in der Regel strenger gefaßt, geometrische Ornamente und stilisiertes Rankenwerk. Auch Grützschüsseln wurden im Alten Land hergestellt; oft sind die Teller (Abb. 22) und Schüsseln dieser Gegend mit erbaulichen Sprüchen ausgestattet.

In den Vierlanden, südöstlich von Hamburg, wurde weniger Keramik produziert. Hervorzuheben sind jedoch die beidseitig mit Ösenhenkeln versehenen kleinen Warmbierschüsseln.

Weiter südlich, an der mittleren Weser, gab es bedeutendere Hafnerwerkstätten in Nienhagen (bei Minden) und in Dransfeld (bei Göttingen). Typisches Geschirr ist ein Schüsseltypus, dessen Spiegel von einem Schuppen- oder Fladermuster gefaßt ist. Die Dekore sind mit dem Malhorn auf tief schwarzbraunem Grund gemalt. Gelb, Grün und Rot sind vorherrschende Farben. Die Ränder der Schüsseln sind meist mit Spruchbändern ausgeziert. Ein Gefäßtypus, der besonders auch in dieser Gegend hergestellt wurde, ist der „Stertpott": ein dreibeiniger Kochtopf, der aufs offene Feuer gestellt wurde und an der Wandung eine Tülle, den „Stert" hat, in den ein Holzstab gesteckt werden konnte, um das Gefäß vom Feuer zu heben. Der „Stertpott" war in ganz Norddeutschland verbreitet.

Bei Osnabrück liegt Hagen, wo einfaches Gebrauchsgeschirr (mit dem Malhorn aufgetragener Streifen-, Wellenlinien- und Blütendekor) produziert wurde. Für die Hafner von Fredelsloh im Solling waren die grün glasierten durchbrochenen Korbschüsseln typisch; in Duingen (bei Alfeld) wurden dunkelbraune Wappenkrüge hergestellt. Die Duderstädter Werkstätten stellten u. a. auch einfache aufgelegte Ware her; Kleeblätter, Kirschgebinde und Vögel waren dabei beliebte Motive.

Im Südosten Niedersachsens, in Oberode (bei Hedemünden), arbeiteten im 18. Jahrhundert noch 20 Hafnerwerkstätten für den Fernhandel wie für die naheliegenden Märkte. Neben floralem Dekor sind das springende Pferd, das Wappentier von Braunschweig und Oldenburg, und Vögel bevorzugte Motive auf dem weißgrundierten Geschirr (Abb. 1). Eine besonders typische Gefäßform für diese Gegend ist die flache Trinkschale mit Engelsköpfen und Ösenhenkeln als Griff. Bei den Schüsseln ist der Spiegel zumeist mit Spiralringen vom Rand abgehoben. Vorherrschende Farben sind Blau und Rot.

Insgesamt gesehen hat Niedersachsen keine besonders ausgeprägten Hafnerarbeiten hervorgebracht, vergleicht man diese Regionen mit den angrenzenden Landschaften im Norden und Süden.

Literaturhinweise

M. Creutz: Die Rheinlande, München 1924 (= Deutsche Volkskunst 3).

G. v. Bock: Die Entwicklung der Bartmaske an rheinischem Steinzeug. In: Keramos 34 (1966)

W. Borchers: Volkskunst in Westfalen, Münster 1975

W. Borchers: Zur bäuerlichen Töpferkunst Westfalens. In: Rhein.-Westf. Zs. f. Volkskunde 2 (1955), S. 155–164

F. Deneken: Die Sammlung niederrheinischer Tonarbeiten, Krefeld 1914.

O. v. Falke: Das rheinische Steinzeug. 2 Bd., Berlin 1908

K. Göbels: Rheinisches Töpferhandwerk gezeigt am Beispiel der Frechener Kannen-, Düppen- und Pfeifenbäcker, Frechen 1971 (G)

H. Jedding: Volkstümliche Keramik aus deutschsprachigen Ländern, Hamburg 1976 (J)

G. Kaufmann: North German Folk Pottery of the 17. to th 20. Centuries (Catalogue), Richmond 1979

G. Kaufmann: Bemalte Wandfliesen, München 1973.

W. Lehnemann: Irdentöpferei in Westfalen. 17. bis 20. Jahrhundert, Münster 1978.

E. Meyer-Heisig: Deutsche Bauerntöpferei, München 1955

W. Pessler: Niedersachsen, Weimar 1923 (= Deutsche Volkskunst 1).

E. Schlee: Schleswig-Holsteinische Volkskunst, Flensburg 1964

M. Scholten-Nees/W. Jüttner: Niederrheinische Bauerntöpferei, 17.–19. Jahrhundert, Düsseldorf 1971

E. H. Segschneider: Irdenware des Osnabrücker Landes, Osnabrück 1973.

Steinzeug. Katalog des Kunstgewerbemuseums der Stadt Köln, bearb. v. G. Reineking-von Bock, Köln 1971

R. Uebe: Westfalen, München 1927 (= Deutsche Volkskunst 9).

Teppiche der Bauern und Nomaden in Anatolien

Einen Überblick über ,,Teppiche der Bauern und Nomaden in Anatolien" vermittelt eine Ausstellung, die vom 18. November 1980 bis zum 18. Januar 1981 im Frankfurter Museum für Kunsthandwerk gezeigt wird. Die rund 120 Teppiche aus Privatsammlungen stammen vorwiegend aus dem 19. Jahrhundert.
Die Ausstellung wandert anschließend nach München (Staatliches Museum für Völkerkunde, Februar bis Mai 1981), Krefeld (Textilmuseum, Juli bis September 1981) und Lübeck (Museum für Kunst und Kulturgeschichte, Oktober 1981 bis Januar 1982).
Zur Ausstellung erscheint ein kleiner Katalog (8 DM) und eine umfassende Dokumentation der ausgestellten Stücke (Brüggemann, Werner und Böhmer, Harald: Teppiche der Bauern und Nomaden in Anatolien. Verlag Kunst & Antiquitäten, Hannover; ca. 130 DM).

In seinem Vorwort zu diesem Buch schreibt Walter B. Denny von der University of Massachusetts:
,,Unsere bisherige Kenntnis des anatolischen Teppichs hat ihr Hauptgewicht bei sehr wenigen Gruppen im ‚Sedjadeh'- oder Gebetsteppichformat, deren Herkunft seit langem gesichert ist, während sich der weitaus größere Teil der Hinterlassenschaft an anatolischen Knüpfarbeiten, der in sich viele unterschiedliche Traditionen vereinigt, der genauen Erforschung und dem allgemeinen Interesse entzogen hat. Diese Ausstellung bedeutet einen wichtigen Schritt auf dem Wege zur Änderung dieser Situation. Obwohl die ausgewählten Teppiche einen weiten geographischen Raum abdecken, begegnen wir nur wenigen Beispielen des vertrauten dörflichen Gebetsteppichtyps. Das erste Mal in einer Ausstellung von solchem Umfang und mit diesem Schwerpunkt finden wir eine Vielfalt von Dorf- und Nomadenteppichen aus Anatolien vor, wie sie uns kaum jemals in Büchern begegnet ist.
Der bedeutsamste Aspekt dieser Ausstellung besteht wahrscheinlich darin, daß der alles durchdringende Einfluß der klassischen osmanischen Tradition des 16. und 17. Jahrhunderts so wenig Auswirkung auf die Muster der hier vorgestellten zahlreichen verschiedenartigen Teppiche zeigt, während doch ein starker Einfluß dieser Tradition auf dem Wege über die Stilisierung bei den bekannten dörflichen Gebetsteppichen aus Milas, Mucur, Kula, Kirşehir, Ladik und Gördes festzustellen ist. Trotz großer Unterschiede in der Wollqualität, in der Technik der Abschlüsse und Kanten, der Farbstellung, der Mustervielfalt und im Musteraufbau weist die Mehrzahl der ausgestellten Teppiche, ob sie nun aus Ost-, Mittel- oder Westanatolien stammen, Muster auf, die in ihrer urwüchsigen Kraft, ihrer Einfachheit und ihrer Verwendung von typischen Reihungen geometrischer Motive die jüngere Knüpfkunst Anatoliens mit der nomadischen Vergangenheit der Turkvölker verbinden, die vom 11. Jahrhundert an ihre künstlerischen Traditionen nach Kleinasien brachten."



Knüpfteppich aus Zentralanatolien. 340 × 120 cm, Kette und Schuß: Wolle, 780 Knoten/dm².



„Allerley Handwerck"

„Allerley Handwerck"

ausgewählt
aus alten Blättern und Texten

Vorwort

Das Handwerk hat alle Veranlassung, sich über dieses Buch mit alten Handwerksstichen zu freuen. Es dokumentiert auf eindrucksvolle Weise die Wiederentdeckung des Wertes der handschaffenden Arbeit und ihrer gestalterischen Kraft. Dieses Buch trägt dazu bei, sich auf die dem Handwerk innewohnenden menschen- und charakterbildenden Kräfte zu besinnen und sie zur Wirkung zu bringen.

Handwerkliche Fertigkeiten ruhen in soliden Fundamenten, sie werden weitergereicht – sie sind Tradition. Sie sind ein Netz, das sich sicher spannt zwischen den Brückenköpfen der Vergangenheit und jenen der Zukunft am anderen Ufer. Die Rückbesinnung auf die Vergangenheit wird so zur Herausforderung an das Handwerk, noch stärker als bisher einzugreifen in die Formen und Kräfte dieser Zeit.

Die Zukunft gibt uns nichts von selbst. Wir sind es, die ihr alles geben müssen. Zum Geben aber muß man etwas besitzen. Und wir besitzen kein anderes Leben, keine andere Kraft als die Schätze der Vergangenheit und der Gegenwart und den festen Willen, daraus eine lebenswerte und humane Zukunft entstehen zu lassen.

Gefordert ist dabei vor allem unsere Jugend. Umso mehr begrüße ich es, daß mit diesem Buch die Stiftung für Begabtenförderung im Handwerk bei ihrer wichtigen Arbeit unterstützt wird.

PAUL SCHNITKER
Präsident des Zentralverbandes des Deutschen Handwerks

Handwerk gestern und heute

von Anton Jaumann
Bayerischer Staatsminister für Wirtschaft und Verkehr

Das deutsche Handwerk hat – wie kaum ein anderer Gewerbezweig – ein ungebrochenes Verhältnis zu seiner Vergangenheit. Das handwerkliche Traditionsbewußtsein wurzelt in der Erkenntnis, daß die Leistungen des Handwerks von heute sich herleiten und aufbauen auf den Leistungen und dem Selbstverständnis vieler Generationen handwerklichen Schaffens und Wirkens, das bis in die Urzeit des Menschen zurückreicht. Dabei spielt es keine Rolle, daß viele blühende Handwerksberufe früherer Jahrhunderte längst ausgestorben, in ihrem Sinngehalt entscheidend verändert oder durch völlig neue, damals auch begrifflich noch unbekannte, ungeahnte Neu-Handwerke ersetzt wurden. Wer alte Handwerksbücher – etwa Ernst Mummenhoff's 1924 in zweiter Auflage erschienenes Buch »Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit« – durchblättert, der findet so geschichtsträchtige Handwerkszweige wie Mahlschloßmacher, Huter, Plattner, Draht- oder Scheibenzieher, Hornrichter, Zaumstricker oder Tintenfaßmacher verzeichnet. Ein Blick in die moderne Handwerksordnung, das »Grundgesetz« des deutschen Handwerks lehrt, daß es inzwischen technologisch höchst anspruchsvolle Handwerkszweige gibt, von deren Entstehung etwa Hans Sachs und seine Zeit, selbst das beginnende 20. Jahrhundert noch keine Vorstellung haben konnten: Beton- und Stahlbetonbauer, Kälteanlagenbauer, Zentralheizungs- und Lüftungsbauer, Elektro- und Fernmeldemechaniker, Radio- und Fernsehtechniker und Hörgeräteakustiker – um nur einige zu nennen. Man sieht – Tradition heißt beim Handwerk nicht Erstarrung, Verkrustung. Die Inhalte

handwerklichen Schaffens sind ständig im Fluß, bauen zwar auf dem solide erworbenen Wissen von heute und auch auf den Erfahrungen von gestern auf, sind aber in ihren Zielen auf die Erfordernisse von morgen ausgerichtet!

Wovon das Handwerk aber auch heute noch zehrt – im Sinne einer richtig verstandenen Tradition – und was es zugleich auch stark macht im täglichen wirtschaftlichen Wettbewerb, das ist das Wissen um den Ruf und die Pflichten, die Jahrhunderte handwerklicher Geschichte der handwerklichen Qualitätsarbeit aufgestempelt haben – einen Ruf, der freilich ebenso rasch verspielt werden kann wie er in Generationen aufgebaut wurde.

Längst haben die kleinen und mittleren – heute sagt man wohl: mittelständisch strukturierten – handwerklichen Betriebe keinen Monopol-Status mehr, dessen sich etwa der mittelalterliche »Meister von der Zunft« unangefochten erfreuen durfte:

Dem Bäcker an der Ecke macht die Brotfabrik Konkurrenz,
Schuhmacher Hans Sachs würde heute die Schuhbar im Kaufhaus nebenan beklagen,
der handwerkliche Brauer schaut nicht ohne Sorge auf die nahegelegene Großbrauerei,
der handwerkliche Bootsbauer sieht sich von übermächtigen Werftgiganten bedroht,
der Schneider hat sich mit seiner Leistung gegenüber dem Massenangebot der Kleiderfabriken durchzusetzen.

Handwerk kann heute nur bestehen, wenn es sich durch Solidität, durch Ideenreichtum, durch Qualität auszeichnet, auf individuelle Leistung setzt, Marktlücken aufspürt, seine Stärke ausspielt, die ihm – Rezessionszeiten und Konjunktur-

abschwünge haben das bewiesen! – vor den massenproduzierenden Großbetrieben, vor dem Serienprodukt einen echten Vorsprung verschafft. Eine mittelstandsfreundliche Wirtschaftspolitik, wie sie die Bayerische Staatsregierung seit jeher betreibt, kann Initiativen des Handwerks, die auf dieser Markt-Philosophie aufgebaut sind, nachhaltig unterstützen und ermutigen! Die Wirtschaftspolitik kann allerdings Initiativen des Mittelstandes weder durch eigene administrative Maßnahmen ersetzen noch in eine bestimmte Richtung zu »lenken« versuchen. Insoweit bleibt das Handwerk aufgerufen, jeweils den ersten Schritt zu tun.

In einer Wirtschaftsverfassung, die sich zu dem Prinzip der sozialen Marktwirtschaft bekennt, muß – aus eigener Kraft und marktkonform – neben den Großbetriebsformen der Produktion und des Handels auch Platz sein bzw. geschaffen werden für kleinbetriebliche Formen etwa des Handwerks. Wer sich auf handwerklichen Messen und Ausstellungen – die Internationale Handwerksmesse ist ein eindrucksvolles Schaufenster weltweiten handwerklichen Schaffens! – umsieht, der begreift, welche Vielfalt von Ausdrucksformen und Angeboten modernes Handwerk heute abdeckt – z. B. im Wohn- und Freizeitbereich, bei Behaglichkeit und Komfort. Im kleinen wie im großen kann unsere moderne Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung auf das Handwerk nicht verzichten. Die äußerst differenzierte Nachfrage bei steigenden Einkommen beweist dies. Auch als Bildungsträger ist das Handwerk ein Faktor ersten Ranges: Ohne die Vielzahl zusätzlicher moderner Lehrstellen in 126 verschiedenen Zweigen und Branchen, die Handwerksbetriebe in den letzten Jahren mit einer Steigerung bis zu 100% zur Verfügung gestellt haben, wäre das Problem des Ausbildungsstellenmangels nicht zu bewältigen gewesen.

Aber: Der Name »Handwerk« verpflichtet auch – vor allem im Sinne eines »Gütezeichens«. Immer noch verbindet der Verbraucher mit dem Namen des Handwerks die Merkmale »Seriosität, Leistungsdichte, Qualität!«. Im Interesse des Handwerks muß das so bleiben! Den Leistungsstand – und nicht nur das Image – zu halten und zu verbessern, innovative Prozesse zu bewältigen, Information zu erlangen und in die »handwerkliche Tat« umzusetzen – das ist die Aufgabe der Handwerksbetriebe heute!

Die Bayerische Staatsregierung wird das Handwerk in jeder Form unterstützen, um diese Ziele zu erreichen

durch erhebliche finanzielle Hilfen zur Bewältigung der berufsbildungsbezogenen Aufgaben der 80er Jahre,

durch Unternehmensberatung, um den leistungsbereiten Unternehmer im Wettbewerb zu stärken,

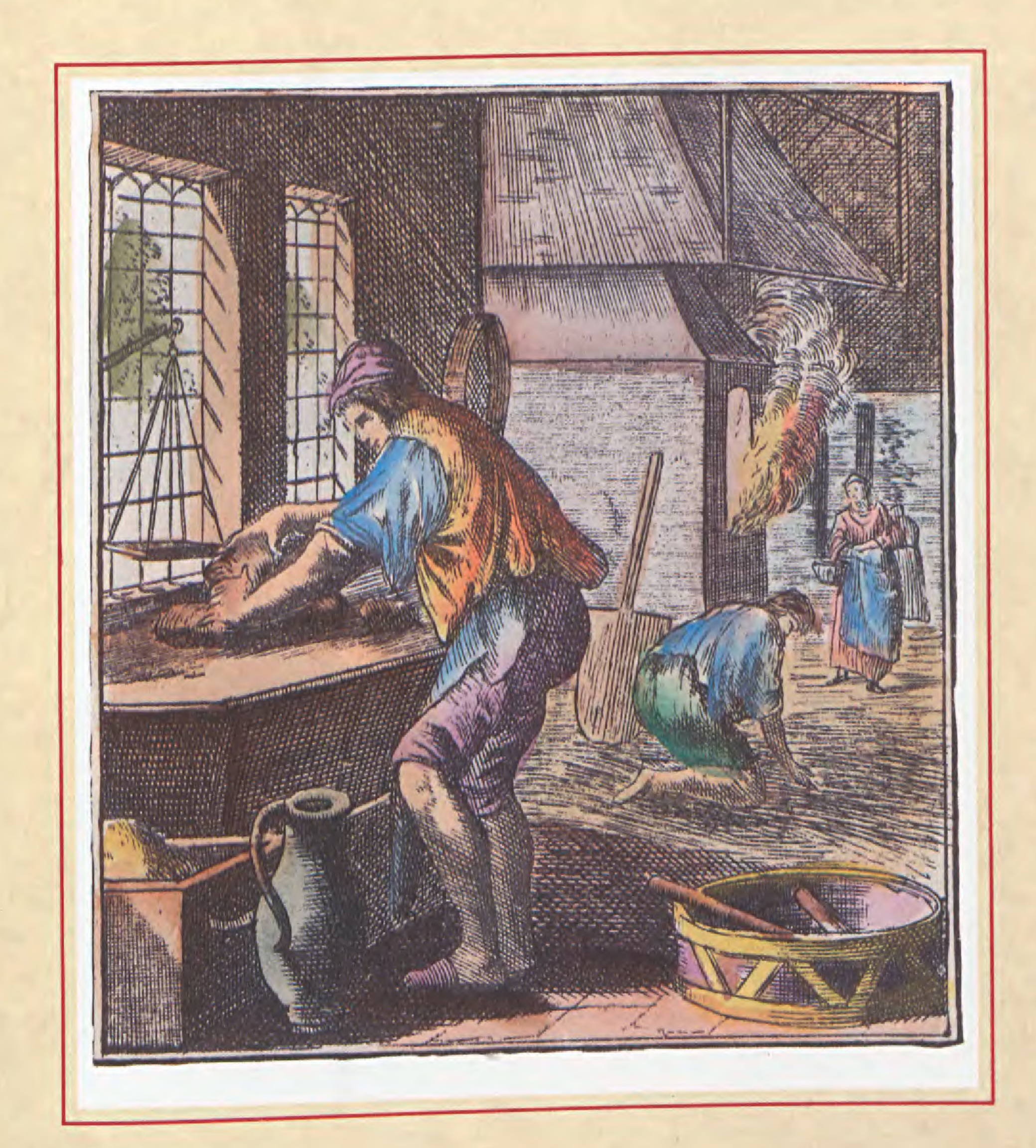
durch Förderung von handwerksspezifischen Messen und Ausstellungen, um dem Handwerk eine Plattform für seine Selbstdarstellung zu eröffnen,

durch gezielte Forschungsaktivitäten, um insbesondere hinsichtlich innovativer und technologischer Prozesse das Handwerk an die Aufgaben der Zukunft heranzuführen.

Das Ziel muß sein: Mehr und gesicherte handwerkliche Existenzen, um Freiheit und Wohlstand auch in Zukunft für eine möglichst große Zahl von Selbständigen zu erhalten. Die Welt des Hans Sachs ist Geschichte – und lebt doch in seinen Nachfahren weiter: In den jungen Handwerksmeistern von heute, die in ihren Betrieben, mit ihren Ideen und den bewährten Traditionen den Bogen des Handwerks zwischen gestern und heute spannen!

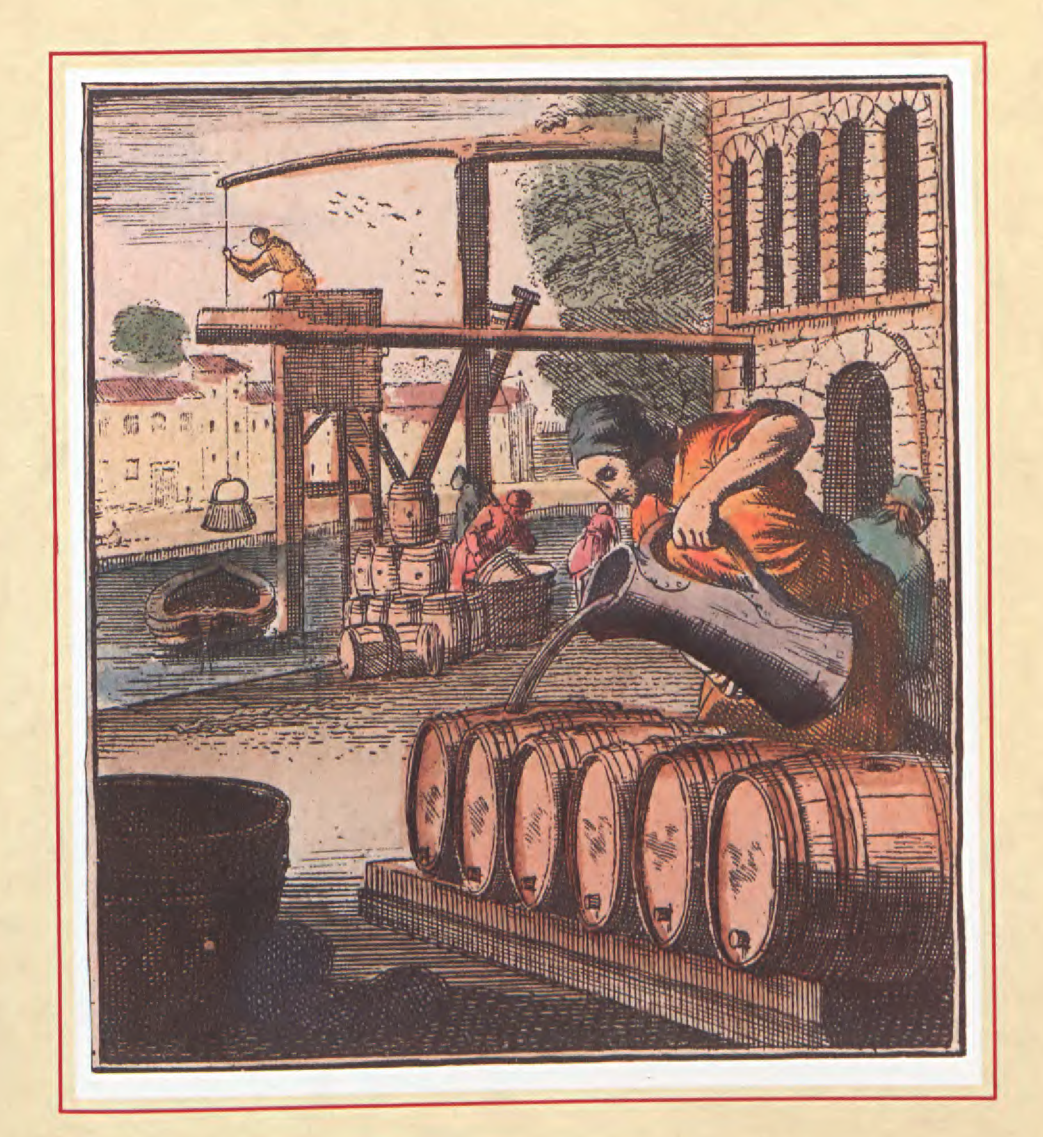
Der Bäcker

Herr/der du schaffst das liebe Brod/
die Stütze zu dem schwachen Leben/
Vor deiner Huld weicht unsere Noth/
wirst du dich selbst zum Brod uns gebe.
O/Himmel-Brod mach ewig satt/
die Seele/die vom Hunger matt.



Der Bier-Brauer

Der Durst nach Sachen dieser Zeit
erwartet bittre Süssigkeit.
Such Seele/deinen Durst zu laben
im Brunnen/der von Segen fliest/
und gegen Arme sich ergiest/
die um den Glauben Alles haben.



Der Brillenmacher

Durch Brillen wird das kleine groß/
das Aug von Unerkenntnüß loß/
und seine Schwachheit gebessert.
Liest unser Geist im Buch der Zeit
durchs Augen-Glas der Sterblichkeit/
so wird/was ewig ist/vergrössert.



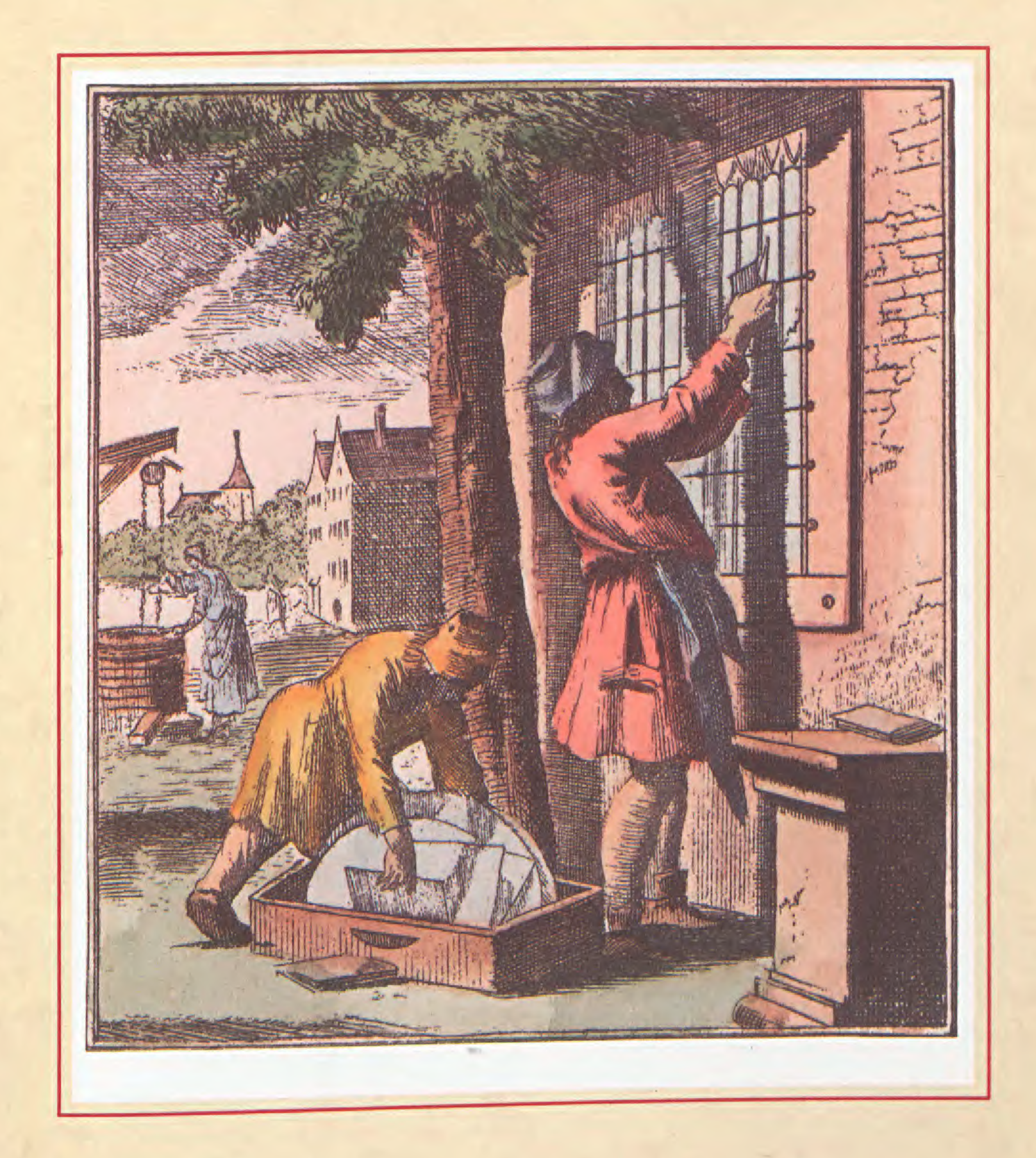
Der Gärtner

Halt Seele/und sey länger nicht
ein Blumwerck/das der Tod abbricht/
und Frücht der eitlen Lust bemühet.
Es welckt der Garten dieser Welt.
Auff! säe und pflanz ins Himmels-Feld
wo Lust und Leben nicht verblühet.



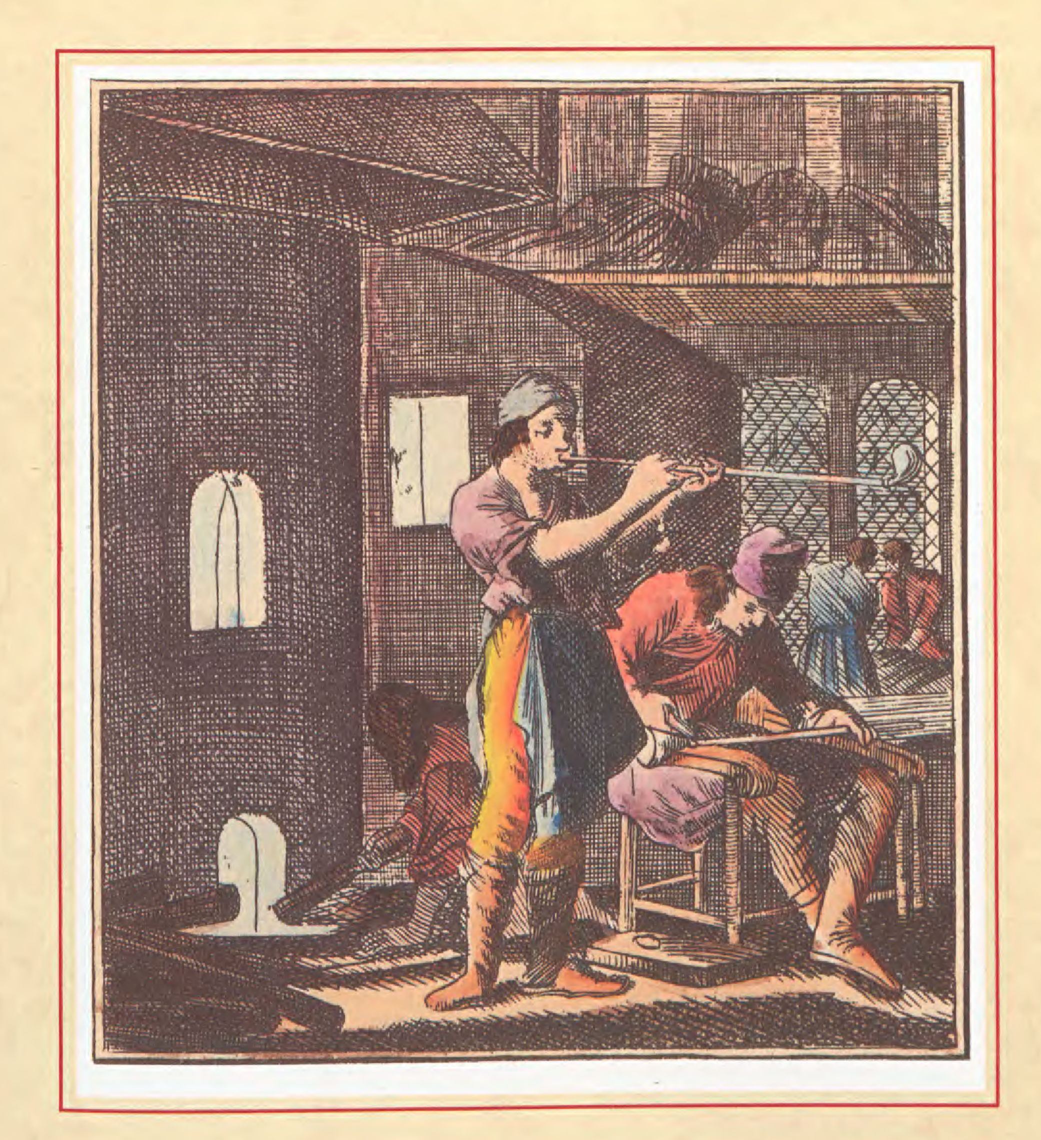
Der Glaser

Das Licht nicht aus dem Haus zu treiben
bedient man sich der reinen Scheiben/
Jedoch des Herzens schönes Haus
will man nur immer dunkler machen/
durch Holz und Stein der eitlen Sache/
und schliest des Himmels Licht hinaus.



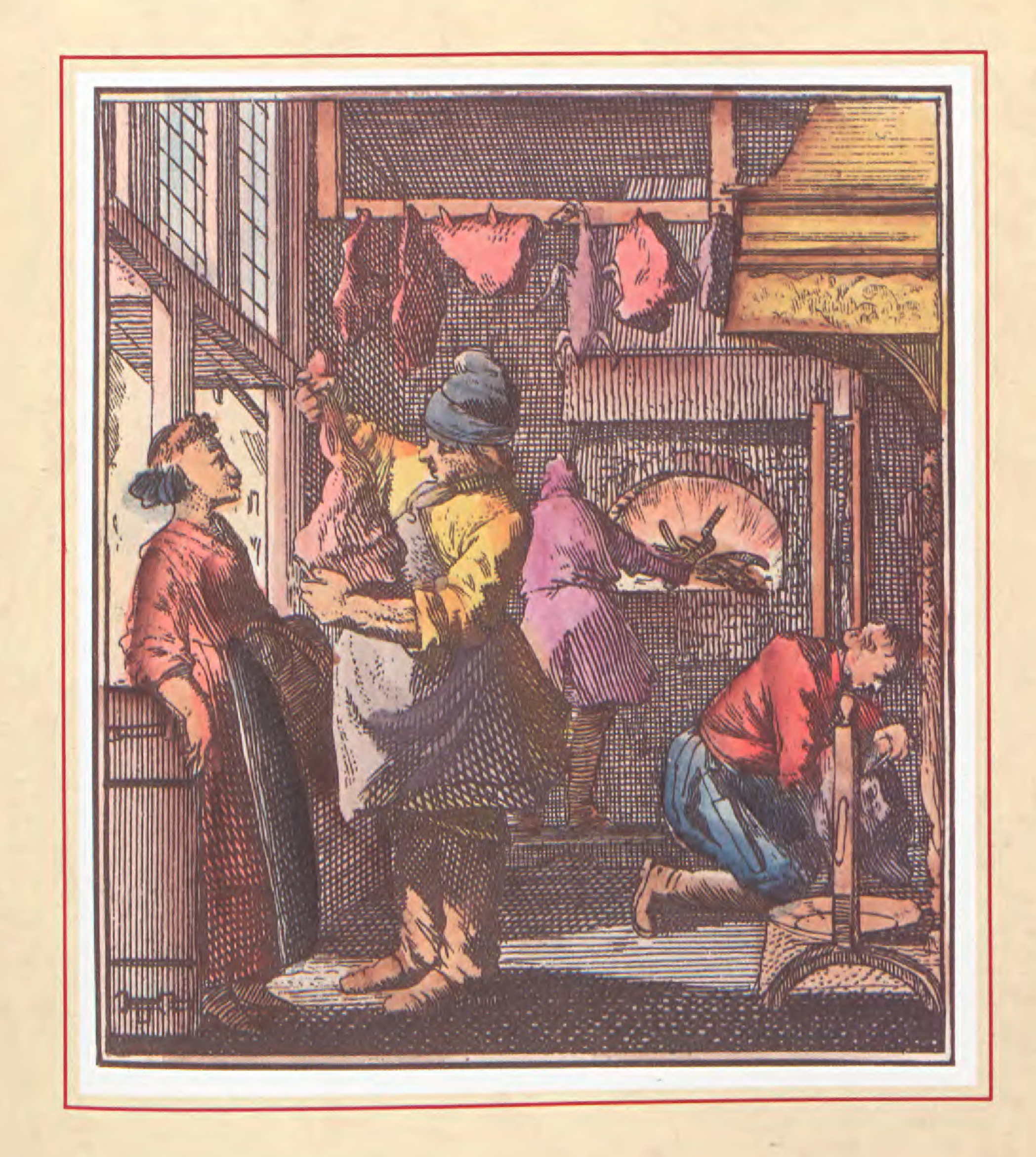
Der Glasmacher

Gleich wie des Glases Aschen-Ball
prangt in durchleuchtigem Krystall/
so werden die zerstauchten Frommen/
vom Ofen schwarzer Sterblichkeit/
hell ausser aller Leidens Zeit
ans Licht der höchsten Klarheit kommen.



Der Koch

Der Braten müß gesalzen seyn/
wann er der Zunge wol soll schmecken.
So muß der Reden Salz erwecken
den Durst/nach lauterm Tugend-Wein.
Beliebt dis Koch-Werck gleich nicht allen/
so wird es Klugen doch gefallen.



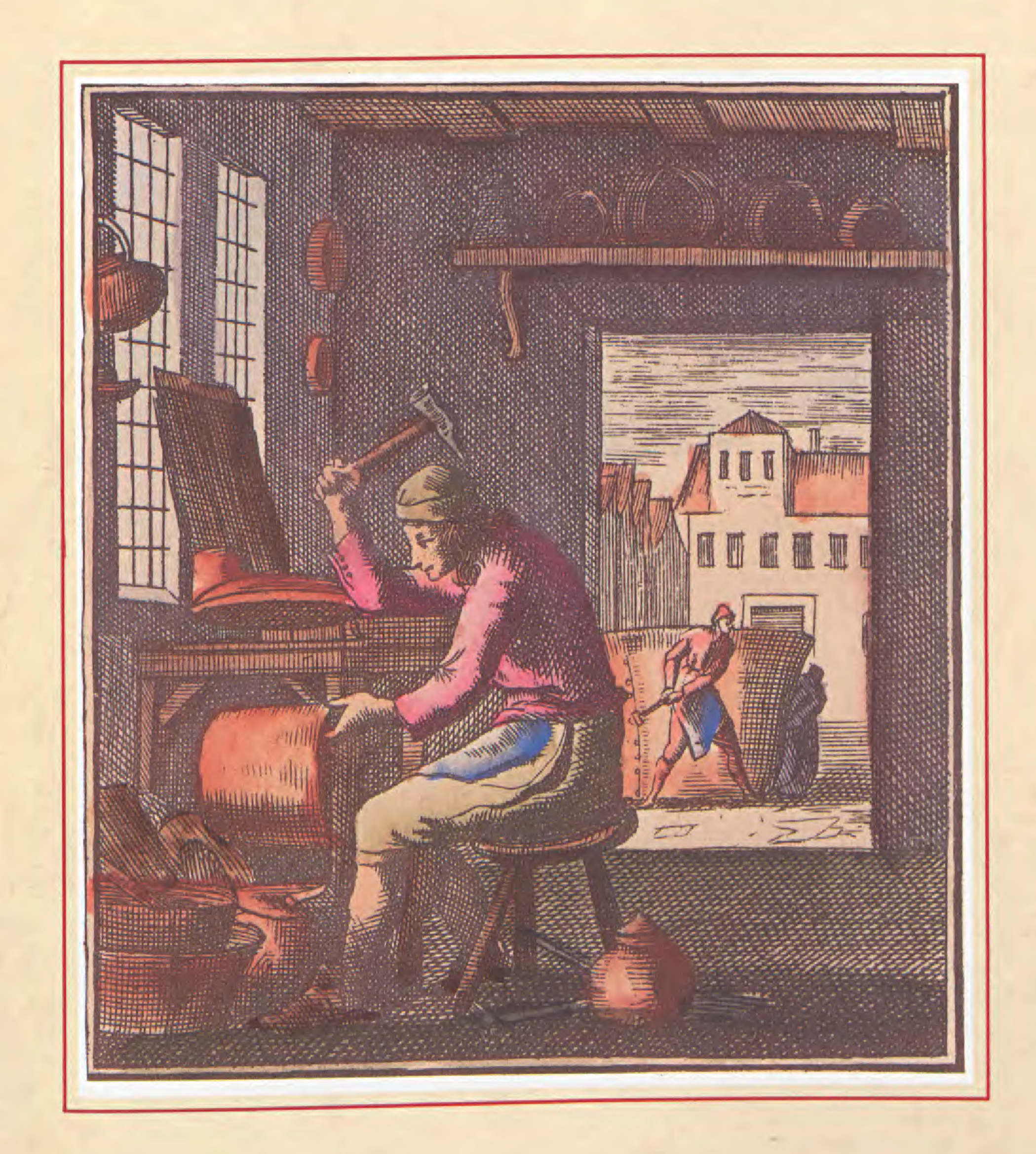
Der Korbmacher

Der Kinder töricht' Sinn gefällt/
der Korb im Wasser/der nichts hält.
So suchen viel ihr Glück und fangen
im löcherigten Korb der Zeit.
Wolt ihr das wahre Glück erlangen/
Man schöpft es aus der Ewigkeit.



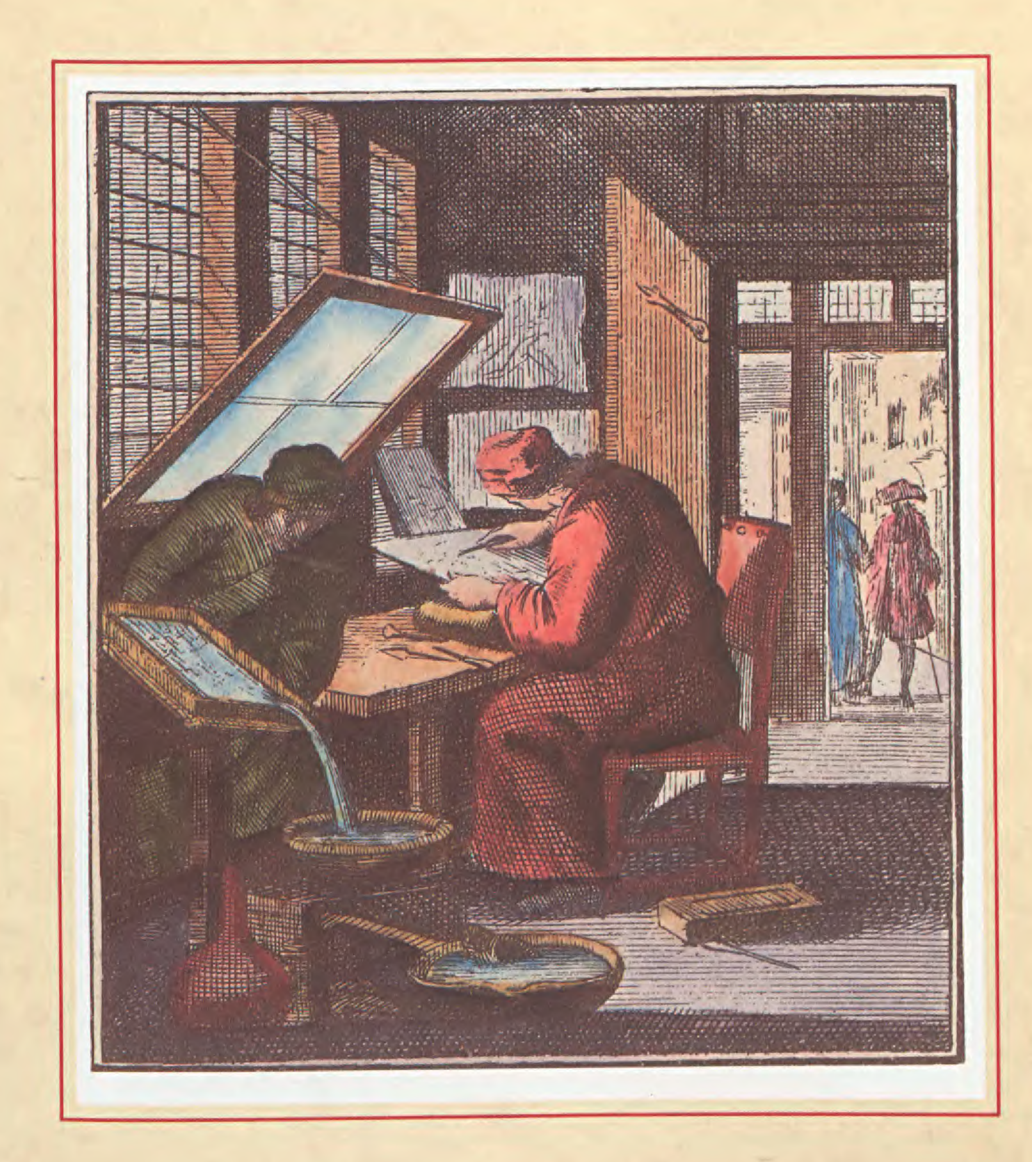
Der Kupfer-Schmid

Der Schlag/der in den Ohren schallt/
macht Kupffer weich und wolgestalt.
So trifft ein Hammer auff die Frommen/
mit schwerer Widerwertigkeit/
daß ihre Seel in dieser Zeit
zu Gott-beliebtem Stand soll kommen.



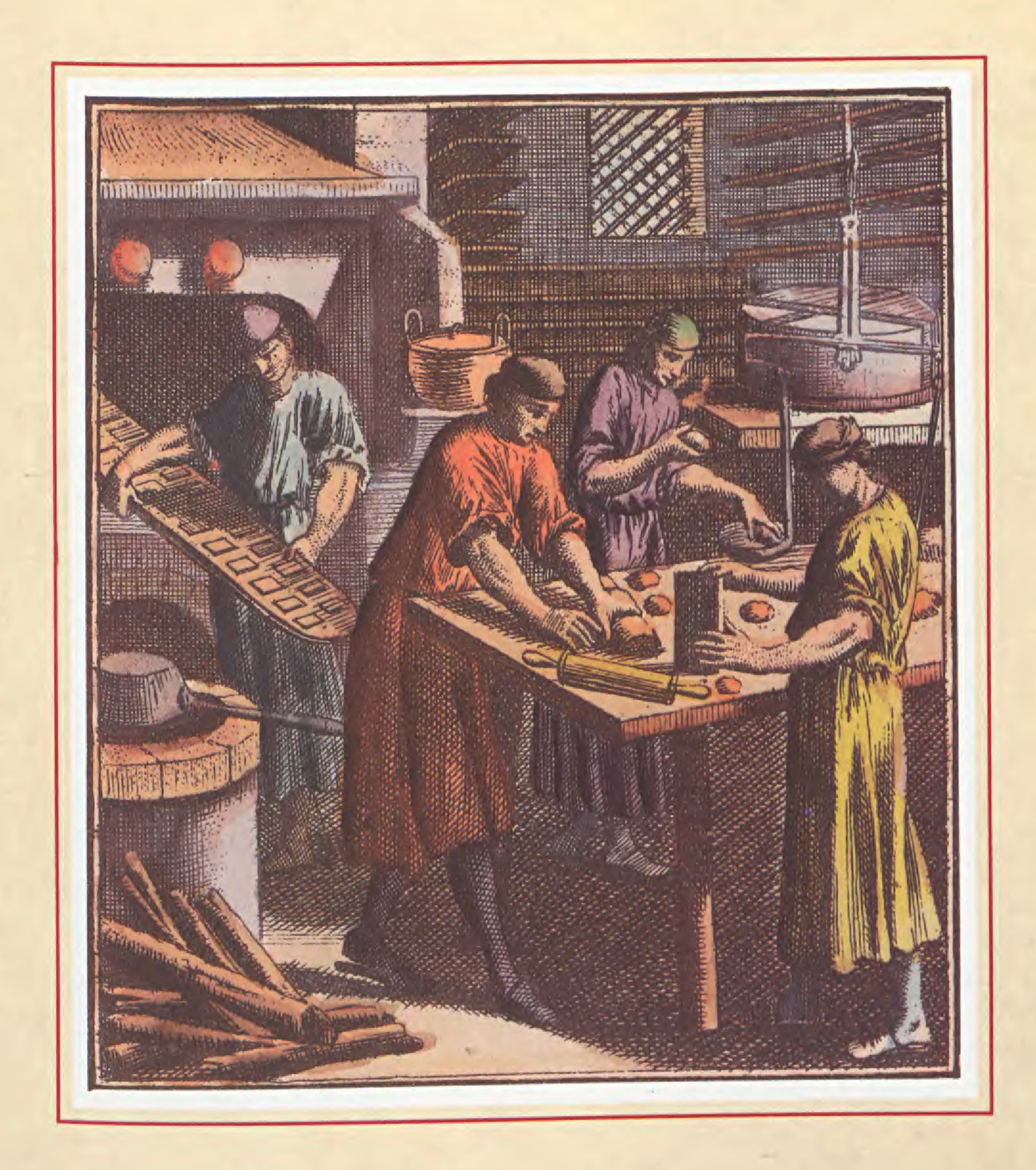
Der Kupferstecher

Des Adams Bild verstellet mich
doch weil Du Allerschönster Dich
erbarmest über mir mit Gnaden/
prägst mir dein Bild von neuem ein
machst mich durch Blut und Wasser rein.
So kann mein Schade mir nicht schaden.



Der Lebkuchner

Gott mest und waget weißlich ab/
der süssen Lebens-Stunden Gab/
worinn wir Freuden-Mandel suchen.
Die Liebes Hand wird nie verkürzt.
Ist meine Zeit mit Leid gewürzt/
so küß ich auch den Pfefferkuchen.



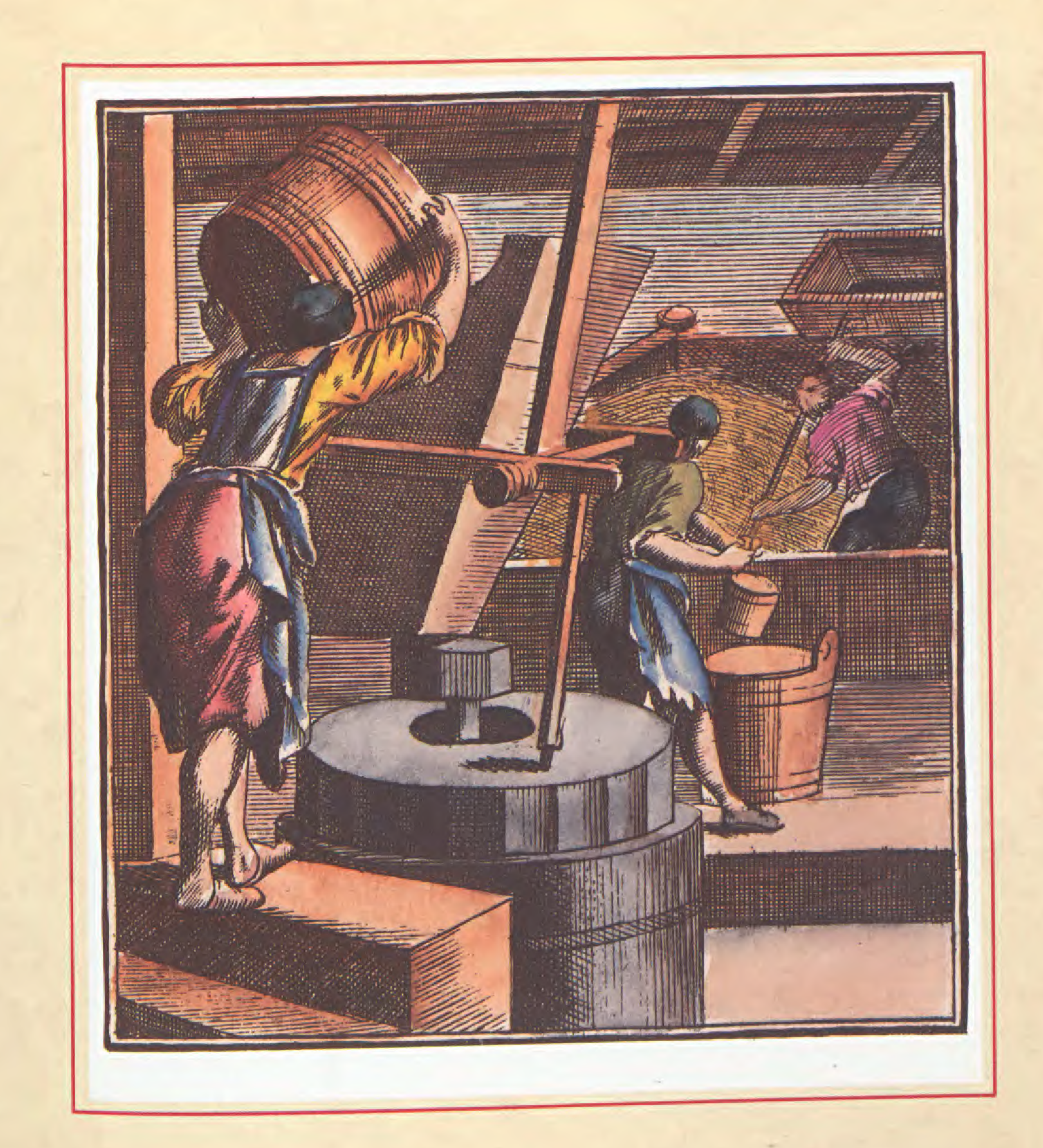
Der Maurer

Man muß der Seel in diesem Leben/
Glaub und Gedult zur Mauren geben/
für allem rauhen Überfall/
sonst wird sie bloß vor Räubern stehen/
und leicht in Feindes Hände gehen
wie eine Grenzstadt ohne Wall.



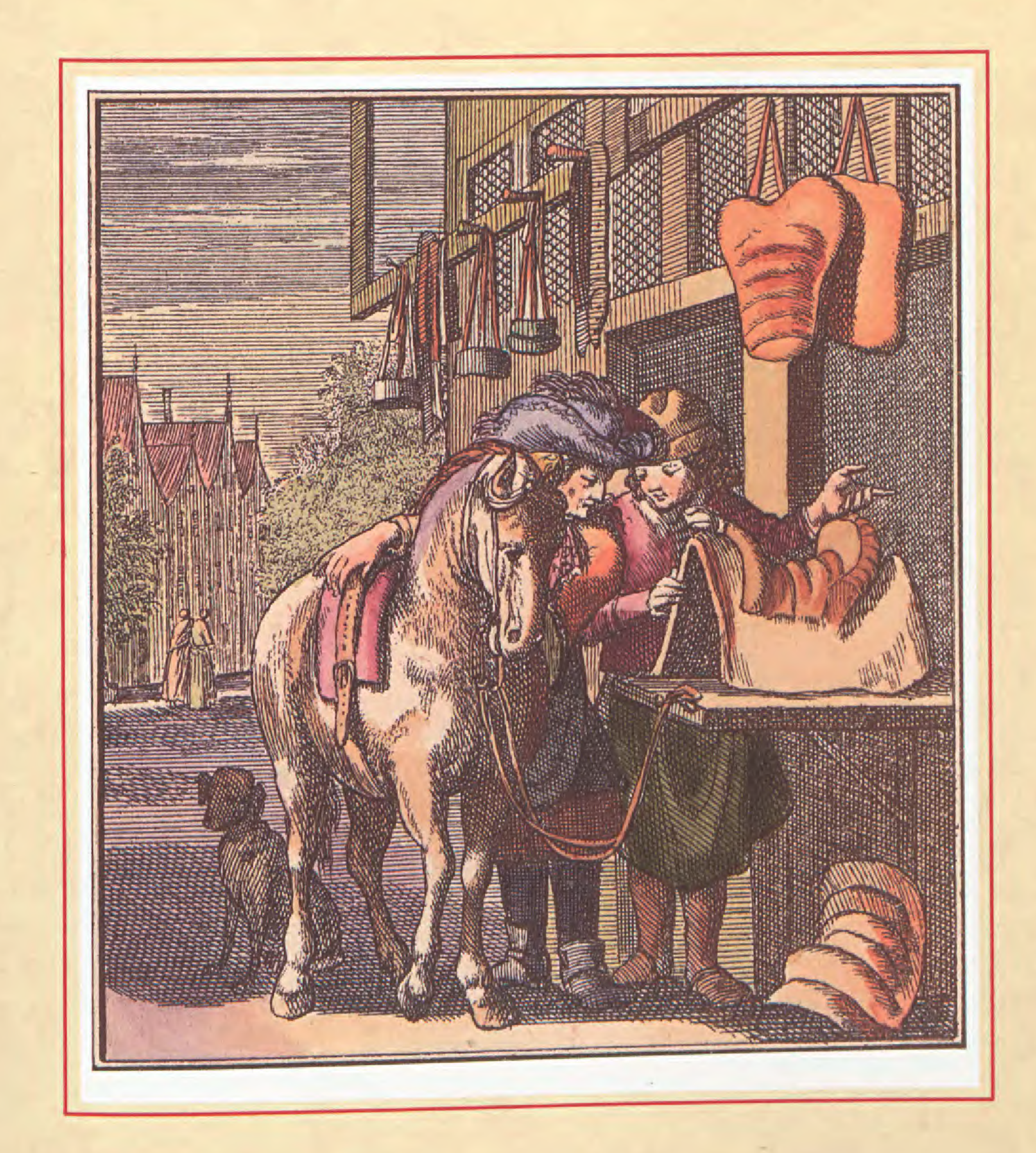
Der Müller

Gott schüttet immer neuen Segen
auff dieses Herz, das wieder giebt/
dann weil Er treue Geber liebt/
so will Er sie auch stets verpflegen
mit dem/wodurch ihr ganzes Leben
Ihm Ehr' und Menschen Frucht kann geben.



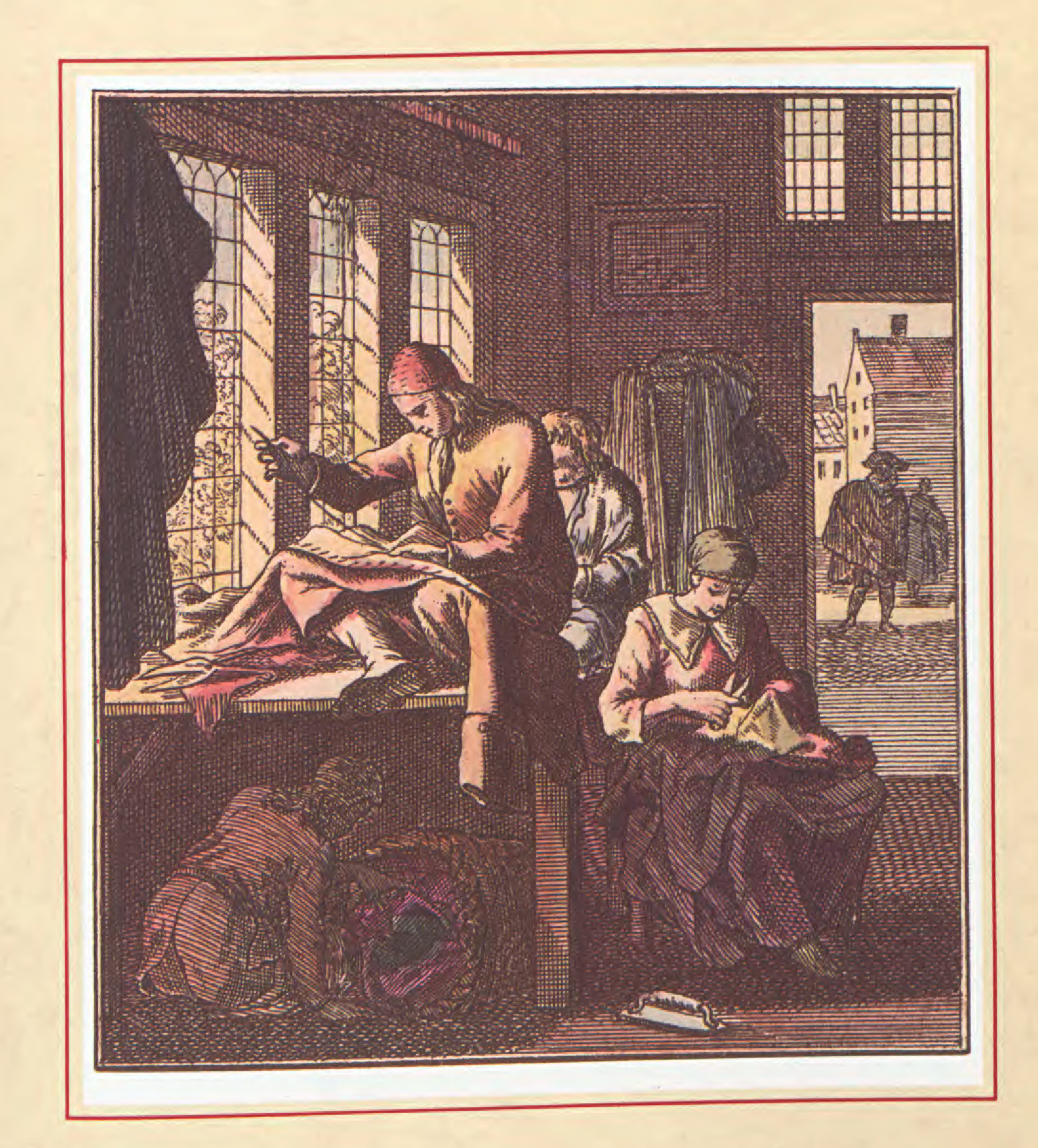
Der Sattler

Das Pferd bey seinem stolzen Schnauben/
nimmt endlich Zaum und Sattel an
und folgt dem/der es lencken kan.
So zähmt der Geist durch Wort und Glauben
das wilde Thier/sein Fleisch und Blut/
und rennet nach dem höchsten Gut.



Der Schneider

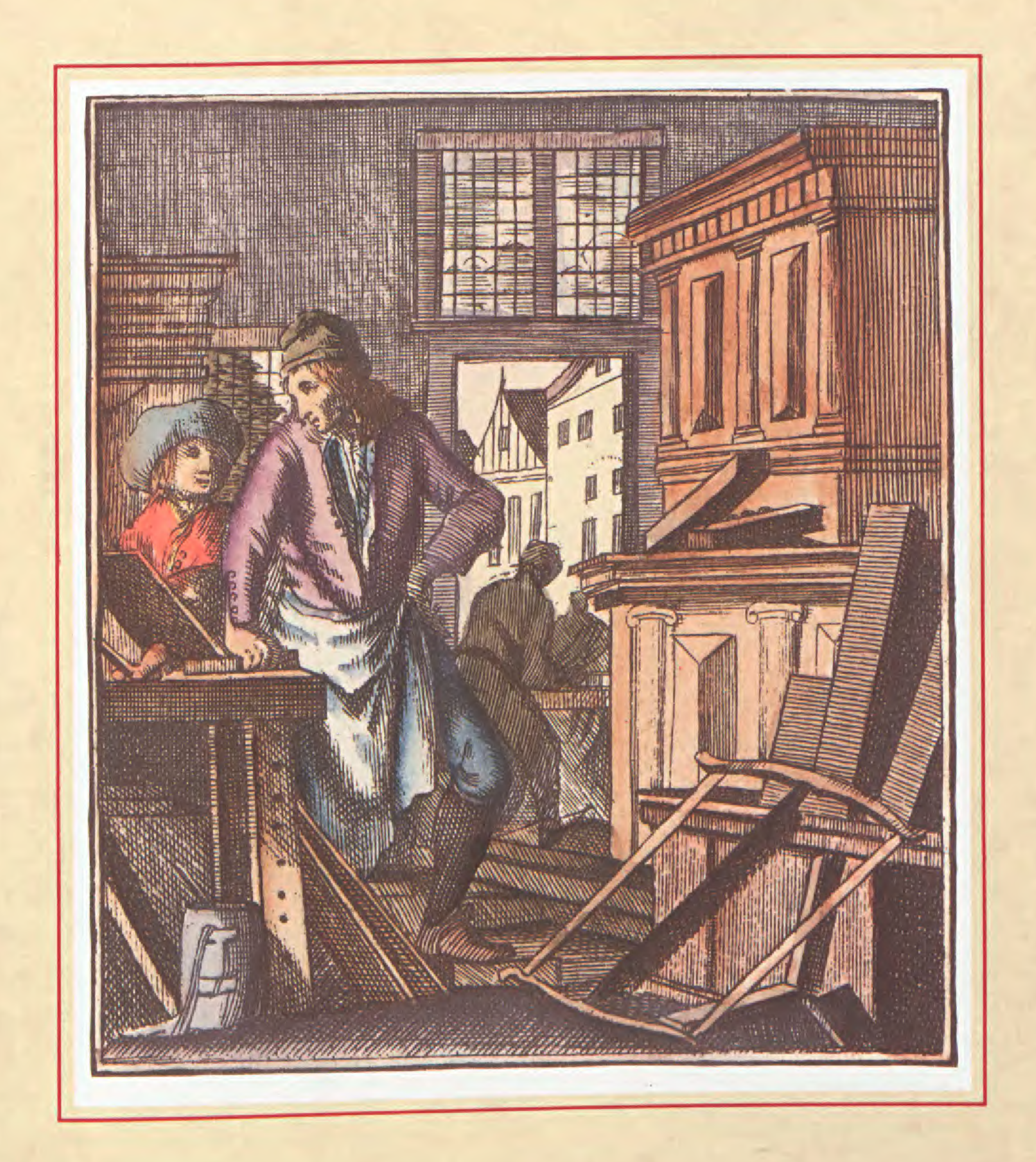
Prangt nicht in nettem Kleider-Schmuck/
eur Fleisch und dieser muß veralten/
Der Tod wird solches Meister-Stück/
zertrennt auff seinem Schoß bald halte.
Wollt ihr was schönes euch erwehlen?
Zieht Christum an/das Kleid der Seelen.



Der Schreiner

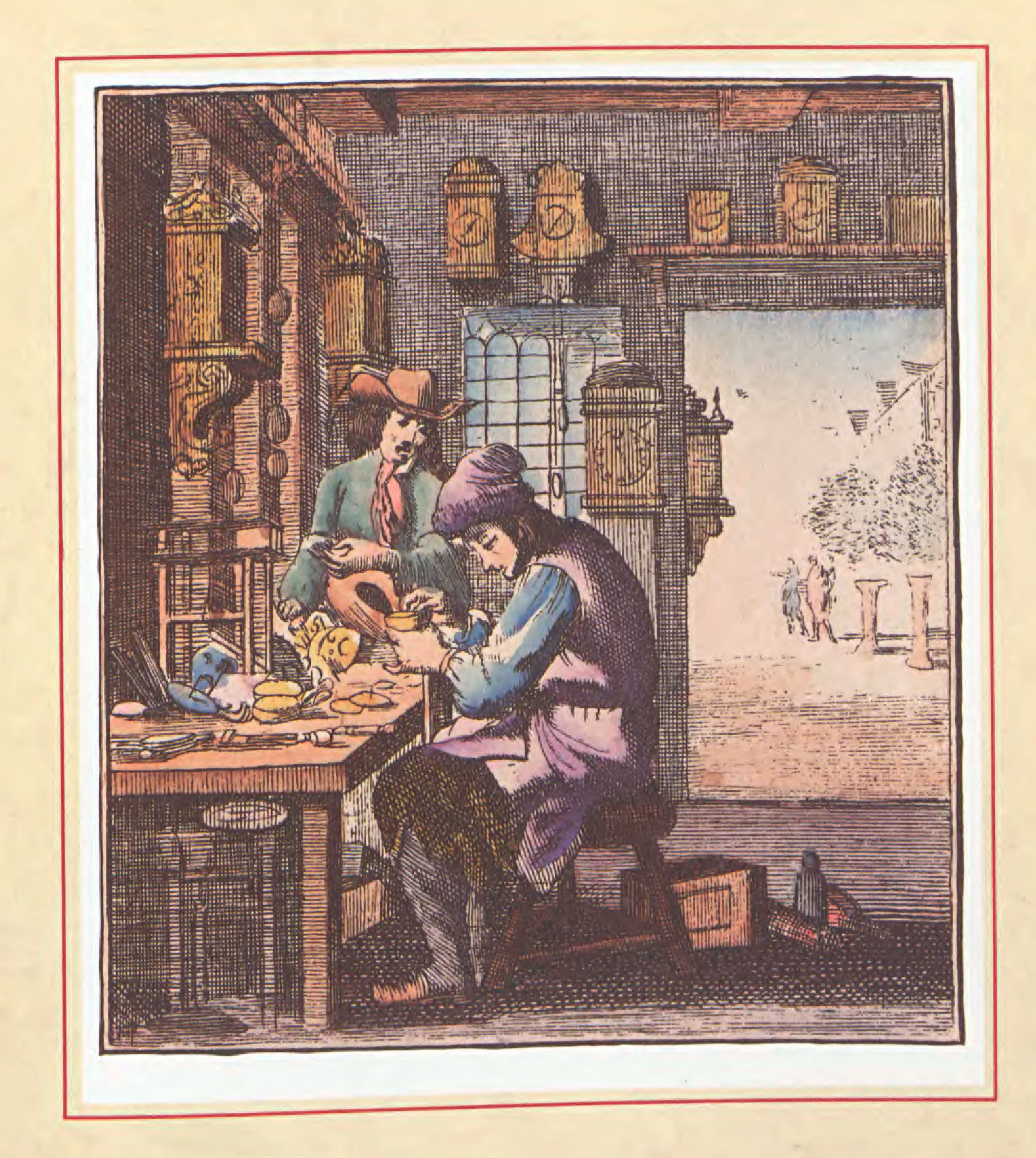
Was hat die Seele für Gewinn/
vom toden Schatz/versperrt im Kasten?
Das Zeitliche fahr immer hinn/
worauff der Geist doch nicht kan rasten.
Mach Gott/mein Herz zu deinem Schrein/
und leg Dich/höchstes Gut hinein.

740120



Der Uhrmacher

Last uns die güldne Stunden kauffen/
weil noch das Lebens-Uhrwerck geht/
eh die Gewigter schnell ablauffen
und der bezirckte Zeiger steht/
dann an dem letzten Blick der Zeit
hangt Wol und Weh der Ewigkeit.



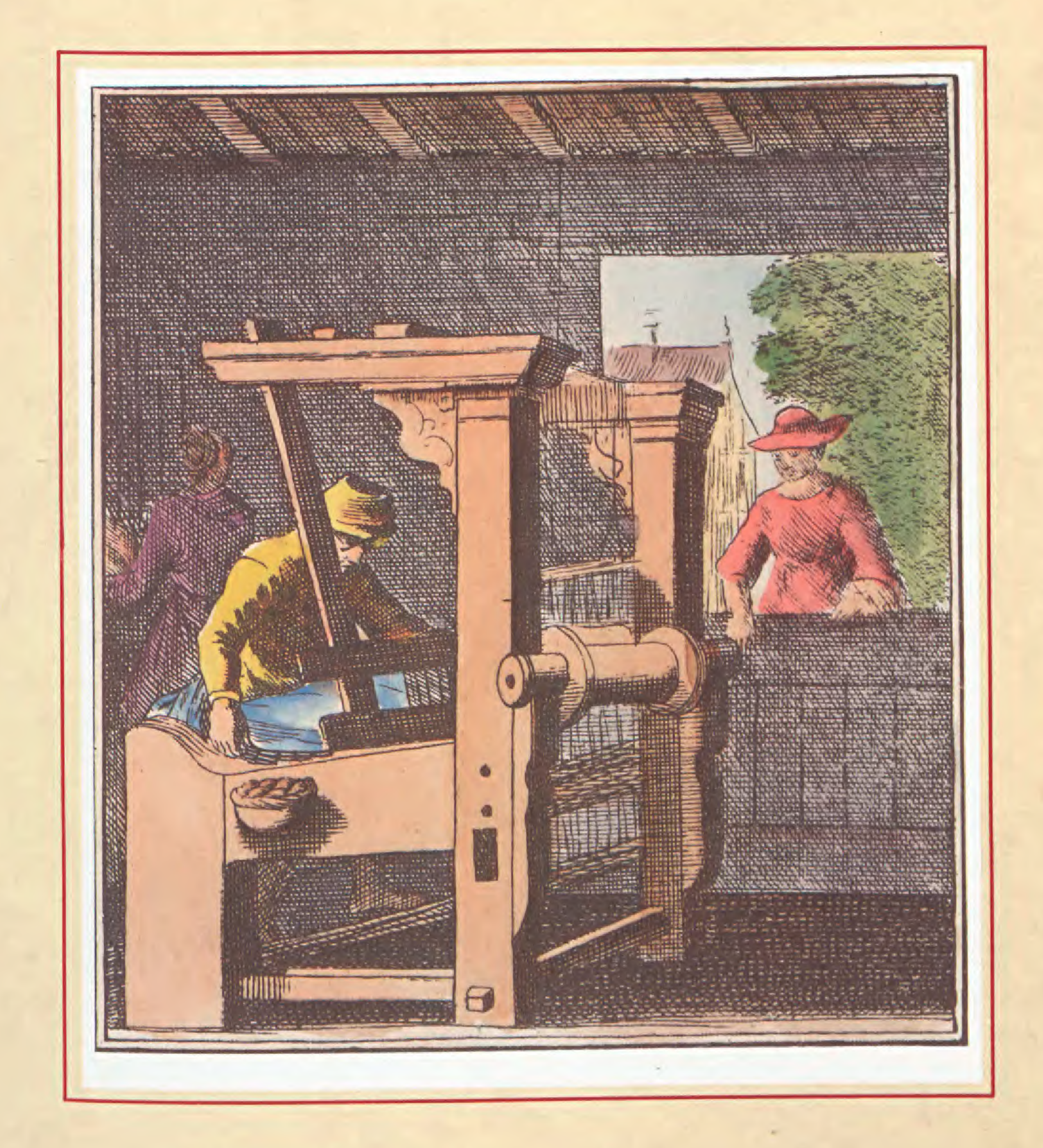
Der Wagner

So ein bewegtes Rad leicht kann/
die Last/die uns zu schwer/fort tragen.
Warum schleppt sich die Seele dann
mit vielen Sorg- und Kummer-Plagen/
Da Gott den Wagen zu ihr rücket/
hinwegzunehmen/was sie drücket?



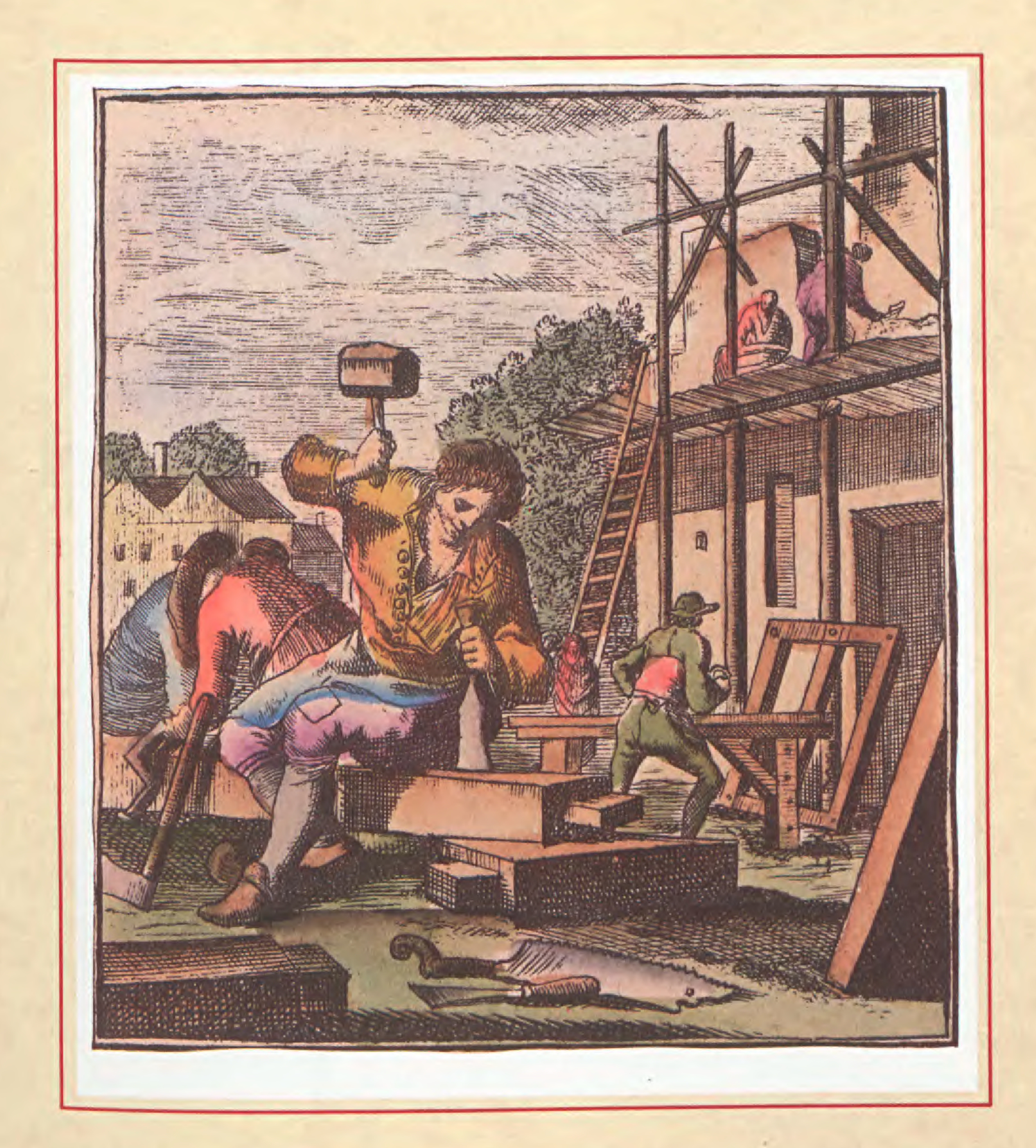
Der Weber

Der Spul wischt durch des Fadens Bahn/
noch schneller fährt des Lebens Stärke
Ach! dächte man doch offt daran
und wirckte schöne Glaubens-Wercke/
dann wie man hie die Arbeit thut/
so folgt der Lohn bös oder gut.



Der Zimmermann

Ich Zimmermann/mach starck gebeuw/
In Schlösser/heusser/alt und neuw/
Ich mach auch mancherley Mülwerck/
Auch Windmüln oben auff die Berg/
Ober die Wasser starcke Brückn/
Auch Schiff und Flöß/von freyen stückn/
Blochheusser zu der gegenwehr/
Dedalus gab mir diese Lehr.



Konzeption und Gestaltung: Dr. h. c. Helmut Reuther
Layout: Gerhard Ax
Herstellung: Mannheimer Morgen, Großdruckerei

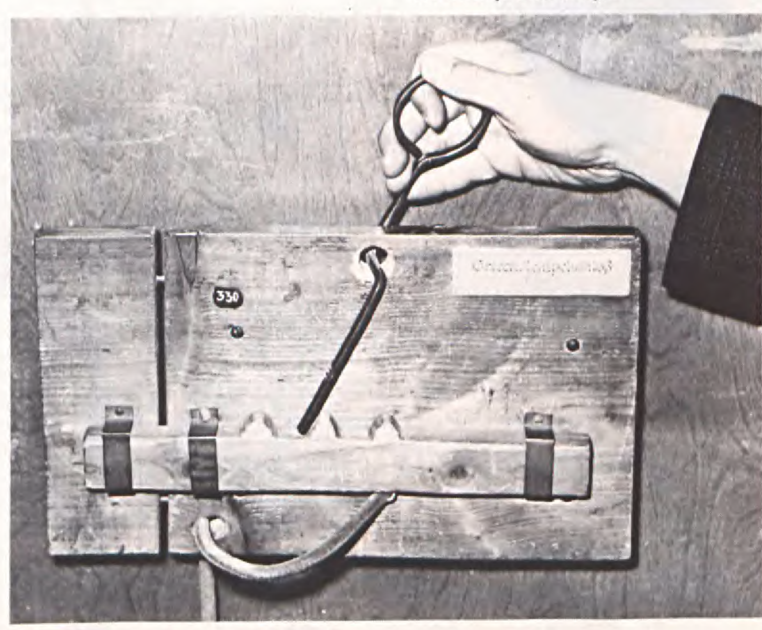
740129

ALTE SCHLÖSSER –

TEXT UND FOTOS: FRED NELL



▲ *Hausurne um 800 v. Chr. Der Stab fungierte in dieser Zeit als Schloß und Riegel.*

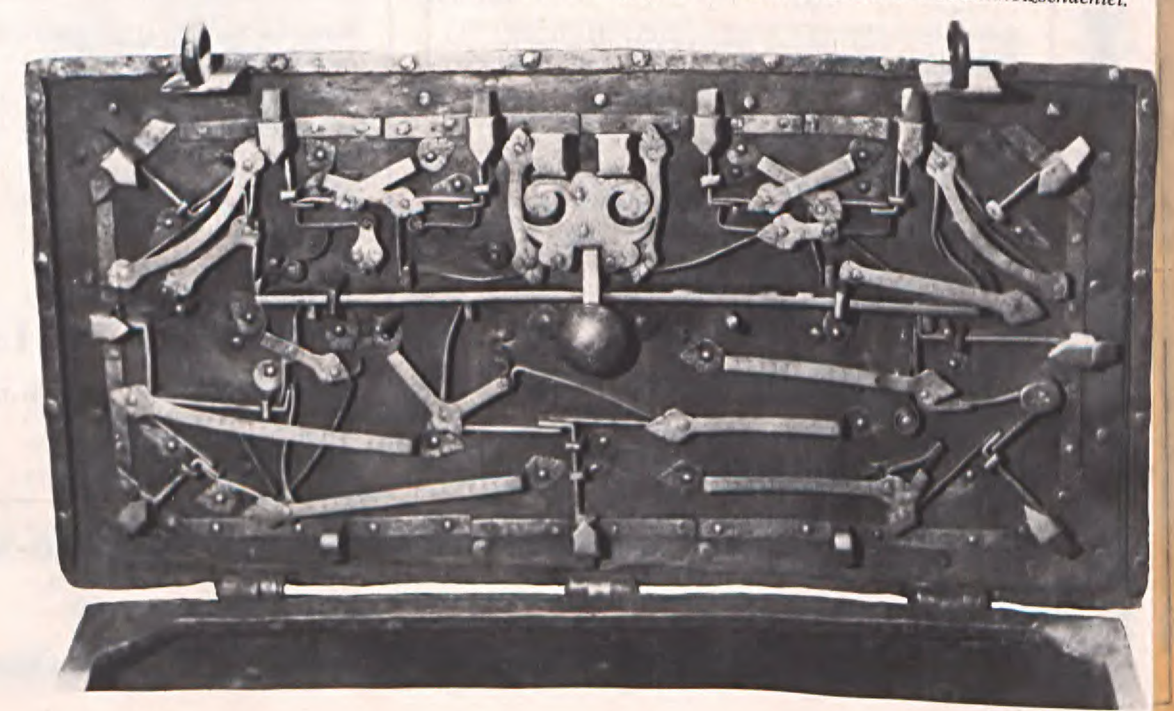


▲ *Modell eines Tempelschlosses um 500 v. Chr., bekannt geworden durch die Kelten.*



Die kleinsten Vorhängeschlösser – zum Vergleich eine Streichholzschachtel.

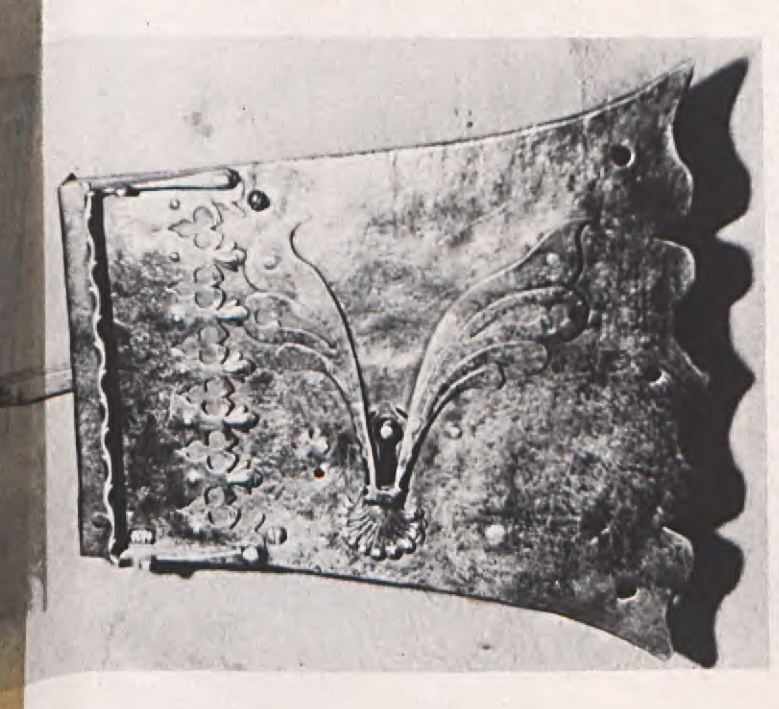
Ein Truhenverschluß aus der Renaissance. ►



▲ *Schloß*

SER -VON SCHLOSS UND RIEGEL

▲ *Schloß- und Schlüsselschmiede, 19. Jahrhundert.*



◄ *Gotisches Türschloß mit V-förmigem Schlüsselfang (für Spätheimkehrer, so ließ sich in der Dunkelheit das Schlüsselloch leicht finden. Ein fast genialer Einfall in der damaligen Zeit).*

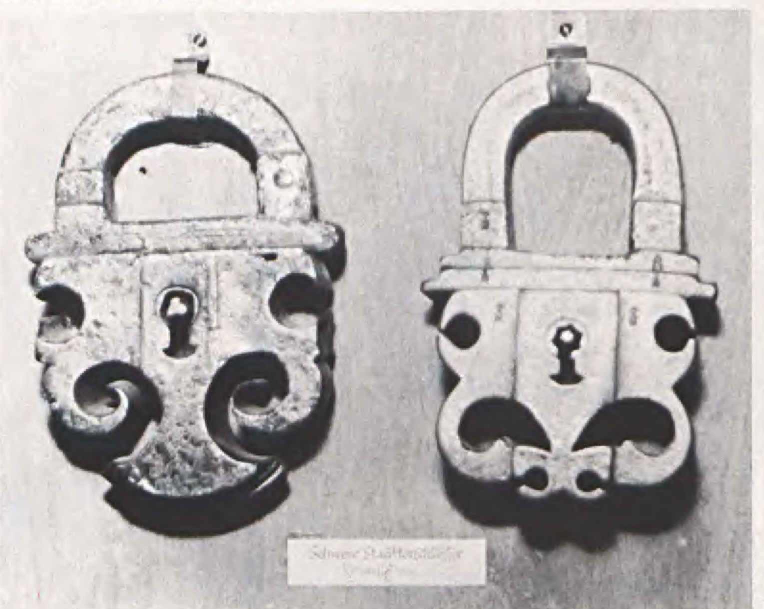
Täglich verschließen wir unzählige Dinge, ohne darüber nachzudenken, wie das einzelne Schloß wohl funktionieren mag, das unsere Güter vor unbefugtem Zugriff schützen soll.

Wer weiß schon, daß das heute übliche Zylinderschloß mit Sperrstiften seinen Ursprung bereits vor 5000 Jahren hatte und von den Babyloniern, den Chinesen, in den Almhütten des Salzburger Landes, ja sogar bei den Buschnegern seine praktische Anwendung in vielen Varianten hatte.

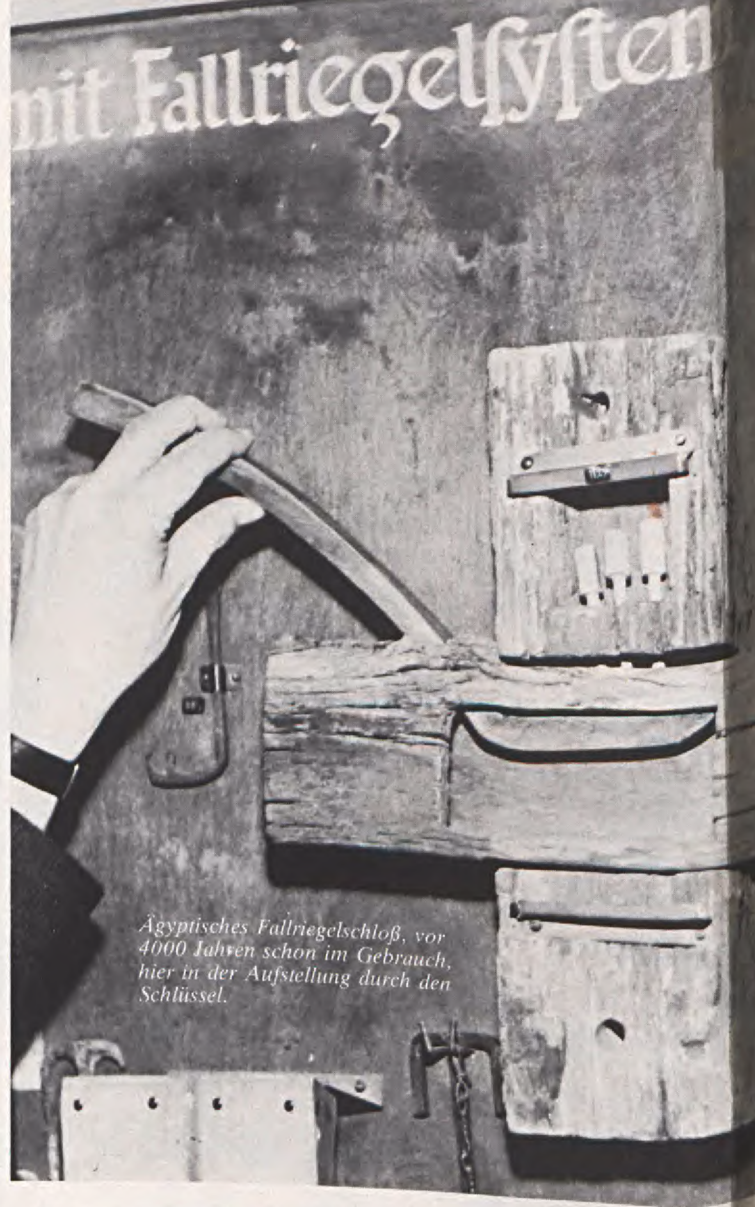
Im vorigen Jahrhundert entwickelte der Amerikaner Linus Yale aus dem Vorbild der Holzschlösser mit Fallriegelsystem das Urbild des modernen Zylinderschlosses, das dann seine Weiterentwicklung erfuhr.

So entstanden dann im Laufe der Zeit aus den Holzschlössern (Holzverschlüsse) die Verschlüsse aus Eisen, die Haus und Tore, Truhen und Schatullen, Opferstöcke und sonstige Behälter unter Verschluß brachten. Zunächst waren es sehr einfache Konstruktionen. Doch mit der Zeit wuchs die technische Perfektion. Dazu kam die handwerkliche Kunst der damaligen Zeit. So entstanden in den Velberter Schmieden reine Prachtstücke von handgeschmiedeten Schlössern

▲ *Flaschenverschluß um 1920.*

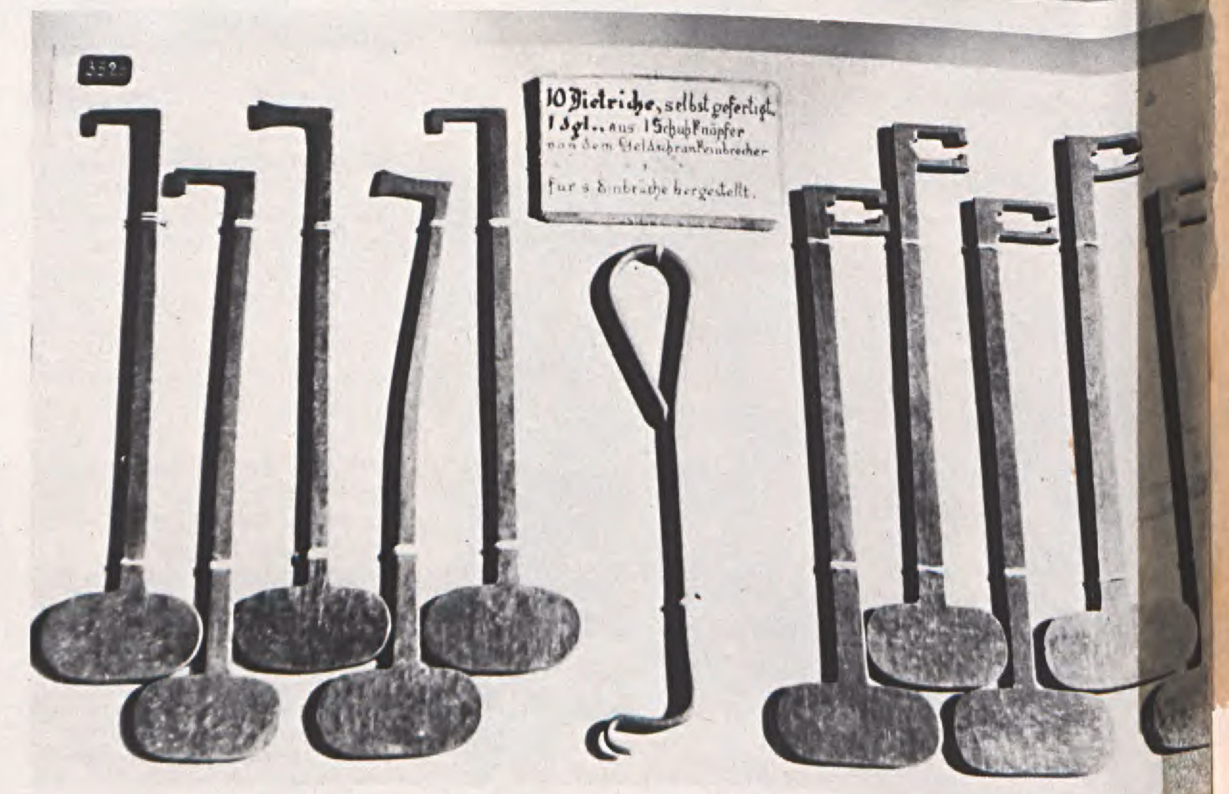


▲ *Handgeschmiedete Vorhängeschlösser aus der Renaissance.*



Ägyptisches Fallriegelschloß, vor 4000 Jahren schon im Gebrauch, hier in der Aufstellung durch den Schlüssel.

Die perfekteste Dietrichausstattung eines „Schränkers" (Geldschrankknackers), gestiftet von der Kriminalpolizei in Hannover. ▶



Ein Keuschheitsgürtel, viel-
▼ *belächeltes Objekt im Museum.*



und Be
Auftra
Schlöss
Kirche
Bürger
Welt.
Es
det, da
Deutsc
gemus
1547 v
Schlüs
dauert
die Ve
wande
Welt b
deutsc
indust
auch d
Europ

Mi
Velbe
schöns
und B
und L
gen. I
mehr
finden
Handı
sel- u
zum n
Türsch
Verga
techni
Schlüs
fertigt

Di
versäu
Schlüs
Jahrhu
zubild
cher j
der m
gepräg

und Beschlägen. Die damaligen Auftraggeber dieser kunstvollen Schlösser waren Fürstenhäuser, Kirchen und Klöster, reiche Bürger und Städte aus aller Welt.

Es ist geschichtlich begründet, daß gerade in Velbert das Deutsche Schloß- und Beschlägemuseum zu finden ist. Bereits 1547 wurden hier die ersten Schlüssel geschmiedet, und es dauerte nicht lange, da wurden die Velberter Erzeugnisse durch wandernde Kaufleute in der Welt bekannt. Heute ist Velbert deutsche Metropole der Schloßindustrie, und dort findet man auch die größte Schloßfabrik Europas.

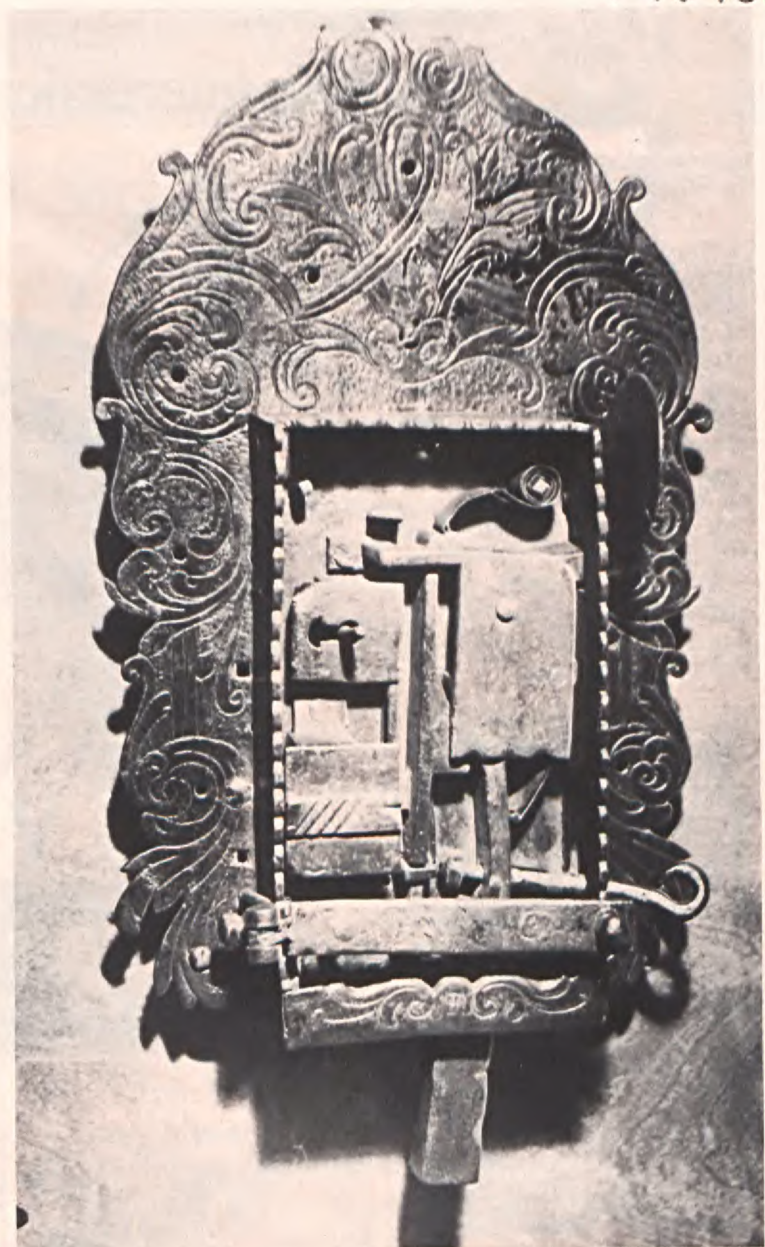
Mit viel Mühe hat die Stadt Velbert in ihrem Museum die schönsten Schlösser, Schlüssel und Beschläge aus allen Zeiten und Ländern zusammengetragen. In der Sammlung von mehr als 6000 Einzelstücken finden wir dort vom einfachen Handriegel-, dem Stockschlüssel- und Fallriegelschloß bis zum modernen magnetischen Türschlüssel alles, was von der Vergangenheit bis zur heutigen technischen Perfektion an Schlüsseln und Schlössern gefertigt wurde.

Die Stadt hat es auch nicht versäumt, eine Schloß- und Schlüsselschmiede aus dem 19. Jahrhundert naturgetreu nachzubilden. So kann sich so mancher junge Mensch, der in einer der modernen, von Automaten geprägten Werkstätten seine Arbeit hat, in diese Zeit bildlich zurückversetzen.

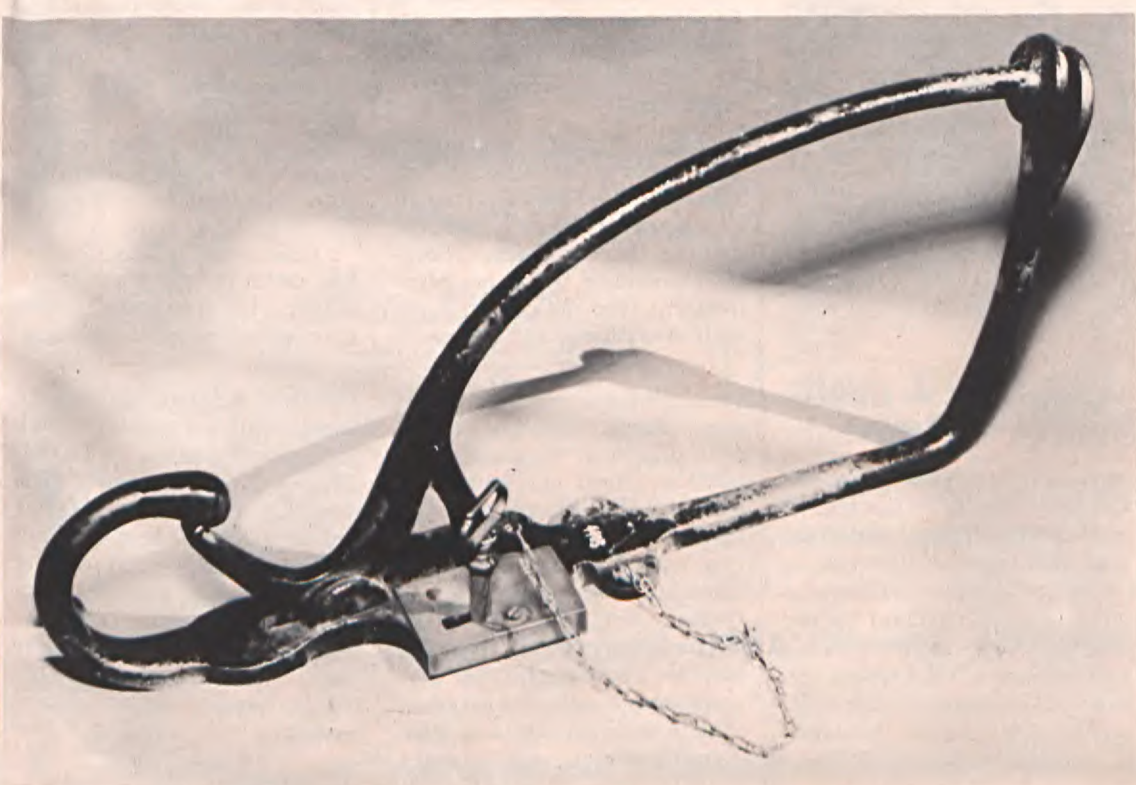
Nicht nur Schlüssel und Schlösser aus den verschiedenen Zeitepochen findet der Besucher hier. Das Museum zeigt auch die von dunklen Elementen entwickelten Werkzeuge (Dietriche), die ein Aufsperren der Schlösser ermöglichten, in den unterschiedlichsten Ausführungen und Entwicklungsstufen. Die Sammlung beinhaltet auch eine Reihe von Kuriositäten wie ein Kleiderhakenschloß oder ein Flaschenschloß. Unter dieser Vielzahl von Schlössern fehlt dann natürlich auch nicht das kleinste Vorhänge- und Kastenschloß. Selbst ein Keuschheitsgürtel aus der Zeit der Rittersleut' ist in dieser Sammlung enthalten.

Velbert, sehr schön im „Bergischen Land“ gelegen, erreicht man mit dem Bus von Wuppertal, Essen und Düsseldorf aus. Die Eintrittspreise sind sehr volkstümlich gehalten und belasten den Haushaltsetat kaum. Montags reist man allerdings vergeblich an, da ist das Museum geschlossen.

Die Museumsleute wußten zu erzählen, daß das Museum schon öfters Besucher zur Gründung einer eigenen Schloß- und Schlüsselsammlung angeregt hat. Oft haben auch ehemalige Besucher dem Museum ein Geschenk gemacht, indem sie sich auf Auslandsreisen an das Institut erinnerten und davon ein seltenes Stück mitbrachten.



▲ *Reichlich verziertes handgeschmiedetes Türschloß aus der Renaissance.*



◀ *Ein Kuriosum! Verschließbarer Garderobehaken um 1920, der nichtabreißbare Mantelaufhänger wurde jedoch nicht mitgeliefert.*



▲ *Französischer Laternenschlüssel, eine Eisenschnittarbeit mit 17fach eingesägtem Kammbart.*

H. P. LOCKNER

Gotische Mörser als Bauwerk

Beispiele für die Entwicklung europäischer Mörserformen



Abb. 1: Gotischer Mörser, deutsch, 1. Hälfte 15. Jahrhundert, Höhe: 21 cm. Victoria & Albert Museum, London.



Abb. 2: Gotischer Rippenmörser, deutsch, Mitte 15. Jahrhundert. Höhe: 20,4 cm. Metr. Mus. of Art, New York.

Wer hierzulande von einem gotischen Mörser[1] spricht, meint damit zumeist eine bestimmte Mörserform: schlank und hoch mit einem rechteckigen Henkel und drei oder vier senkrechten Rippen, die am Fuß oft in einer Klaue enden (Abb. 1, 2, 5, 6, 7, 12, 13). Für deutsche Sammler und Händler wurde diese Form so sehr zum Inbegriff des gotischen Mörsers, daß sie darüber oft fast vergessen, daß es in anderen Ländern ebenfalls gotische Mörser gibt, aber anders geformte.

Gern würde ich den schlanken, hohen Mörsertypus ausschließlich als ,,deutsch'' einordnen, allein dies könnte nur gefühlsmäßig geschehen. So will ich mich darauf beschränken, einige bedenkenswerte Hinweise zu geben — insbesondere auf Parallelen zur Architektur jener Zeit.

Vergleicht man die gotischen Mörser aus Italien, Frankreich und Spanien mit den (wohl meist deutschen?) Hausmörsern Mitteleuropas, so kann man leicht einen grundlegenden Unterschied feststellen: Sie sind gedrungen, also breiter als hoch. Ganz anders der gotische Mörser unserer Gegenden. Er ist fast immer schlank und hoch. Aber es gibt noch einen weiteren Unterschied: Während die meisten Arbeiten der genannten drei romanischen Länder selten größer sind als eine Faust, ist der hier besprochene gotische Mörser in seiner ,,Standard-Größe'' vom Volumen her mindestens doppelt, wenn nicht gar dreimal so groß. Schon bei unserem nächsten Nachbarn, in Frankreich, ist die hohe und große Form so ,,außer der Reihe'', daß man sich dort gar nicht vorstellen kann, es handle sich dabei um einen Mörser. So wird dort in schönster Regelmäßigkeit bis auf den heutigen Tag der ,,deutsche'' gotische Mörser mit einem Henkel als ,,mesure'' — also als ,,Maß'' — bezeichnet. Der in diesem Aufsatz beschriebene Mörsertypus ist dort — verglichen mit den landesüblichen Mörsern — so fremd, daß man nur an einen anderen Verwendungszweck denken konnte[2].

Verglichen mit der hohen gotischen Mörserform ist der deutsche Mörser späterer Zeiten in der Vielfalt seiner Formen oft verwirrend und zeigt im Gegensatz zu den Arbeiten unserer europäischen Nachbarn keineswegs ein einheitliches und leicht erkennbares Bild. Er gibt auch einem ,,Eingeweihten'' in seiner Vielfalt oft manches Rätsel auf. Die Vielfalt deutscher nach-gotischer Arbeiten ist so groß, daß ihre Gemeinsamkeiten darüber leicht fast unsichtbar werden. So hat es sich als



Abb. 3: Gotischer Rippenmörser, deutsch, Mitte 15. Jahrhundert. Höhe: 18,5 cm.



Abb. 4: St. Burkhard in Würzburg; Apsis.

zweckmäßig herausgestellt, bei der Formanalyse immer wieder auf den gotischen Mörser unserer Landschaft zurückzukommen und ihn als Ausgangsmodell für spätere Formen zu betrachten.

Die hier besprochene — von allen anderen zeitgenössischen Arbeiten so verschiedene — hohe Mörserform des 15. Jahrhunderts muß einst in unvorstellbar großer Zahl hergestellt worden sein. Keine andere Mörserform deutscher Produktion (mit Ausnahme der späten Haushaltsmörser am Ende des 18. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts) ist in so vielen Exemplaren erhalten.

Dabei war ein Mörser — anders als etwa ein Lavabo — täglich ,,in Gebrauch''. Das Pistill war kein sanfter Widerpart. Die Wucht der Schläge trieb auch eine so harte Legierung wie Messing mit der Zeit auseinander. So hatten Mörser in der Regel nur eine beschränkte Lebensdauer. Mit jedem Schlag dehnte sich die Wandung, bis eines Tages außen der erste feine Riß entstand, ein Dehnungsriß, der langsam durchbrach. Besonders gotische Mörser haben diese Risse oft zwischen ihren senkrechten Rippen in der Wandung. Ein so durchgebrochener Mörser war — wie man heute sagen würde — nur noch Schrott; er wurde eingeschmolzen.

Ein Mörser mit drei Rippen brach meistens an eben den drei dazwischenliegenden Flächen durch. Ein Mörser mit vier oder mehr Rippen war stabiler; deshalb wurden die Rippen später enger gesetzt.

Ganz ähnlich wie bei der Architektur der Gotik hat man also auch bei den Mörsern dieser Zeit die ,,Wände'' mit ,,Rippen'' gestützt und gehalten. Nicht nur der Zweck der Rippen, sondern auch die Gestaltung selbst läßt viele Parallelen zur gotischen Architektur erkennen. Wer fest und vor allem hoch bauen wollte — und sei es einen Mörser —, konnte die Vorbilder hierfür eben nur in der Architektur finden, bei jedem kirchlichen Bauwerk dieser Zeit zum Beispiel (Abb. 3 und 4).

Viele Elemente der Architektur — bis hin zu den Verzierungen — tauchen bei dem hohen gotischen Mörser wieder auf; in der metallenen Umsetzung gemauerter Formen oder statischer Elemente ist er ein Abbild der gotischen Baukunst. Das geht so weit, daß zum Beispiel der Aufbau von Altären dieser Zeit als Dekor auf gotischen Mörsern wiederzufinden ist (Abb. 1). Erhaltene Arbeiten, die das eben Geschilderte besser erklären als manches Wort, sind genügend vorhanden. Bei allen anderen profanen gegossenen Messinggeräten dieser Zeit suchen wir solche Konstruktions- und zugleich Dekorationselemente vergeblich.

Wie schon gesagt, hatte man sich bei der hohen schlanken Mörserform anfangs mit drei oder vier vertikalen Stützen begnügt. Mit der Zeit wurden es jedoch fünf und mehr (Abb. 2, 6, 7, 12 und 13). Doch auch bei mehreren senkrechten Stützen brachen die dünneren Wandteile offenbar immer noch zu schnell. Nun begann — ebenfalls zeitlich wieder im Einklang mit der Architektur — etwas Neues die Geister zu bewegen. Die Stabilität von Bauwerken und Mörsern konnte auch auf andere Weise noch verbessert werden. Und so wurde



Abb. 5: Gotischer Rippenmörser, deutsch, Mitte 15. Jahrhundert. Höhe: 18 cm. Kunsthandel Würzburg.



Abb. 6: Gotischer Rippenmörser, deutsch, Mitte 15. Jahrhundert. Höhe: ca. 20 cm. München, Bayerisches Nationalmuseum.

erstmals der Versuch unternommen, mit einer horizontal umgelegten Verstärkung den Gebrauchswert und die Lebensdauer des Mörsers zu verbessern (Abb. 12 und 13). Dieser — zwar noch zaghafte — Schritt, der an den Abbildungen 12 und 13 deutlich zu erkennen ist, führte in der Folgezeit zu einem völlig neuen Konstruktionsschema von Mörsern. Interessant ist für uns, daß sich diese Mischtechnik des Übergangs erhalten hat und uns erklärt, wohin die Entwicklung ging.

Kaum aber war der Gedanke des ,,Faßreifens'' — also die umlaufende, im Gegensatz zu der stützenden Verstärkung — zu Ende gedacht, begann in der Geschichte des mitteleuropäischen Mörsers ein neues Kapitel. Daß auch diese Änderung wieder synchron zur Architektur verlief, ist sicher mehr als nur ein Zufall (Abb. 18). Immer wenn der Mensch lernt, Dinge neu zu sehen, wird die neue Sichtweise bald auch auf andere Gebiete übertragen.

Die praktische Umsetzung der Erkenntnis, daß ein Mörser mit horizontaler Verstärkung haltbarer ist als ein Mörser mit vertikaler Verstärkung, war nun nicht mehr aufzuhalten. So sind zum Beispiel auch die horizontal gebauten spätgotischen Mörser holländischer Herkunft nichts anderes als neu gebaute — aber gotisch dekorierte — Arbeiten. Ganz ähnlich wieder, wie bei den Bauwerken dieser Übergangszeit, wurden zwar die neuen Elemente der Konstruktion verwandt, aber oft noch die alten Elemente des Dekors benutzt.

Mit den horizontal befestigten und verstärkten Mörsern begann eine neue Zeit mit neuen Formen. Die schöne Einheitlichkeit und weite Verbreitung des go-

Abb. 7: Gotischer Rippenmörser, deutsch, Mitte 15. Jahrhundert. Höhe: ca. 20 cm. Bayerisches Nationalmuseum, München. — Die auf dieser Seite vorgestellten hohen Mörserformen des 15. Jahrhunderts müssen einst in unvorstellbar hoher Zahl hergestellt worden sein. Keine andere frühe Mörserform deutscher Produktion ist in so vielen Exemplaren erhalten.





Abb. 8: Mörser, Enndorfer Werkstatt, Innsbruck 1544. Höhe: 16 cm. Privatbesitz.



Abb. 9: Mörser, Deutschland, 17. Jahrhundert. Höhe: 16,5 cm. Privatbesitz.

tischen Rippenmörsers unserer Gegend war damit allerdings für alle Zeiten dahin. Die neuen Formen waren jetzt landschaftlich verschieden geprägt und wucherten — so scheint es jedenfalls zunächst für den naiven Betrachter — wirr durcheinander; besonders in Deutschland. ,,Brav'' dagegen verhielten sich — im Gegensatz zu dieser nun entstehenden Vielfalt in Deutschland — seine Nachbarländer. Auch im 16., 17. und 18. Jahrhundert bestand in diesen Ländern noch eine Kontinuität bei der Formgebung des Mörsers, die heute oft Schwierigkeiten bei der Datierung solcher Arbeiten macht.

Eine auf den ersten Blick nicht immer erkennbare Gemeinsamkeit deutscher Mörser aber blieb dennoch erhalten. Die in diesem Aufsatz beschriebene Grundform des gotischen Mörsers war weiterhin formbestimmend für deutsche Arbeiten der folgenden Jahrhunderte, ihr Merkmal: höher als breit! Selbst wenn diese These, wenn man mit dem Zentimetermaß nachmißt, nicht immer stimmt — optisch werden diese Proportionen suggeriert. ,,Höher als breit'' ist natürlich ein gefährlich vereinfachtes Merkwort. Es soll auch gleich relativiert werden. Im Italien des 17. und 18. Jahrhunderts haben ganze Glockengießerfamilien aus leicht abgewandelten Glockenformen Mörser gegossen, die hier natürlich nicht gemeint sind. Auch holländische Arbeiten, glücklicherweise in ihrer Art so typisch, daß sie nicht zu verwechseln sind, nähern sich dieser Form. In diesem Aufsatz geht es jedoch allein um die Annäherung an die zylindrische Form, also nicht die Glockenform ist hier gemeint. Nur der Hals und der Fuß des hier behandelten Mörsers sollen und dürfen den ausschwingenden Schwung haben.

Nichts zeigt deutlicher die angedeutete ,,Weiterentwicklung'' der Mörser als die österreichischen Arbeiten der Enndorfer Werkstatt: Man ließ die Rippen weg, verstärkte die Wandung im kritischen Bereich durch ,,Faßreifen'', veränderte den Henkel, blieb aber sonst beim Grundkonzept des gotischen Mörsers: höher als breit (Abb. 8)[3].

Meine Ausführungen mögen die Gefahr in sich bergen, daß vielleicht mancher Mörser ,,deutscher'' gemacht wird als er wirklich ist; andererseits werden sie den vielen Enkeln des hohen, schlanken, gotischen Mörsers öfter zu ihrer eigentlichen Bestimmung verhelfen.

Parallelen zwischen Architektur und Konstruktion von Mörsern gibt es auch in unserer romanischen Nachbarschaft. Natürlich muß man dabei von der anderen — nämlich der gedrungenen — Grundform ausgehen (Abb. 10, 11, 14, 15, 16, 17). Die erst vertikale, später horizontale Konstruktion von Mörsern der genannten Länder folgt fast genau dem aufgezeigten Entwicklungsbild des mitteleuropäischen Hausmörsers.

Lange Erklärungen sind jetzt — so hoffe ich — nicht mehr nötig. Die in diesem Aufsatz vermittelte Formel läßt sich einfach anwenden. Der spanische gotische Mörser (,,mortero gotico'') mit seinen vielen Rippen (Abb. 14) ist nach dieser Formel früher als die horizontal konstruierten spanischen Arbeiten einzuordnen. Ebenso läßt sich die französische Variante mit der vertikalen Stützung (Abb. 17) genauso einfach von allen weiteren Arbeiten unterscheiden. In Frankreich hat sich der Rippenmörser vermutlich am längsten gehalten. Auch Italien macht die aufgezeigte Entwicklung bei seinen Mörsern durch. Frühe Arbeiten sind unter diesen



Abb. 10: Großer italienischer Mörser, Rom 1510. Privatbesitz. Inschrift: JULIUS II · AVE · PER MARCO POLLASTRO ADD PRIMO DA GUSTU MCCCCCX. Höhe: 29 cm.

Abb. 11: Großer französischer Mörser. Inschrift: „guilleu sabaillon et son fils lasitues ma fait fere a seros 1581." Höhe: 25,5 cm. Privatbesitz.





Abb. 12: Gotischer Rippenmörser, deutsch, Mitte 15. Jahrhundert. Höhe: 23 cm. Aus Slg. A. v. Lanna, Prag, II. Tafel 95, Nr. 1235.



Abb. 13: Gotischer Rippenmörser, deutsch, Mitte 15. Jahrhundert. Höhe: 25 cm. Suermondt-Ludwig Museum, Aachen.

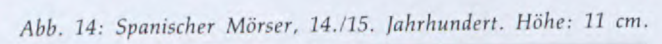


Abb. 14: Spanischer Mörser, 14./15. Jahrhundert. Höhe: 11 cm.



Abb. 15: Spanischer Mörser, 17. Jahrhundert. Höhe: 9,8 cm.



Abb. 16: Italienischer Mörser, 16. Jahrhundert. Höhe: 8,5 cm.



Abb. 17: Französischer Mörser, um 1500. Höhe: 12 cm.





Abb. 18: Rathaus zu Würzburg. — Parallel zu Baukunst entwickelten sich auch bei den Mörsern Formen mit einer horizontalen Verstärkung; vergleiche die Abbildungen 12 und 13.

Abb. 19: Deutscher Mörser, 17. Jahrhundert. Privatbesitz.



Gesichtspunkten ebenso leicht von späteren Stücken zu trennen. Gelegentlich muß man etwas genauer hinschauen[4].

Holländische Arbeiten fallen in der ,,vertikalen Zeit" vermutlich noch zusammen mit den hier als ,,deutsch" bezeichneten Mörsern. Alles, was sich anschließend als typisch und leicht erkennbar holländisch entwickelt hat, unterliegt schon den neuen Konstruktionsmerkmalen. Auch gotische Elemente sind hier oft nur noch Dekor — nicht mehr statisches Element. Hierauf ist ja bereits eingegangen worden.

Maurische Arbeiten aus arabischen Ländern haben die hier beschriebene Entwicklung oft nicht mitgemacht. So finden wir dort bis ins 19. Jahrhundert hinein Rippenkonstruktionen. Der gedankliche Sprung wurde hier offensichtlich nicht mitvollzogen. Dagegen entwickelte sich ein kugeliger Mörsertyp mit eingeschnürter Öffnung, der in Europa keine Parallelen hat; auch er bis zu seinen spätesten Formen mit vertikalen Rippen.

Abschließend eine kleine Zusammenfassung: Bei allen eingetretenen Veränderungen konstruktiver Art blieb für den ,,deutschen" Mörser die ausschwingende Zylinderform bestimmend, im Gegensatz zur gedrungenen Form bei unseren romanischen Nachbarn. In der Regel waren die mitteleuropäischen Mörser zudem zwei- bis dreimal größer als die Mörser der romanischen Länder.

ANMERKUNGEN

[1] Mörser = massives Gefäß mit gerundeter Bodenfläche in dem man harte Stoffe (z. B. Gewürze) mit der Mörserkeule (Pistill) zerreibt.

[2] Natürlich kenne ich auch die großen italienischen, holländischen und französischen Mörser. Hier geht es jedoch nur um einen Vergleich der Standardtypen, d. h. der jeweils verbreitetsten Modelle.

[3] Österreichische Arbeiten dieser Zeit sind dem ,,deutschen" Kulturkreis zuzurechnen, auch Arbeiten aus der Schweiz, ganz ähnlich wie etwa dänische Stücke teilweise große Verwandtschaft zu niederländischen Arbeiten aufweisen.

[4] Das Dargestellte läßt sich nicht ohne weiteres auf italienische Arbeiten übertragen. Der Grund: Eine große Anzahl italienischer Mörser gehören zu der Gruppe der italienischen Klein-Bronzen und wurden teilweise von großen Künstlern geschaffen; sie müssen daher in anderen Zusammenhängen betrachtet werden. Sie sind etwa dem deutschen Mörser mit den Abgüssen von Plaketten Peter Flötners und Naturabgüssen von Blättern vergleichbar, der sich auch nicht in den hier aufgezeigten Rahmen einreihen läßt. Sie sind kein Hausgerät mehr, sondern bei ihnen steht die künstlerische Gestaltung im Vordergrund, auch wenn die Übergänge manchmal fließend sind.

ABBILDUNGSHINWEISE:

Abb. 3 und Abb. 15: aus Sammlung C. Bohnewand; Abb. 14 und Abb. 17: Musée des Arts Décoratifs (Paris); Abb. 16: National Gallery of Art, Washington. — (Nachtrag zu Heft V, 79, ,,Aufsatzleuchter": Abb. 10 und Abb. 15: Bay. Nat. Mus. (München); Abb. 9: Vict. & Albert Mus. (London); Abb. 11: Staatliche Museen — Preußischer Kulturbesitz (Berlin).
Fotos: G. Arand; Bay. Nat. Mus.; A. Gold; R. Matthes; Musée des Arts Décoratifs (Paris); Metropolitan Mus. of Art (New York); Nat. Gal. of Art (Washington); B. Rühl; K. Strauß; Vict. & Albert Mus. (London), E. Zwickler.



Zisterne
Braun lasiertes Steinzeug. Deutschland. 16. Jh. Höhe: 32 cm; Breite: 36 cm.



Heiliger Sebastian

... Fassung und Vergoldung. Schwaben, um 1480. Höhe: 77 cm.



740142

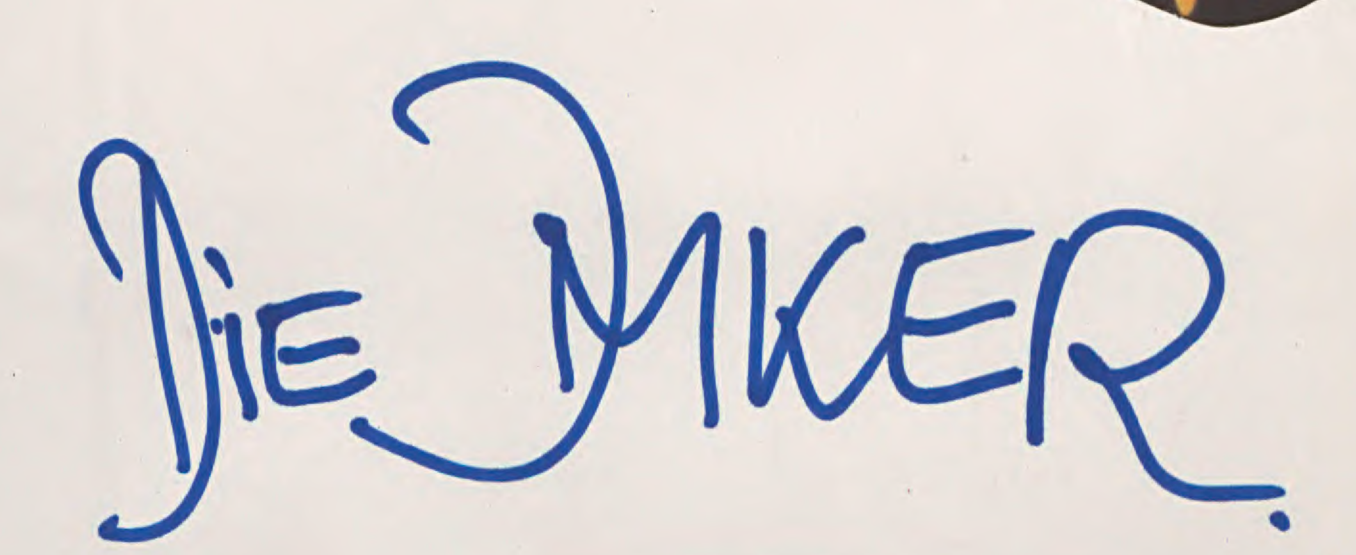
Zwei Bartmannskrüge
Steinzeug, Raeren, Akanthusblätter, Rundmedaillons mit Profilköpfen, originale Zinnmontierungen, Mitte 16. Jahrhundert, Höhe: ohne Deckel 16 cm, mit Deckel 21 cm.



740143

Adler-Kasak
Süd-Kaukasien, 19. Jh., 282 cm x 162 cm.

740144



Bienensprache im ›Schwänzeltanz‹: Wegweiser zu guten Honigquellen

Schon das raffinierte Seh- und Orientierungsvermögen der Bienen ist erstaunlich, doch noch faszinierender ist die ›Bienensprache‹. Bienen verfügen über ein kompliziertes Kommunikationssystem, das ihnen eine präzise Datenübermittlung gestattet – in gewissem Rahmen jedenfalls.

Eine Sammelbiene, die eine lohnende Honigquelle entdeckt hat, kann diese Tatsache unmöglich für sich behalten. Alle verfügbaren Kolleginnen müssen umgehend informiert werden, in welcher Entfernung und in welcher Richtung sie zu suchen haben.

Dem menschlichen Beobachter bietet sich dabei folgendes Bild: Die heimkehrende Biene läuft ein Stück auf einer Wabe geradeaus, dabei wedelt sie auffällig mit ihrem Hinterleib hin und her. Dann vollführt sie einen rechten Halbkreis, kehrt zum Ausgangspunkt zurück und durchläuft wiederum wedelnd jene gerade Strecke. Ein linker Halbkreis – und das Manöver wiederholt sich. Immer mehr Bienen schließen sich der Tänzerin an, die hier einen ›Schwänzeltanz‹ vorführt, und erfahren, durch Körperkontakt den Duft der Nahrungsquelle aufnehmend, welche Pflanze denn da so angepriesen wird.

Es ist das Verdienst von Karl von Frisch, diese ›Sprache‹ der Bienen entschlüsselt zu haben: Der Bezugspunkt beim Schwänzeltanz ist die Sonne (ähnlich wie der Nordpol bei einem Kompaß). Da die Sonne aber in der stockfinsteren Bienenbehausung nicht sichtbar ist, wird sie auf der



Oben: Ein moderner Wabenrahmen mit Bienen.
(Foto: Bosch)
Links: Deutlich größer als die Arbeiterinnen ist die in der Mitte plazierte Bienen-Königin.
(Foto: Wittekindt)

senkrecht hängenden Wabe durch die Schwerkraft ersetzt. Eine Schwänzelstrecke senkrecht nach oben (oder nach unten) bedeutet also: Die Futterquelle ist genau in Richtung auf die Sonne zu (oder direkt entgegengesetzt von ihr) zu finden. Schwänzeln im Winkel von 60 Grad von der Senkrechten nach links heißt: Sucht bitte im Winkel von 60 Grad links von der Sonne. Anzahl und Dauer der Schwänzelbewegungen informieren genauestens über die jeweilige Entfernung.

Wenn's zu eng wird im Kasten, kommt Schwarmstimmung auf

Bei reichlichem Futterangebot füllen sich die Honigwaben schnell, und einem Bienenvolk wird es in seiner Behausung dann leicht zu eng. Sorgt der Imker nicht rechtzeitig für weiteren Raum, so gerät ein Volk in Schwarmstimmung. Arbeiterinnen legen eine Anzahl großer, napfförmiger ›Weiselzellen‹ an, die Wiegen zukünftiger Königinnen. Und in dem bisher nur aus Amazonen bestehenden Staat schlüpfen plötzlich männliche Bienen, die Drohnen.

Eines schönen Tages wälzt sich dann aus dem Flugloch eine unübersehbare Masse schwarzer Bienenleiber. Der Luftraum über dem Kasten ist erfüllt von einer riesigen, beängstigend brummenden und summenden Bienenwolke. Der gewaltige Strom reißt die alte Königin mit sich fort. In kurzer Entfernung bereits verdichtet sich die zunächst lockere Wolke zu einer wimmelnden, krabbelnden lebendigen Traube, die sich an einem Ast, einem Vorsprung, notfalls auch einer Autoantenne niederläßt und um die Königin herum weiter zusammenzieht. Alsbald verlassen Kundschafter das Gekribbel, um eine passende neue Wohnung zu suchen.

Da der Schwarmvorgang im Bienengedächtnis jegliche Erinnerung an die alte Behausung auslöscht, kann der Imker in dieser Phase den Schwarm einfangen. In einem neuen Kasten am alten Standort finden die Bienen ein neues Zuhause, ohne daß sie versuchen, ihr altes Haus wieder zu erobern.

Die alten, mit Lehm oder gar Kuhmist verstrichenen Strohkörbe vergangener Zeiten haben heute fast überall nur noch Museumswert. Sie sind verdrängt von modernen, stapelbaren Normkästen, die dem Imker das Arbeiten am Stock erheblich erleichtern. So beispielsweise das Vergrößern oder Verkleinern des Honigraumes durch einzuhängende Rähmchen mit Mittelwänden aus Wachs, die von den Bienen lediglich noch gemäß den auf ihnen vorgeprägten Sechseckgrundrissen zu Einheitswaben ausgebaut werden müssen.

Doch zurück zu unserem Volk, das durch den abgegangenen Schwarm halbiert wurde. Dort ist mittlerweile eine der Jungköniginnen geschlüpft. Ihre allererste Tat besteht in einem Geschwistermord: Sie eilt zu den





Oben: Honigbiene ›bei der Arbeit‹: Deutlich ist der angesammelte Vorrat am hintersten Bein zu erkennen. Rechts: Bienen-Normkästen im Unterstand.
(Fotos: Reupert)

noch heilen Weiselzellen und sticht ihre noch nicht geschlüpften Schwestern darin ab. Bald schon tritt sie ihren Hochzeitsflug an, der sie zu den Sammelplätzen der Drohnen führt.
Dies sind bestimmte Orte in der Landschaft, an denen die männlichen Bienen sich traditionsgemäß Jahr für Jahr einfinden, um die jungfräulichen Königinnen zu befruchten. Arm an Hirnmasse, jedoch mit einem wahrhaft monströsen Begattungsorgan ausgestattet, sind die Drohnen, wie Horst Stern es in seinem Fernsehfilm über die Bienen zutreffend formulierte, ›wenig mehr als ein geflügelter Penis‹. Ihr einziger Lebenszweck besteht in der Übergabe ihrer Spermienfäden an junge Königinnen. Nach dem nur wenige Sekunden dauernden Geschlechtsakt taumelt der Drohn, erschöpft, sterbend zu Boden. Nicht zum Zuge gekommene Bienenmänner, das sind 99 Prozent, werden als unnütze Fresser zum Ende des Sommers mit sanfter Gewalt aus dem Stock gedrängt. Keinesfalls aber werden sie von einem amoklaufenden, männerfeindlichen Weiberhaufen abgeschlachtet, wie es das böse Wort der ›Drohnenschlacht‹ vermuten lassen könnte.
Beladen mit den Spermienpaketen von fünf bis zehn Drohnen kehrt die Königin zu ihrem Volk zurück und beginnt sofort mit dem Eierlegen. Sie besitzt auf diesem Gebiet eine Monopolstellung im Staat. Zwar sind auch die Arbeiterinnen Weibchen, bei ihnen wird jedoch die Ausbildung der Geschlechtsreife wirksam unterdrückt durch ein Sekret, ein Pheromon, das von der Königin abgegeben und von ihrem Hofstaat – stets wechselnden Jungbienen, die sie in engem Körperkontakt pflegen und füttern – gleichmäßig im ganzen Stock verteilt wird.
Stirbt eine Königin, ohne eine Nachfolgerin zu hinterlassen, so kann es passieren, daß aufgrund der sinkenden Pheromonkonzentration bei einer Arbeiterin die Eierstöcke zu reifen beginnen. Freilich könnte eine solche ›Ersatzkönigin‹, da sie keinen Spermienvorrat besitzt, nur unbefruchtete Eier legen, aus denen sich lediglich Drohnen entwickeln.
In der Regel aber verfügt ein Volk ohne Königin über diverse Zellen mit jungen, noch nicht dreitägigen Maden. Eine dieser Maden erhält vom dritten Lebenstag an eine Spezialdiät – die sich übrigens unter dem Namen Gelée Royale als profitabler Verkaufsschlager erwiesen hat –, mit der sie zur neuen Königin aufgepäppelt wird. So ist dafür gesorgt, daß das Leben im Bienenstock weitergeht.



Oben: Drama im Kreuzspinnen-Netz: Die gefangene Biene ersticht die Spinne, die – im Sterben – wiederum der Biene den Giftapparat herausreißt.
(Foto: Bertelmann/Münker)





Herbstlicher Nadelwald
(Foto: Klees)

Das Beste
JAHRGANG 19 aus Reader's Digest AUGUST 1966
Artikel und Buchauszüge von bleibendem Wert

Nach den neuesten Erkenntnissen der Wissenschaft ist das Bienenvolk keine bloße Ansammlung von Insekten, sondern ein in sich geschlossener, pulsierender Organismus

Ein erstaunliches Lebewesen: DAS BIENENVOLK

VON JEAN GEORGE

EINE Honigbiene läßt sich auf einer Rittersspornblüte nieder, krabbelt in den Kelch und saugt Nektar. Sie ist auf dem Rükken mit einem leuchtend roten Farbtupfen gekennzeichnet. Endlich kehrt sie heim zu ihrem Stock, bis zu dem es etwa vierhundert Meter sind. Dort wartet schon der Wissenschaftler, in der Hoffnung, daß ihm dieses Insekt ein weiteres Steinchen für das hochinteressante Mosaik der modernen Bienenforschung liefert.

Ein Bienenvolk wird heute nicht mehr als bloße Ansammlung von Insekten angesehen, sondern als ein in sich geschlossener, aus vielen Teilen zusammengesetzter Organismus, der als Schwarm ins Leben tritt, langsam heranreift, durch Teilung neue Schwärme bildet und sich schließlich, mit dem Einbruch des Winters, zur Ruhe

Aus der Monatsschrift Frontiers

begibt. Ein lädierter, darbender oder ausgeplünderter Bienenstock kann im wahrsten Sinne des Wortes leiden, jedoch ebenso wie andere Lebewesen aus eigener Kraft genesen.

Diese Betrachtungsweise fußt auf einer Reihe bemerkenswerter Entdeckungen. Die einzelnen Bienen, das weiß man heute, können rasch altern, aber sie können auch, so unglaublich es klingt, die Funktionen der jungen Biene wiederaufnehmen. Unfruchtbare können Eier legen, alte können längst verkümmerte Drüsen reaktivieren, kurz, das Einzelinsekt kann, wenn die Erhaltung des Ganzen, des Bienenvolkes, es erfordert, das Unmögliche möglich machen.

Perfekte Arbeitsteilung. Um das alles besser verstehen zu können, wollen wir einmal einen Blick in einen ganz gewöhnlichen wilden Bienenstock in einem hohlen Baum werfen. Er hat wie alle einen Haupteingang, das Flugloch, und dahinter hängen mehrere Waben aus schimmernden Wachszellen. In manchen dieser Waben ist Honig, in anderen Blütenstaub. Wieder andere, die Brutwaben, bergen die Larven, weiße Maden, die weder Flügel noch Beine, weder Kopf noch Augen haben.

Jeder Bienenstock hat eine Königin — eine besonders große Biene, die mehrere tausend Eier am Tag legen kann. Dann gibt es eine Anzahl Drohnen, männliche Bienen, die ausschließlich dazu da sind, die Königinnen auf ihren Hochzeitsflügen zu befruchten. Die anderen siebzig- bis achtzigtausend Individuen des Bienenvolks sind Arbeiterinnen mit einer Vielfalt besonderer Aufgaben. Die einen füttern die Larven und die Königin mit Futtersaft — einer nährstoffreichen Absonderung umgewandelter Speicheldrüsen —, Pollen und Honig. Andere verwandeln mit Hilfe von Drüsen Honig in Wachs. Das Endprodukt wird in Form von Schuppen aus Hautfalten an der Unterseite des Hinterleibs ausgesondert, mit den Borsten der Hinterbeine aufgenommen, gekaut und schließlich zu sechseckigen Waben geknetet. Wieder andere schaffen die Nahrung, Blütenstaub und Nektar, herbei. Der Nektar wird dann an zahlreiche Stockgenossen verteilt, die ihn unter Beimischung von Drüsenabsonderungen in Honig verwandeln und in den Waben speichern.

Einige Arbeitsbienen sitzen als Wächterinnen am Flugloch. Sie lassen eigene und fremde Sammlerinnen mit voller Honigblase herein; nur Fremdbienen, die den Honig des entsprechenden Volkes räubern wollen, werden abgewehrt. Das Erkennungszeichen ist der Geruch, den die Insekten mittels der zwölftausend Riechorgane an ihren Fühlern wahrnehmen. Das Durchlüften des Stocks (durch Flügelfächeln im Flugloch) sowie Reinigung und Wabenbau vervollständigen die Liste der Pflichten.

Dieses allen Bienenfreunden seit

langem bekannte bunte Treiben gab mancherlei Rätsel auf: Woher „wissen“ die Bienen, was jeweils zu tun ist? Wer sagt ihnen, wann neue Brutzellen gebraucht werden oder eine neue Wache aufziehen muß?

Im Jahre 1925 fragte sich der deutsche Zoologe G. A. Rösch, ob die Art der Tätigkeit nicht vielleicht mit dem Lebensalter zusammenhänge. Er markierte eine Anzahl Bienen beim Ausschlüpfen aus der Brutwabe mit Farbe.

Das Leben einer Arbeitsbiene und ihre Tätigkeiten

Alter in Tagen	Arbeit	Vorherrschende Tätigkeit	Innere Veränderungen
1 2	Reinigung der Waben, die die Königin zur Eiablage benutzt; Ruhen	Ammendienst	Im Kopf: die Futtersaftdrüsen haben sich erweitert und arbeiten voll. Im Hinterleib: die Wachsdrüsen sind noch nicht entwickelt
3 4 5	Fütterung der ältesten Larven mit Honig und Pollen		
6 7 8 9	Fütterung der jüngsten Larven mit „Muttermilch“ aus den Futtersaftdrüsen		
10 11 12 13 14 15 16 17	Feststampfen des Pollens in den Waben und Speicherung; Wachsherstellung; Wabenbau und -reinigung; Abtransport toter Bienen; erste Orientierungsflüge	Bauen	Im Kopf: die Futtersaftdrüsen werden umgebildet. Im Hinterleib: die Wachsdrüsen arbeiten voll
18 19	Wächterdienst am Flugloch		
20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35	Sammeln	Sammeln	Im Kopf: die Futtersaftdrüsen werden weiter umgebildet. Im Hinterleib: die Wachsdrüsen verkümmern

Kaum waren ihre glitzernden Flügelchen fest geworden, fingen die Insekten an, die Zellen zu reinigen. Dann krabbelten sie zu den ältesten Larven in den Waben und fütterten sie mit Honig und Pollen. Nach ein paar Tagen wandten sich die markierten Ammen von ihren ursprünglichen Pfleglingen ab und fütterten die frisch ausgeschlüpften Larven mit Futtersaft. Rösch untersuchte viele der markierten Bienen unter dem Mikroskop, um zu sehen, ob sich auch der Tätigkeit entsprechende Veränderungen nachweisen ließen, und konstatierte tatsächlich eine Vergrößerung der dem Gehirn vorgelagerten Futtersaftdrüsen. Der Organismus des Insekts hatte sich also auf den Ammendienst eingestellt.

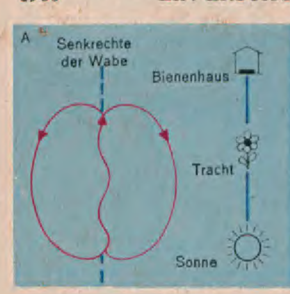
Wieder ein paar Tage später gaben die markierten Bienen ihre Ammentätigkeit auf. Sie übernahmen nun von den Sammlerinnen den Nektar, machten Honig daraus und speicherten ihn. Eine Untersuchung ergab, daß ihre Futtersaftdrüsen verkümmerten; der Honigmagen in ihrem Hinterleib war prall mit Nektar gefüllt. Sie waren jetzt im Durchschnitt elf Tage alt. Ungefähr am fünfzehnten Tag begannen sie Wachs zu erzeugen, und abermals zeigte das Mikroskop eine entsprechende organische Veränderung — stark entwickelte Wachsdrüsen.

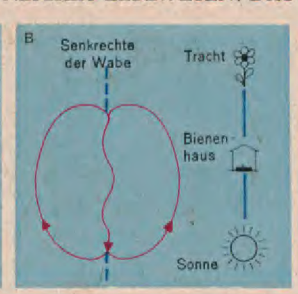
Am achtzehnten Tag ihres Erdendaseins machten die Bienen Wachdienst, nach dem einundzwanzigsten hörten ihre Wachsdrüsen zu arbeiten auf. Von da an gingen sie auf Nahrungssuche, und nach ungefähr achtunddreißig Tagen war ihre Lebensuhr abgelaufen. Älter werden die Arbeitsbienen, wie Rösch nachweisen konnte, in den Sommermonaten nicht.

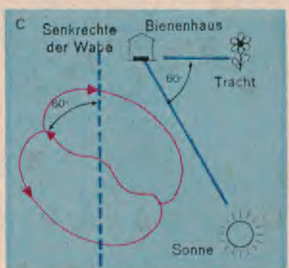
Äußerst anpassungsfähig. Nach der Veröffentlichung von Röschs Beobachtungen schalteten sich auch andere Gelehrte in die Bienenforschung ein. Dr. Martin Lindauer in München stellte gewisse Abweichungen von dem Zeitplan fest, den Rösch aufgestellt hatte. Er beobachtete einmal eine markierte Biene, die sage und schreibe neun Tage lang Wachdienst versah. Die Russin L. I. Perepelowa wußte von frühentwickelten Bienen zu berichten; eine von ihnen stellte schon im Alter von zwei Tagen Wachs her.

So ein Bienenvolk schien unerhört anpassungsfähig zu sein. Wenn es unbedingt nötig war, konnten bestimmte Arbeiten offenbar früher getan werden als sonst. Die Bienenforscher in aller Welt wollten nun wissen, wie weit diese Anpassungsfähigkeit ging.

Die aufsehenerregendsten Experimente waren die der Russin Perepelowa. Sie beraubte einen Bienenstock seiner Königin, entfernte auch alle Larven und Eier daraus und wartete, was die Arbeiterinnen tun würden. Die ersten Stunden wurde die Königin gar nicht vermißt. Dann hob eine Biene aus ihrem Hofstaat die Fühler und begann umherzukrabbeln. Sie







Tänze als Verständigungsmittel. Der österreichische Zoologe Karl von Frisch hat herausgefunden, daß die Bienen eine „Sprache" besitzen, in der die Sammlerinnen ihren Artgenossinnen Richtung und Entfernung von Trachtquellen mitteilen. Hat eine Biene irgendwo Blumen gefunden, so vollführt sie nach ihrer Rückkehr in den Stock zwischen ausflugbereiten Bienen einen Tanz. Ein hastig getanzter Kreis bedeutet, daß die Blumen sich ganz in der Nähe befinden, ein gemessener Schwänzeltanz, daß sie weit weg sind. Zeigt der Kopf der Biene beim Tanzen auf der Wabe nach oben, sind die Blumen in der Richtung der Sonne zu suchen. Zeigt er nach unten, wachsen die Blumen auf der entgegengesetzten Seite. Tanzt die Biene in einem Winkel von 60 Grad zur Senkrechten auf einer senkrecht stehenden Wabe, so sagt sie den ihr folgenden Bienen damit, daß sie den Stock in diesem Winkel zur Sonne verlassen müssen, um zu der neuen Futterquelle zu gelangen. Die Art der Tracht wird durch den Duft des mitgebrachten Nektars oder Blütenstaubs bekanntgegeben.

Dr. Martin Lindauer entdeckte dann, daß sich auch die Spurbienen, die Quartiermacher der schwärmenden Bienenvölker, dieser Sprache bedienen. Es gelang ihm mehrmals, Winkel und Tempo der Tanzbewegungen richtig zu erkennen; so traf er noch vor einem Schwarm an dessen neuer Herberge ein.

---

tauschte Futter mit einer Wachsmacherin in ihrer Nähe, und die Wachsmacherin fing an, mit den Flügeln zu surren. Dann wandte sie sich der nächsten zu. Auch mit ihr wurde Futter getauscht, und so ging das fort. Das Gesumm wurde immer lauter und steigerte sich schließlich zu einer Art Klagegeheul, das den ganzen Stock erfaßte.

Ein paar Wochen vergingen. Eines Tages sah die Forscherin einige Arbeitsbienen auf den leeren Brutzellen umherhasten und die Köpfe hineinstecken. Dann geschah das Unglaubliche. Arbeiterinnen, an sich doch unfruchtbar, fingen an, Eier zu legen! Um sie scharten sich Ammen und fütterten sie mit Futtersaft. Das Eierlegen war ein mühevolles Ge-

schäft für die Tiere, und es ging langsam — sechs bis acht pro Tag, verglichen mit den Tausenden, die eine Königin in dieser Zeit produziert. Frau Perepelowas Schlußfolgerung: „Das Fehlen der Königin schaltet im Bienenstock eine Art Regulativ aus, das die Arbeiterinnen normalerweise am Eierlegen hindert." In der Zwischenzeit sind in England und Frankreich eingehende Untersuchungen durchgeführt worden, die erkennen lassen, daß diese Regulation durch hormonal wirksame Substanzen erfolgt, die von der Königin abgesondert werden.

Bienenforscher in anderen Ländern fanden weitere Möglichkeiten des Bienenvolks, sich anzupassen. Mykola H. Haydak, gegenwärtig an der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt von Minnesota, nahm aus einem Stock die Brutwabe heraus, isolierte sie und besetzte sie mit frisch ausgeschlüpften Bienen. Es gab keine Ammen, keine „Putzbienen", keine Wachtposten, keine Wachsmacherinnen, keine Sammlerinnen. Was würde geschehen?

Die Anpassung erfolgte geradezu vehement. Die Insekten entwickelten sich im Blitztempo. Manche verließen den Stock schon mit drei Tagen zu Orientierungsflügen, andere bauten im gleichen Alter Zellen, was die Bienen sonst erst mit sechzehn Tagen tun. Am vierten Tag sammelten sie Blütenstaub. Das hektische Treiben hielt aber nur eine Woche an. Dann normalisierte sich das Leben in dem frühreifen Bienenstock langsam wieder.

Als die Ergebnisse der Haydakschen Versuche bekanntwurden, fragten sich die Fachleute, ob die Entwicklung der Bienen auch umkehrbar sei. Die Jugoslawin Vasilja Moskovljevič setzte 503 markierte Sammlerinnen, alle etwa achtundzwanzig Tage alt und mit längst eingetrockneten Futtersaftdrüsen, mitsamt der Königin auf eine isolierte Brutwabe. Wenn die Tiere keinen Futtersaft produzierten, mußten die ausgeschlüpften Larven verhungern. Tage vergingen, keine Brut wurde großgezogen. Dann bemerkte die Wissenschaftlerin eines Tages, wie sich eine Sammlerin in eine Zelle beugte. Als die Biene fort war, sah sie neben dem Mund der darin steckenden Larve einen Tropfen „Muttermilch" glitzern. Sie legte die Drüsen der Sammlerin rasch unters Mikroskop — und da war die Bestätigung! Die Organe hatten sich regeneriert. Sie waren geschwollen und voll Futtersaft. Das Insekt war wieder jünger geworden!

Vielfältiger Organismus. Bleibt noch die Frage, was die Bienen zu ihren diversen Tätigkeiten veranlaßt. Das hat der englische Bienenfachmann Dr. C. R. Ribbands zu ergründen versucht. Er machte auf eine Seite des Lebens im Bienenstock aufmerksam, mit der sich der deutsche Imker Pfarrer Gerstung sein ganzes Le-

ben lang beschäftigt hat — den unaufhörlichen Futterumlauf. Der Engländer gelangte zu der Überzeugung, daß die Bienen je nach ihrer Entwicklungsstufe bestimmte Drüsensekrete oder Enzyme beisteuerten, die, soweit vollständig und in ausreichender Menge vorhanden, den einzelnen Tieren sagten, daß im Stock alles in Ordnung sei.

Ribbands' Beobachtungen bestätigten also, was schon die Russin Perepelowa bemerkt hatte, nämlich daß bei Abwesenheit der Königin „eine Art von Regulativ" ausgeschaltet ist, das die Arbeiterinnen am Eierlegen hindert. Auch erklärten sie, warum das Bienenvolk immer ein paar Tage braucht, um sich auf eine neue Situation einzustellen. So lange dauert es eben, bis das Futter, dem die betreffende Beimischung fehlt, überall hingelangt und das entsprechende Regulativ ausschaltet. War die Geschichte mit dem Futter vielleicht so etwas wie ein Blutkreislauf?

So kam Ribbands zu seiner neuen Vorstellung vom Bienenvolk als einem geschlossenen Organismus mit einer Vielzahl einzeln wirkender Teile, das Ganze erhalten und gelenkt von einem milchig-weiß trüben Lebenssaft. Diese Ansicht wird heute von den meisten Forschern geteilt. Dr. H. Rembold vom Institut von Professor Butenandt in München hat inzwischen verschiedene chemische Bestandteile des Futtersaftes analysiert.

Vor vielen Jahren habe ich einmal, ohne es damals zu ahnen, das Ende eines wilden Bienenstocks miterlebt. Die Insekten hatten sich in der Küchenwand unseres Sommerhauses eingenistet, wo wir sie immer leise summen hörten. Der Stock brachte zwölf Jahre hindurch dauernd neue Schwärme hervor. Eines schönen Septembertags aber hörte sich das Summen plötzlich ganz anders an. Wir liefen hinaus, um nachzusehen, was los war. Ein paar Bienen fielen aus dem Flugloch zur Erde, dann war alles still.

Im darauffolgenden Frühjahr kam keine Biene zum Vorschein. Ein Jahr später ließ ich die Wand aufreißen, um Platz für ein Panoramafenster zu schaffen. Mein Onkel erzählte uns dann, was er gefunden hatte. „Eine kleine, vertrocknete Bienenkönigin, umringt von ihren Bedienten, einige von ihnen ganz dicht an sie geschmiegt, als wollten sie den versiegenden Kreislauf des Bienenstocks mit aller Gewalt in Gang halten."

Ein schönes Geschöpf hatte sein Leben ausgehaucht. Wir hatten immer nur „der Bienenstock" gesagt, als handle es sich um ein einzelnes Ding, aber niemand von uns wußte damals, wie nahe wir damit der Wirklichkeit kamen, was es für eine Bewandtnis hatte mit diesem aus Tausenden von flirrenden Teilen bestehenden Etwas, mit den summenden Bienenstöcken, ohne die die Erde sehr viel weniger fruchtbar wäre.

GHANA – eine Schlappe für den Kommunismus

Neun Jahre „wissenschaftlicher Sozialismus" unter Kwame Nkrumah haben Ghana genügt. Nun ist der verhaßte Diktator gestürzt, seine Art Kommunismus abgeschafft — und die Menschen dort sind wieder an die Arbeit gegangen

VON DAVID REED

EINIGE Stunden vor Sonnenaufgang am 24. Februar dieses Jahres ratterten Lastwagenkonvois in rascher Fahrt auf Akkra zu, die Hauptstadt der westafrikanischen Republik Ghana. Dreitausend schwerbewaffnete Soldaten schwärmten in der schwülen Tropennacht aus, besetzten den Rundfunksender, das Postamt und strategisch wichtige Regierungsgebäude. Ein Trupp wurde auf das Flagstaff-Haus angesetzt, eine offizielle Residenz Kwame Nkrumahs, der damals außer Landes war. Und um sechs Uhr morgens hielt ein ghanaischer Oberst eine kurze Ansprache über den staatlichen Sender:

„Mitbürger, ich bin gekommen, euch mitzuteilen, daß die Armee, unterstützt von der Polizei, die Macht übernommen hat. Der Mythos von Kwame Nkrumah ist zerbrochen."

Diese Nachricht elektrisierte die 7,5 Millionen Einwohner Ghanas, die neun Jahre lang unter Nkrumahs prokommunistischer Diktatur gelitten hatten. Tausende zogen trommelnd, tanzend und singend durch die Straßen Akkras. Unter dem Jubel der Menge wurde eine überlebensgroße Bronzestatue Nkrumahs umgestürzt und in Stücke geschlagen. Und als man die Gefängnistore öffnete, kamen elfhundert politische Gefangene heraus, an deren Stelle bald rund achthundert andere traten: Nkrumahs Kabinettsminister, Parteibonzen und Leibwächter.

Text und Fotos: H. M. Ulbrich

740155

Mikro-Operation am Bienenauge

Die Naturwissenschaft ist in ein phantastisches Forschungsstadium getreten. Heute verfügen viele biologische Laboratorien über Instrumente, mit denen man die feinsten Operationen am Tierkörper durchführen kann. Diese Experimente, die ans Unglaubliche grenzen, sind notwendig, wenn man tiefer in die Geheimnisse und Zusammenhänge der Lebensvorgänge eindringen will. Stellt man sich vor, daß zum Beispiel ein Quadratmillimeter Bienenauge in seinem Aufbau und in der Funktion komplizierter ist als die größte elektronische Rechenmaschine der Welt, so wird man verstehen, warum die biologischen Forschungsmethoden immer umfangreicher werden. Schon seit Beginn des 19. Jahrhunderts vermuteten die Forscher Young und Helmholtz, daß das Menschenauge alle Farbempfindungen aus drei Grundfarben zusammensetzt und daß drei verschiedene Arten von Sehzellen vorhanden sind, von denen jede für eine andere Spektralfarbe empfindlich ist.

Die drei Sorten von Sehzellen im menschlichen Auge wurden experimentell nachgewiesen. Das Zentral-Nervensystem übernimmt beim Farbensehen die Aufgabe eines „Komponisten", indem es aus den drei Grundfarben die ganze übrige Farbskala zusammensetzt. Man schätzt, daß das Menschenauge in der Lage ist, etwa sieben Millionen Farbnuancen zu unterscheiden.

Professor Autrum von der Universität München versuchte, diese Forschungsergebnisse auch beim Insektenauge experimentell nachzuweisen, da man vermutete, daß die Grundphänomene des Farbensehens bei Menschen und Tieren annähernd gleich sind. Sein Versuchsobjekt war das Bienenauge, das allerdings eine – gegenüber dem Sehorgan der Wirbeltiere – andere Anatomie besitzt. Eine Linse (Kristallkegel) im Bienenauge setzt sich, im Querschnitt gesehen, aus acht Sehzellen zusammen, die um eine gemeinsame Achse angeordnet sind. Jede Sehzelle wird an ihrer Oberfläche von einer Membrane bedeckt, die elektrisch geladen ist.



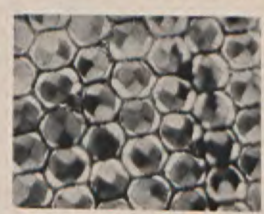
Es galt für Professor Autrum, diese Spannungen zu messen, denn die verschiedenen Reizlichter – violett, blau oder grün –, denen das Bienenauge während des Versuches ausgesetzt wurde, erzeugten auch verschieden hohe Spannungen. Anhand der Spannungsänderung konnte somit nachgewiesen werden, daß es bei den Bienen auch nur drei bis vier Sehzellen-Typen gibt, die mit Hilfe des Gehirns alle Zwischenfarben „komponieren" können.

Das klingt alles recht einfach und plausibel. Wie schwierig und kompliziert eine derartige Mikro-Operation ist, mag aus folgenden Zahlen hervorgehen:

Die einzelne Sehzelle in einem Bienenauge ist etwa ein Zehntel Millimeter lang, hat aber nur einen Durchmesser von etwa siebentausendstel Millimeter. Die Spannung im Innern der Zelle wird mit einer elektrisch gut leitenden Flüssigkeit gemessen, die mit einer Glaskapillare in die winzige Sehzelle eingestochen wird.

Diese hohle Glasröhre hat einen Spitzendurchmesser von ein zehntausendstel Millimeter und ist vorne noch offen. Eine zweite, ähnliche Kapillare wird an die Oberfläche der Sehzelle gelegt, so daß es zu einer Schließung des Stromkreises kommt.

Die Operation mußte absolut erschütterungsfrei verlaufen, denn beim Einstich in das Auge muß sich die Glaskapillare auf feinste Bewegungen – Bruchteile eines tausendstels Millimeter – „ansprechen" lassen.

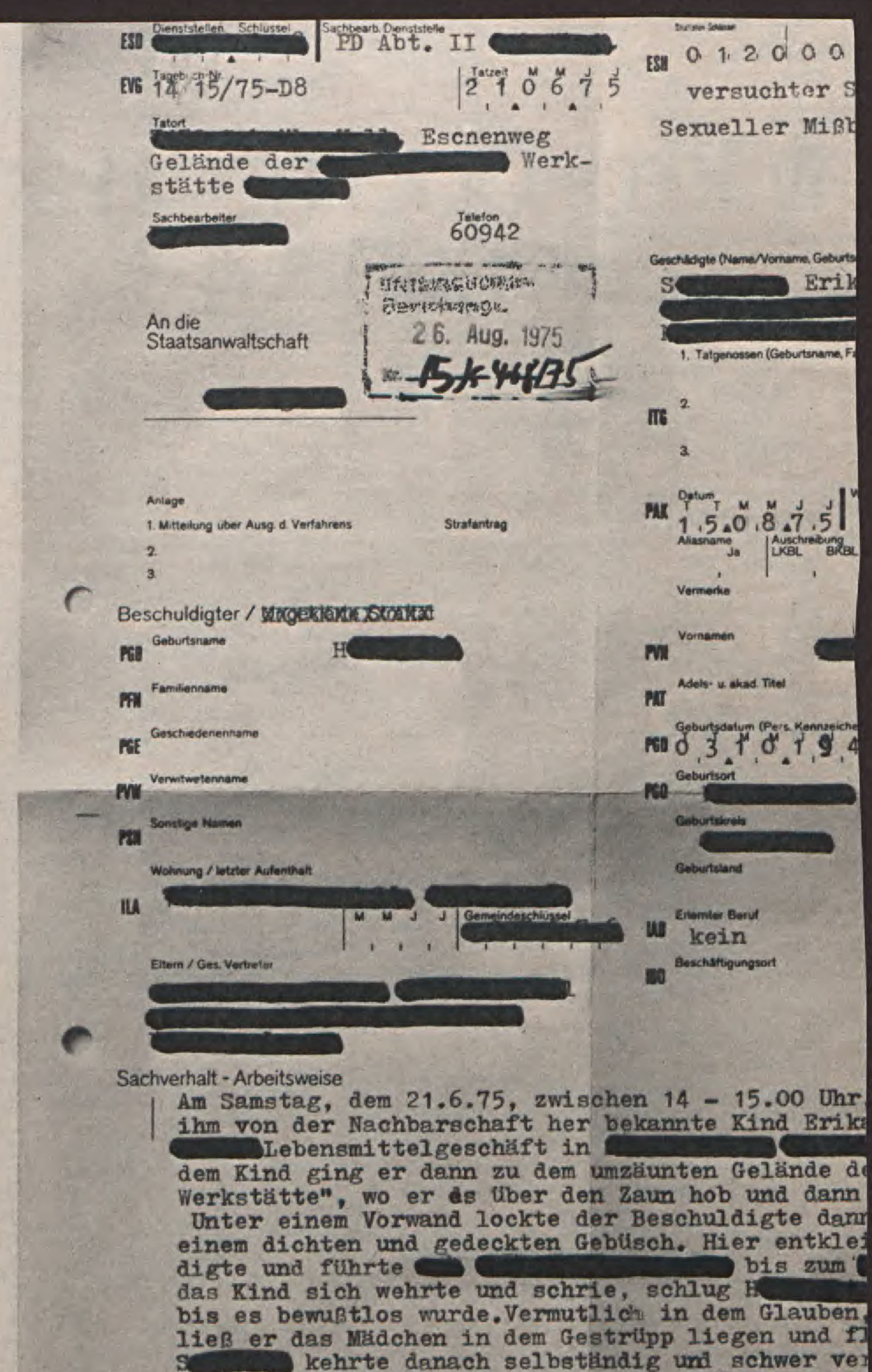


Bei etwa tausendfacher Vergrößerung löst sich das Bienenauge in die einzelnen Facetten auf. Es ähnelt dem Raster eines Bilddruckes.



Längsschnitt eines ganzen Bienenauges mit den vielen „Einzelaugen" (Facetten).

Nach neuesten Erkenntnissen weiß man, wie Bienen Farben wahrnehmen. Das Weiß dieser Margerite erscheint der Biene grün-blau. Die knallrote Mohnblüte sieht sie dagegen in einem Grauton, denn Bienen sind rotblind. Dafür können sie aber im ultravioletten Bereich sehen.



ESD Dienststellen Schlüssel | Sachbearb. Dienststelle PD Abt. II

ESM 0 1 2 0 0 0

EVG Tagebuch-Nr. 14 15/75-D8 | Tatzeit M M J J 2 1 0 6 7 5

versuchter S

Sexueller Mißb

Tatort Escnenweg Gelände der Werkstätte

Sachbearbeiter | Telefon 60942

26. Aug. 1975 15 Js 44/75

An die Staatsanwaltschaft

Geschädigte (Name/Vorname, Geburts S Erik

1. Tatgenossen (Geburtsname, F

ITG 2.

3.

Anlage

1. Mitteilung über Ausg. d. Verfahrens | Strafantrag

2.

3.

PAK Datum T T M M J J 1 5 0 8 7 5

Aliasname Ja | Auschreibung LKBL BKBL

Vermerke

Beschuldigter /

PGB Geburtsname H

PVN Vornamen

PFN Familienname

PAT Adels- u. akad. Titel

PGE Geschiedenenname

PGD Geburtsdatum (Pers. Kennzeiche 0 3 1 0 1 9 4

PVW Verwitwetenname

PGO Geburtsort

PSN Sonstige Namen

Geburtskreis

Wohnung / letzter Aufenthalt

ILA M M J J Gemeindeschlüssel

Geburtsland

IAB Erlernter Beruf kein

Eltern / Ges. Vertreter

IBO Beschäftigungsort

Sachverhalt - Arbeitsweise

Am Samstag, dem 21.6.75, zwischen 14 - 15.00 Uhr,
ihm von der Nachbarschaft her bekannte Kind Erik
Lebensmittelgeschäft in
dem Kind ging er dann zu dem umzäunten Gelände d
Werkstätte", wo er es über den Zaun hob und dann
Unter einem Vorwand lockte der Beschuldigte dan
einem dichten und gedeckten Gebüsch. Hier entkle
digte und führte bis zum
das Kind sich wehrte und schrie, schlug H
bis es bewußtlos wurde. Vermutlich in dem Glauben,
ließ er das Mädchen in dem Gestrüpp liegen und f
S kehrte danach selbständig und schwer ve
gelegene elterliche Wohnung zurück. H ko
ter in seiner Wohnung festgenommen werden. Er hat
geräumt. Die Geschädigte mußte mehrere Wochen st
haus verbringen. Sie hatte u.a. einn Dammriß, ei
bruch und starke Fleischwunden erlitten. Ihr Mal
male auf.

15 Js

esen Sie dies, als ob das Leben Ihres Kind

15000 solcher Akten haben wir allein 1975 ngelegt.

Weitere 80000 solcher Akten haben wir nicht ngelegt. (Das ist die geschätzte Zahl jener Fälle, e nicht angezeigt wurden. Aus Angst, aus lscher Scham, oder aus beidem.)

Zurück bleibt aber nicht nur eine Akte.

Seelisch geschädigt. Körperlich verletzt. Und manchmal tot.

Wenn Ihr Kind jetzt um die 7 ist, dann müssen Sie jetzt etwas tun, um es zu schützen. Sonst stehen die Chancen nicht schlecht, daß ihm innerhalb der nächsten 7 Jahre etwas passiert.

Was Sie tun können, steht in der Broschüre

ge

un

es

5000 JAHRE HONIG

IN DER MEDIZIN

740157

Eine illustrierte Tempelwand

Wie einfach enträtselt sich ein ägyptisches Fresko! Die Künstler am Nil waren Meister in der Vereinfachung. Sie hielten das Typische fest.

Gönnen Sie dem Umschlag dieses Heftes noch einmal einen Blick: Hier wird eine Honiggeschichte aus dem Alten Reich erzählt, die also rund 4500 Jahre alt ist und uns noch immer erfreut, wenn wir vor die Wand des Sonnentempels treten, die zu Ehren des Königs Ne-user-Re errichtet wurde. Hier erleben wir eine schon höher entwickelte Honigernte. Links kniet ein Sklave und bläst Bienen aus einem Kruge heraus. Für den Wabenbau der summenden Völker schichteten die Ägypter, statt wie wir Körbe aufzureihen, Tonkrüge waagerecht übereinander. Jetzt sollen sie geleert, aber keine Biene im Honig mit weggeschwemmt werden. Darum treibt man sie vorher aus. Der zweite Mann entleert den Wabenkrug in einen mächtigen Rundtopf. Daneben, in den hohen Krug, wird Honig und Wasser zur Mischung gegossen. Der fünfte Mann preßt letzte Honigreste aus den Waben und der Speicherer am Rande füllt das Honigwasser in kugelförmige Vorratstöpfe. Deren kleiner Deckel wird mit Nilschlamm versiegelt. Oben rechts stehen bereits zwei Töpfe im Magazin.



Nobelpreisträger
Prof. Karl von Frisch

Der Biologe Karl von Frisch, 1973 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet, wurde durch seine Bienenforschung weltbekannt.



Unterirdisches Vorwort

Seit 100 Jahren
haben die Höhlen
der Erde
zu reden begonnen.
Die Eiszeit spricht,
die Steinzeit erzählt.
In allen Kontinenten
sind die Felsbilder
der prähistorischen
Menschheit
entziffert worden.

Die Wandmalerei auf Fels ist die Mutter aller Malerei. Sie ist zunächst magisch: der Zauber des Tieres wird vom Jäger beschworen, sein Bild umtanzt, auch mit Pfeilen beschossen. In der Steinzeit taucht die Gestalt des Menschen im Bilde auf. Berühmt ist der Honigsammler der Höhle von La Arañas bei Bicorp in der Provinz Valencia. Wahrhaft, dies ist der erste Imker, den wir kennen! Er dürfte 15 000 Jahre überstanden haben. An einer Strickleiter klettert er, mit einem Korb in der Linken, umschwärmt von übergroßen Bienen, zum Felsloch hinauf, darin die Waben voll der süßen Labe stecken. Er will den Honig ernten, ohne den Stock zu zerstören. Der Ur-Imker geht schonungsvoll zu Werke.

Die frühe Kunst schon, die sonst nur Bisons, Rentiere, Pferde, Eber und Hirsche der Darstellung für wert hält, verewigte die Biene als eines der ersten Tiere.

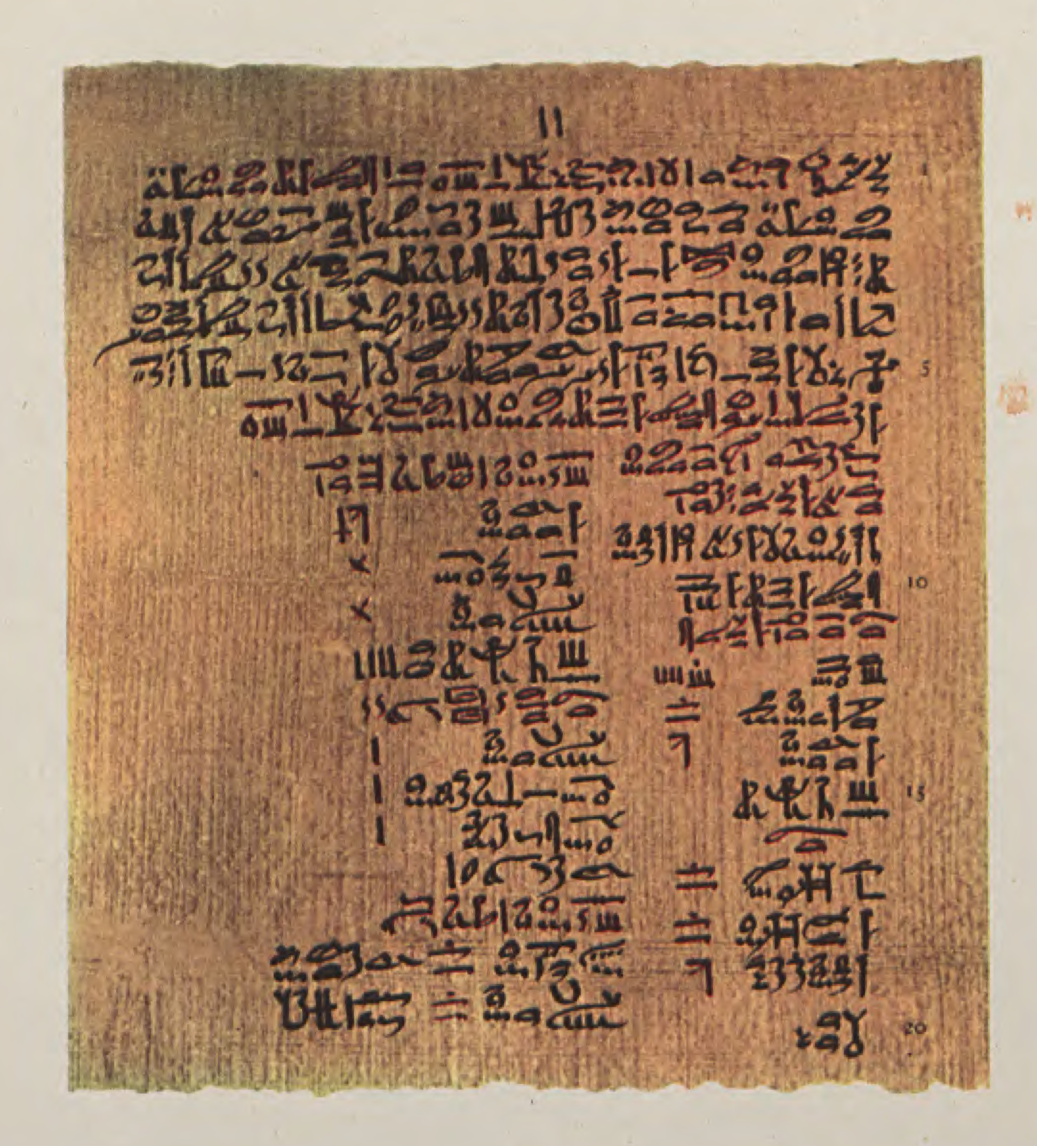
Sie begann fleißig durch die Geschichte zu schwärmen, Honig und Heilkraft zu spenden

Heilung und Beschwörung

Seit 1875 wissen wir auch, was die alten Ägypter vom Honig dachten

Damals veröffentlichte der geniale Ägyptologe Georg Ebers diesen Papyrus aus einem Grabe in Theben. Geschrieben wurde er um 1600 v. Chr. in der hieratischen, priesterlichen Buchstabenschrift. Er führt viele Honigrezepte auf. Darin wird der Honig mehrfach auch unter den Arzneien „für die Öffnung des Leibes" erwähnt.

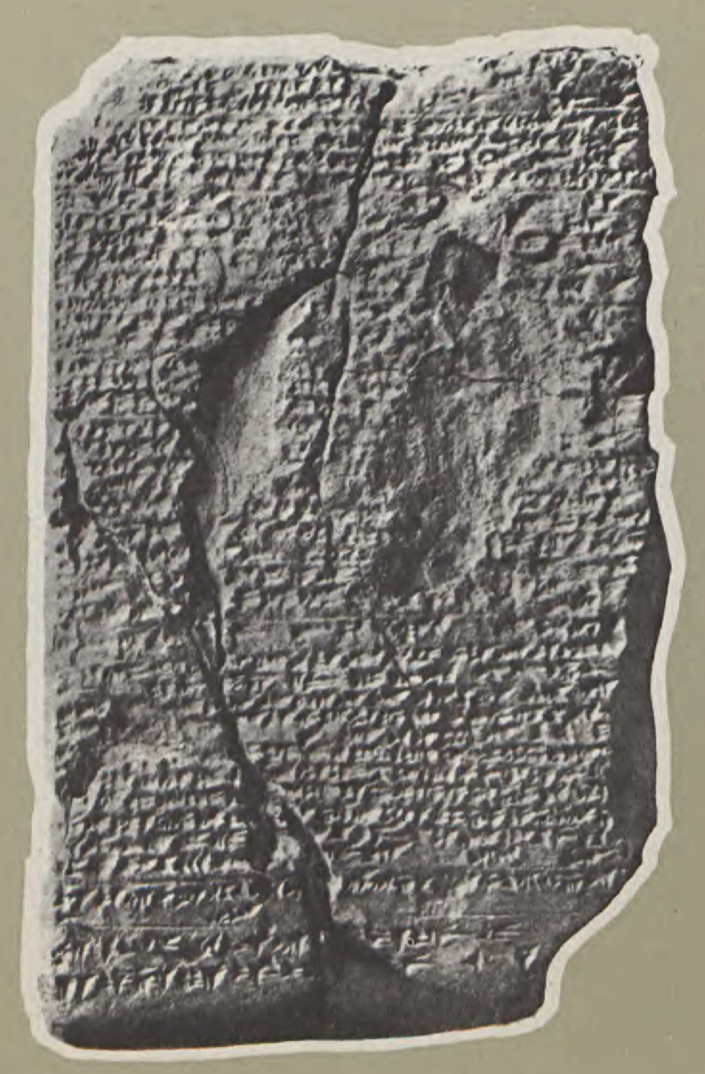
740162



Nicht lange mehr, und abergläubische Elemente mischen sich in die ägyptische Heilkunst. Das britische Museum in London verwahrt einen medizinischen Papyrus, schlechter geschrieben und sehr viel mehr mitgenommen als der von Ebers. Man hat ihn um 1500 vor Christus datiert. Er bringt eine seltsame Beschwörungsformel:

„Komm Honig, komm zur Überfahrt der Heuschrecken, der Schiffsüberfahrt! Honig ist gesund! Sage den Göttern, in deren Herzen ja der Schrekken ist: Rechtes Horn gegen das rechte, linkes Horn gegen das linke, gegen die Gespenster, damit sie vernichtet werden. O, die ihr zum Himmel gehöret, wendet Euch gegen die Gespenster, daß sie vernichtet werden, Schutz hinter mich, Schutz komm, Schutz!"

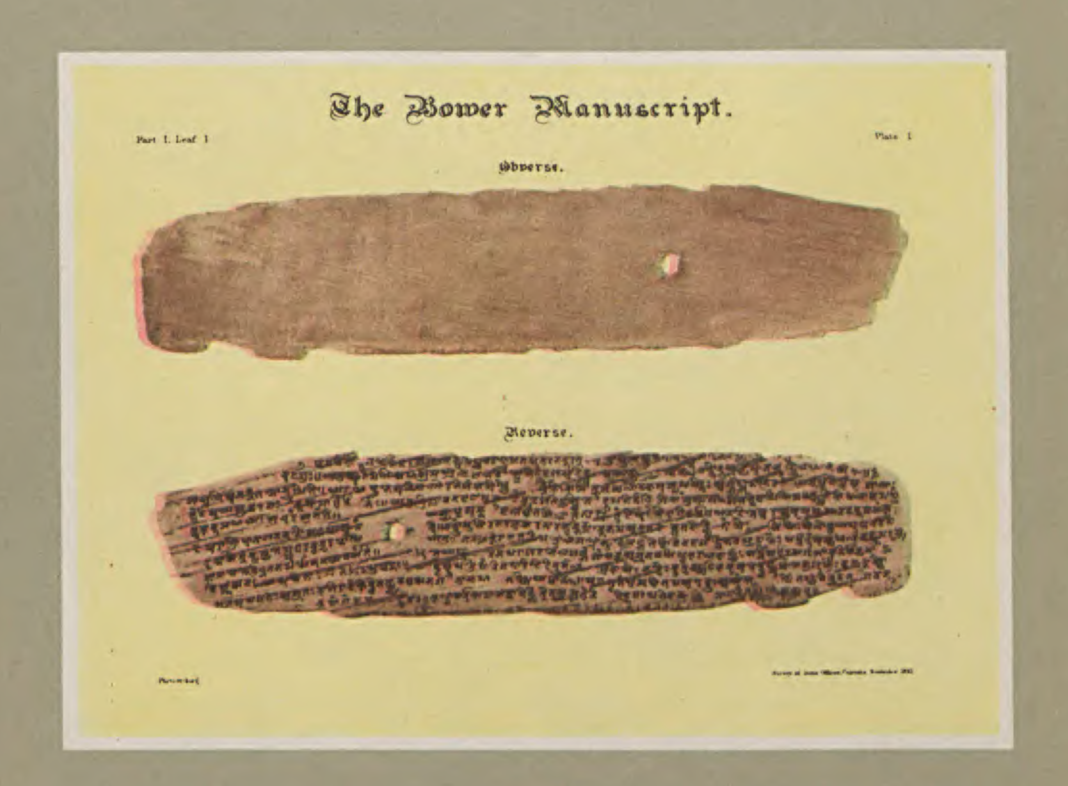
Wenn ein Mensch sich voll ißt und voll sauft, so daß sein Magen ihn drückt (und er Krämpfe hat) und sein Inneres entzündet und aufgeschwollen ist und er Kolik hat, leidet er an mushekmu.



Wer seinen Ceram gelesen hat …

Um ihn zu kurieren, nimm Zedernrinde, Wacholderrinde und süßes Rohr, ballnku-Kraut, Myrte, khalda ppanu (Oleander), zerkleinere diese sechs Substanzen, füge Wein hinzu und erhitze die Mischung, schütte sie in ein Gefäß, füge Honig und gereinigtes Öl hinzu, lasse das Ganze abkühlen, reibe dann damit den Magen des Patienten ein, und gieße es in seinen After.

... kennt die Palastbibliothek des Königs Assurbanipal in Ninive, die aus Tausenden von Tontafeln bestand, deren Keilschrift zu entziffern, endlich vor einigen Jahrzehnten gelang. Jener König regierte im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Aber was seine Chronisten in die Tafeln gruben, war Überlieferung aus frühester assyrisch-babylonischer Zeit. Sie schrieben damit auch das Wissen von der Heilkraft des Honigs nieder.



VON EINEM ENGLÄNDER AHNUNGSLOS GEKAUFT . . . .

Eine ganz zufällige, außergewöhnliche Entdeckung machte im Jahre 1890 der englische Offizier Bower bei einer Reise durch Turkestan. Eingeborene boten ihm aus den Ruinen von Mingai bei Kuchar eine 56-blättrige Handschrift aus Birkenbast an, die durchweg doppelseitig im Gatha-Dialekt des Sanskrit geschrieben war. Diese Sprache verwendeten die Buddhisten des Nordwestens kurz vor oder nach Beginn unserer Zeitrechnung. Darum muß das Buch etwa aus dieser Zeit stammen, während seine Quellen noch weiter zurückführen.

Honig wird darin als Grundlage der meisten Medikamente genannt und schon werden auch Honigqualitäten unterschieden. Hier sagt der Sanskrit-Text: „Bei Abkochungen, Latwergen, Gegengiften, Pillen, medizinischen Säften usw. und bei allen anderen Medikamenten, bei denen das Verhältnis der einzelnen Bestandteile nicht ausdrücklich genannt ist, soll bei gleichen Teilen der Zutaten die doppelte Menge Honig - von der gewöhnlichen Biene - und vom Sirup das dreifache, von pulverisiertem weißen Zucker aber das vierfache genommen werden . . ."

Im ehrwürdigen
Buche S A L O M O S

hier in der ersten gedruckten 42-zeiligen Gutenbergbibel von 1455 mahnt der König: „Iß Honig, mein Sohn, denn er ist gesund, und Honigseim schmeckt deinem Gaumen süß. Ebenso heilsam erachte die Weisheit für deine Seele."

Honig wurde dem Propheten geschenkt und Jahwe geopfert.

Und noch im Talmud wird er zu den sieben Haupterzeugnissen Palästinas gezählt, über die das Tischgebet zu sprechen ist. Er gehört mit zu den sechs Dingen, die den Kranken heilen sollen, so berichtet uns das Buch Berakot.



بعد موتها إن في ذلك لآية لقوم يسمعون
وإن لكم في الأنعام لعبرة نسقيكم مما في بطونه
من بين فرث ودم لبنا خالصا سائغا للشاربين
ومن ثمرات النخيل والأعناب تتخذون منه سكرا
ورزقا حسنا إن في ذلك لآية لقوم يعقلون
وأوحى ربك إلى النحل أن اتخذي من الجبال بيوتا ومن
الشجر ومما يعرشون ثم كلي من كل الثمرات
فاسلكي سبل ربك ذللا يخرج من بطونها شراب
مختلف ألوانه فيه شفاء للناس إن في ذلك لآية
لقوم يتفكرون والله خلقكم ثم يتوفاكم
ومنكم من يرد إلى أرذل العمر لكي لا يعلم بعد علم شيئا
إن الله عليم قدير والله فضل بعضكم على بعض

في الرزق

في الرزق فما الذين فضلوا برادي رزقهم على
ما ملكت أيمانهم فهم فيه سواء أفبنعمة الله
يجحدون والله جعل لكم من أنفسكم أزواجا
وجعل لكم من أزواجكم بنين وحفدة ورزقكم
من الطيبات أفبالباطل يؤمنون وبنعمت الله هم
يكفرون ويعبدون من دون الله ما لا يملك
لهم رزقا من السماوات والأرض شيئا ولا يستطيعون
فلا تضربوا لله الأمثال إن الله يعلم وأنتم
لا تعلمون ضرب الله مثلا عبدا مملوكا لا يقدر
على شيء ومن رزقناه منا رزقا حسنا فهو ينفق
منه سرا وجهرا هل يستوون الحمد لله بل أكثرهم
لا يعلمون وضرب الله مثلا رجلين أحدهما

Wie Musik erklingt der Koran . . . .

In der 16. Sure schrieb Hafis Osman in seiner schönen Koranhandschrift im Jahre 1094 ein Loblied auf die Völker der Bienen:

„Und dein Herr hat der Biene eingegeben: Baue dir Häuser in den Bergen und in den Bäumen und in den Spalieren, die sie errichten. Dann iß von allen Früchten und folge den Wegen deines Herren, die dir leicht gemacht."

„Aus ihren Leibern kommt ein Trank mannigfach an Farbe. Darin ist Heilung für den Menschen. Wahrlich, dies ist ein Zeichen für Leute, die nachdenken."

Als einst dem Propheten Mohammed geklagt wurde, daß der von ihm verordnete Honig keine Wirkung bei einem Kranken gezeigt habe, antwortete er: „Gehe hin und gib ihm mehr Honig, denn Allah sagt die Wahrheit und des Kranken Körper lügt!"

740171

Eine venezianische Kostbarkeit

Die Heilkunde der Griechen und Römer, wie sie C. Plinius Secundus zu Beginn unserer Zeitrechnung aufzeichnete, ist in dem herrlichen Renaissancewerk HISTORIA NATURALIS aufbewahrt, das man in der Bibliotheca Marciana in Venedig bewundern kann. Was alles schrieben die Alten dem Honig zu?



CAII PLINII SECVNDI NATVRALIS HISTORIA
LIBER PRIMVS
CAIVS PLINIVS SECVNDVS NOVOCOMENSIS T. VESPASIANO SVO SALVTEM
PRAEFATIO

LIBROS NATVRALIS HISToriae

Hippokrates

*

verdanken wir über 300 Honigrezepte, darunter 60 Honiggetränke. Seine Lieblingsheilmittel waren Honig mit Wasser, mit Essig, mit Wein, mit Milch.

Plinius

*

lobte vor allem den Honig des Hymettos, den aus Kreta, Cypern und Afrika - er galt als abführend - und den „rasenden Honig" vom Pontus, aus dem Nektar der Rhododendren gesammelt. Dieser wurde vorzüglich zum Schwitzen und Nießen verwendet; gemischt mit der wohlduftenden Wurzel des Costus, half er gegen Sommersprossen und dunkelgelbe Hautflecken. Der Honig, mit Koreander und Rosenöl bereitet, heilte Geschwüre, mit Fenchelsaft erhöhte er die Sehschärfe.



Auf Wachstafeln schrieb Hildegard . . . .

Die Klostermedizin des Mittelalters ist reich an alter Überlieferung aus den medizinischen Werken der Griechen und Römer. Aber sie ist auch reich an neuer Erkenntnis. Kräutergärten und Bienenstöcke gehörten zu jedem Kloster.

Die Äbtissin Hildegard von Bingen, die das für die damalige Zeit erstaunliche Alter von 81 Jahren erreichte und damit ihr großes Heilwissen persönlich dokumentierte, schrieb ihre Erkenntnisse auf Wachstafeln und besprach sie mit ihrem Helfer, dem Mönch Volmer.

Dem Honig widmete sie in ihrer „Physica" ein eigenes Kapitel, betonte seine Wärme, schätzte seine Reinheit, vermischte ihn einmal mit Wein gegen Koliken, ein andermal mit Essig gegen Spulwürmer oder machte eine Latwerge aus Honig und Cedrusrinde gegen Milzkrankheit. Sie verwendete ihn mit anderen Medikamenten bei Gicht und bei Gliederzittern, Haut- und Geschlechtskrankheiten, bei Kopfschmerzen, Magenkrankheiten und Unregelmäßigkeiten des Monatsflusses.

740176

EIN HONIG-Rp. DER HILDEGARD

„Wer geschwollene Drüsen am Körper hat, nehme, bevor sie aufbrechen, Huflattichblätter, das heißt: die großen, die außen weiß und innen grün sind, pflücke sie am Stengel ab, entsprechend der Ausdehnung der geschwollenen Drüse, werfe das Überflüssige fort und bestreiche das, was er zurückbehalten hat, mit Honig. So soll er sie 3 Tage und 3 Nächte lang auf die Drüsen legen, und, wenn sie vertrocknen, ein neues, ebenso zugerichtetes Blatt auflegen, und die Drüsen werden anfangen, sich zu verkleinern. Am 4. Tag aber soll er Weizenmehl nehmen und dies mit Distelhonig kneten, entsprechend der Größe der Drüse. Auf diese muß er zunächst Akelei auflegen und darüber den Teig, und so 9 Tage verfahren. Trocknet der Teig aus, so muß er ihn mit neuem Honig wieder auffrischen. So hat er zu verfahren, bis die Geschwulst verschwindet."

Aus „Causae et Curae" in der Handschrift der Äbtissin Hildegard von Bingen aus dem 12. Jahrhundert, aufbewahrt in der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen.

Das erste illustrierte Pflanzenbuch

Um 1350

erschien das erste volkstümliche Buch über Arzneipflanzen in deutscher Sprache, das von Konrad von Megenberg verfaßt war. Und es erlebte eine große Verbreitung in den nächsten beiden Jahrhunderten. Hans Bämler in Augsburg gab es mit großen farbigen Holzschnitten heraus. Hier sehen wir neben Schnecken, Faltern, Spinnen und Heuschrecken das Bienenvolk und zwei Körbe.

Megenberg schreibt dem Honig reinigende Kraft zu und lobt ihn besonders als Zusatz von Medikamenten, weil er die Arzneistoffe in die Tiefe der Organe trage und die Latwergen oder kostbaren Pulver, die mit ihm gemischt würden, lange gut und frisch erhalte. Ein besonderes Lob singt er dem Lindenhonig. Er sei besser und wohlriechender als jeder andere.



Von den würmen in eyner gemeyn

Es iſt noch einerley tier die heyſſen würm von dē ſüllen wir nun ſagen vñ des erſten in einer gemein Yſidorus ſpricht ein wurm iſt ein tierlin dz allermeyſt auß fleiſch auß holtz oder auß andern irdiſchen dingen wechſt on all vnkeüſch Du ſolt wiſſen dz die meiſter die ſchlangē etwan auch würm heyſſen vñ in der weiß zereden von dē würmen kōmen etlich würm von vnkeüſch des mañs vñ der frawen in ſchlangē art als vor geſchriben iſt· vñ etlich auß ayern als d ſcorp· vñ in der weyß rederet Plinius von den würmen vñ ſpricht· kein wurm hat blůt denn gar eyn klein nach ſeiner gröſſ Etlich würm ſeind on füß jedoch haben ſy beyn in jrem leybe oder grat als die ſchlangen haben· vñ die ſelbē ſchlyngen auff der erden von einer ſtat an die andern· von derley würm wöllē wir nit reden hye· wañ wir haben vor von jn geſchribē aber anderley würm ſeynd die kein beyn oder kein grat in jrem leyb haben vñ habē nit füß· dye ſelbē würm runtzeln ſich in klein runtzeln an dē leyb weñ ſy hyn vñ her kriechen Es ſeind auch etlich die füß vñ flügel habē als die pin vñ ſöllich würm vñ etlich haben zwen füß oder vier on flügel die ſelben lauffen vñ haben etwan vil blůtes· etlich habē auch mer deñ vier füß dye ſelbē lauffē auch vnd haben nit eygens blůtes darumb dz jr köſt vñ jr narung gar vil in jr füß gret vñ dz vernicht jn jr plůt Jedoch hat ein yegklich wurm ein feüch ein in ſeynem leybe an des blůtes ſtat· Nun wöllen wir von der allerley würm ſagen vñ d des erſten von dē pin· wañ die iſt die edelſt vnd jn allē

Von den Pinen

Apis heiſt ein pin· die pin habē die art als Ariſtotiles vñ d groß Baſilius vñ Ambroſ9 ſprechē dz ſy mit aller ſach mer gemeyn ſei deñ keinerlei geſelter ding auf erdtrich· weñ wie vil jr zů einē ſchwarm gehören die habē all ein wonūg vñ lebē all i einer gegēt eins lands· jr aller arbeyt iſt gemeyner nutz jn allen· jr nutz vnd jr frucht iſt in allen gemein vnnd jr fliegen iſt jn auch gemeyn· was ſol ich die mer ſagen· jr geperde dye ſy bringen iſt jn allen gemeyn· wañ ſy bringen eynē jungē ſchwarm all mit einand vñ jr gentz jres leibs dz iſt jr keüſcheit iſt i auch allē gemeÿ

Mel honig — Cap·cclxxiiij·

El latine·arabice hell· Serapio in dē büch aggregatoris in dē capitel hell beschribet vns vn̄ spricht daz honig võ natuer heyß sy in dem ersten grade vn̄ drucken an dem andern·

Itē diß ist das beste honig daz in dē meyen gesetzet wirt von den benen darnach das in dē sommer fellet· Aber das honig das in dem wynter fellet ist nit güt vn̄ hait keyn krafft in yme· In dē lande syria ist honig das ist fast bitter der vrsachen halben wan die benē in dem selbigen lande essen nicht anders wen wermut· vn̄ das selbig honig ist gar zů vil sachen güt vßwendig vn̄ ynwendig deß lybes·

Item diß ist auch das beste honig in teutschen landen das do fast suß ist vn̄ eyn roit farbe hait vn̄ das nit zů vil feucht ist· Die meister sprechen daz ettlich lude die benen laissen honig werffen in holtz· vn̄ das selbig honig ist wyß· das sal man in die artzney mischen die do kelten· aber das rode in die artzney die do wormē· Das honig mag man hundert iare behaltē vnuerseret an syner krafft· Auch fyndet mā honig in den welden· vn̄ diß hait nit als vil dogent an yme als das heymisch· Das ist etlicher maissen bitter vn̄ das nutzet man vßen an den lyp· Auch ist honig daz man nēnet castaneaciū vn̄ das wirt von den blomen der castanien· went die benen die den castanien baumen nahe synt die sugen der selbigen blomen vn̄ das honig ist nit als suß als ander honig· vn̄ das ist fast güt zů vil sachen vn̄ gebresten vssen an dē lybe· Der meister Galienus in dē syebenden büch genāt simpliciū farmacorū in dē capitel de melle beschribet vns vn̄ spricht daz mancherley honig sy· eyns heysset mel vsuale vn̄ das ist vns wöl bekant· Eyn anders heysset mel arthenienſe vn̄ das kompt vß dē lande athenis· Eß ist auch eyn ander honig das nēnet man mel vesperū das fyndet man vnder der erden· Auch ist ein ander honig genāt mel granatū Der meister Auicēna in der ersten fen deß virden büchs in dē capitel genāt de hora cibacōnis febricitantiū beschribet vns vn̄ spricht daz honig sy genāt mel canne vn̄ das glichet dē zucker in der suße· vn̄ das ist als ferre daz eß nit hart wirt· Auch findet man honig genēnet mel cassiafistolatū vn̄ ist die feuchtūg in dē roren der cassia fisteln· In dem büch genāt circa instās beschriben vns die meister vn̄ sprechen daz honig güt sy den amechtigen menschen das genutzet mit honig wasser genāt mulsa· vn̄ den menschen die von natuer kalt synt sal man diß geben mit warmer brüe· vn̄ die von natuer warme synt die sollen diß nutzen mit kalter brüe· Platearius honig gemischet mit campher vn̄ das also gestandē dry dag darnach das antzlitz mit geweschen benympt die flecken vnder den augen· Auch mag man honig mischen mit ochsen galle vnd also nutzen zů den flecken eß hilffet Honig rumet die brust vn̄ weychet die geswern vß wendig vn̄ ynwendig deß lybes·

ÜBER 100 HONIGREZEPTE

empfiehlt das große Kräuterbuch „Hortus Sanitatis", das im Jahre 1485 Johannes von Kaub in Mainz bei Peter Schöffer, dem Nachfolger Gutenbergs, drucken ließ. Ein eigenes Kapitel ist dem Honig gewidmet. Johannes von Kaub empfiehlt ihn zum Beispiel mit pulverisiertem Kerbel gegen Krebs, mit Hirtenpfiffwurzeln und Baumöl gegen Darmgeschwüre, mit Kamillen zur Darmreinigung, mit Diptam gegen Husten, mit Aloe und Wein gegen die Entzündung der Zunge und des Zahnfleisches, mit Deschenkraut und Wein gekocht für frische Wunden, mit Andornsaft ebenfalls für die Wundheilung; neben harmlosen Rezepten wie Wickenmehl mit Honigwasser zur Gesichtspflege, hat er bedenkliche, so führt er an: „Pulverisierte Farnkrautwurzel, mit Wein und Honig gemischt, tötet die Würmer und das Kind im Mutterleib."

740181

Von
Honig,
Zucker und Wachs ....

Der Straßburger Holzschneider David Kandel gab dem Kreutterbuch von Hieronymus Bock (1498-1554), der ein heilkundiger Pfarrer in Hornbach im Wasgau war, vortreffliche Illustrationen. Hier zeigt er den Imker und seine Gehilfen bei der Arbeit.

*

Der Pfarrer Bock und seine Zeitgenossen Otto Brunfels aus Mainz, Leonhard Fuchs in Tübingen, sie alle mischen Honig mit zahlreichen Kräutern und wissen vielerlei Verwendung für den inneren und äußeren Gebrauch.

Paracelsus *beginnt zu wirken*

Bisher haben wir in der Geschichte der deutschen Heilkunde immer noch die Berufung auf die griechischen, lateinischen und arabischen Schriftsteller beobachtet, neben denen langsam die Kräuterbücher Bedeutung gewinnen. Aber nun erscheint Paracelsus mit seiner Lehre von Arcanum, der Wirkung eines jeden Heilstoffes durch seinen speziellen Wirkstoff. Unter den vielen Rezepturen des großen Mannes finden wir immer wieder glückliche Hinweise, und in seinem Werk „Von den natürlichen Dingen" ist in dem Abschnitt „Das Licht der spagyrischen Apotheker" dem Honig eine eigene Darstellung gewidmet.

Der Frankfurter Stadtarzt, Johann Christian Schröder (1600-1664) kennt sich bei den Honigarten sehr genau aus; er teilt sie bereits in acht medizinische Gruppen ein:

MEL DEPURATUM - MEL DESTILLATUM: MELLIS, SPIRITUS ATQUE OLEUM · OLEUM MELLIS COMPOSITUM · ACETUM MELLIS · TINCTURA MELLIS · ESSENTIA MELLIS · ELIXYR MELLIS

Vegetabilien gerechnet. Es ist ein vegetabili-
scher Saft, der von denen Bienen aus denen Blu-
men gesogen, und von ihnen wieder abgesetzt
wird, ohne daß er etwas animalisches an sich
nimt, wie solches in der Chymie gewiesen wird.
Der Honig ist unterschieden nach denen Län-
dern, und vornehmlich nach denen daselbst wach-
senden Blumen, so wird zum E. in Franckreich
das Mel Narbonense vor das beste gehalten,
wegen der daselbst häufig wachsenden Roßma-
rien, aus deren Blumen die Bienen den Saft
ausziehen. Hier zu Lande wird der Preußische
und Litthauische vor den besten gehalten, der vieles
denen Linden-Blüthen zu dancken hat. Man
unterscheidet den Honig in den ordinairen Ho-
nig, der von alten Bienen gemacht wird, ferner
in Jungfern Honig, Mel virgineum, so von
Bienen kommt, die zum erstenmahl welchen zeu-
gen, und dann in den weißen Honig, der den
bräunlichen und andere Sorten übertreffen soll,
er wird aber mehrentheils gekünstelt. Der Ho-
nig bestehet aus resinösen Theilen, und läßt sich
deßwegen in Spiritu Vini auflösen, die ölichten
Theile kan man in dem mit Honig, per Balne-
um Mariæ, destillirten Wasser sehen, überdem
trifft man in demselben, essentielle saure und sal-
tzige Theile an, ferner ein schleimigtes Wasser,
daher er in Wasser kan aufgelöset werden, und
im Anfühlen klebricht ist, nicht weniger sind auch
erdigte Theile in demselben vorhanden. Nach
diesen Principiis hat der Honig eine demulci-
rende

VON DER CHEMIE DES HONIGS

Eine eingehende Honiganalyse gab schon im Jahre 1747 der Professor der Physiologie und Pathologie in Berlin, Samuel Schaarschmidt. Er schreibt in seinem Werk Therapia generalis: „Der Honig besteht aus resinösen Teilen und läßt sich deswegen in Spiritu vini auflösen, die ölichten Teile kann man in dem mit Honig, per Balneum Mariae destillierten Wasser sehen, überdem trifft man in demselben essentielle saure und saltzige Teile an, ferner ein schleimigtes Wasser, daher er in Wasser kann aufgelöst werden, und im Anfühlen klebricht ist, nicht weniger sind auch erdigte Teile in demselben vorhanden . . .
Nach diesen Principiis hat der Honig eine demulcierende und erweichende Kraft und dieses vermöge des schleimigten Wesens. Die salzigten Teile geben ihm eine abstergierende Kraft, und die Vis consolidans oder die heilende Wirkung kommt von denen resinösen und ölichten Teilen her . . .“

Schaarschmidt betonte, daß der Honig beim Kochen viel von seiner Kraft verliert. Das sind bereits Erkenntnisse, die zur modernen Therapie des Honigs hinüberleiten.


40 Das ander Buch Petri de Crescentijs/

Die Helfer des Kranken

Dem Arzt stand schon seit Jahrhunderten der Apotheker zur Seite, ihre Zusammenarbeit und die Herkunft der Heilmittel werden uns recht anschaulich von dem Dürer-Schüler Hans Weiditz auf seinem Holzschnitt „Die Helfer des Kranken" geschildert.



Zu den Einrichtungen der alten Apotheken gehörte die Kanne oder der Krug aus Majolika bezw. Fayence für den Honigvorrat; dieser Krug war oft schön proportioniert und reich in Blau und Gold dekoriert, manchmal mit der eingebrannten Bezeichnung „MEL SPUMATUM".

Im Apothekenmuseum in Heidelberg können wir einen solchen Honigkrug bewundern.



HEUTE

Das uralte Therapeutikum Honig wurde im Jahre 1946 in den Laboratorien des Hauses WOELM in einem modernen Sinn wieder entdeckt. Damals wurde die Aufgabe gestellt, injizierbare, eiweißfreie Bienenhoniglösungen herzustellen. Nach ausgedehnten klinischen Versuchen kamen 1947 Lösungen zur parentalen Anwendung in den Handel.

HONIG IN DER MODERNEN MEDIZIN: M2 WOELM

Diese heute weithin bekannten Lösungen enthalten spezifisch wirksame, biogene Stoffe, die den Zellstoffwechsel in günstigem Sinne beeinflussen und zusammen mit den hochwertigen Zuckern deren Utilisation besonders fördern. In der allgemein-ärztlichen und klinischen Praxis haben diese injizierbaren Honigpräparate von WOELM seitdem einen breiten Anwendungsbereich gefunden.

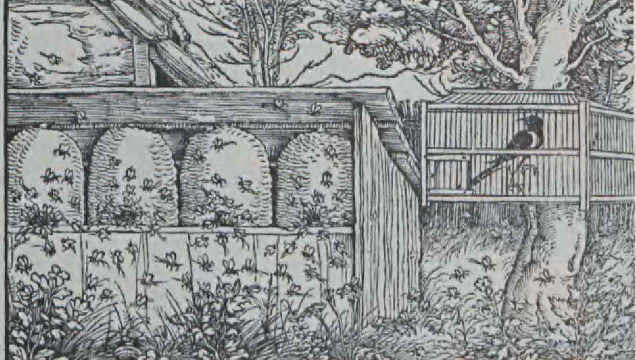
740186



Oben: Die alten Bienenkörbe aus lehmbeschmiertem Stroh



Imker schlägt Becken vor 6 Holzbauten, Holzschnitt, Lyon um 1560



Geselliges und einsames Leben,
Holzschnitt aus Cicero de officiis von Hans Weiditz 1531



„Der Bien muss", Lithographie,
W. Lamphausen, Düsseldorf 1850



Bienenkörbe gegen die Angreifer in: Jacob Cats DE OUDERDOM, Kupferstich von Adrian van de Venne, 1700

Die Biene als ein Kultursymbol

„Die Biene, ein Fleiß- und Arbeitswundertier, und darüber hinaus ‚der Bien', der Sammelorganismus von fünfzigtausend und mehr Einzeltieren mit einer rätselhaft funktionierenden Sozialordnung wird für Dichter, Philosophen, Moralisten, Fabulierer und Gesellschaftskritiker zum willkommenen Paradigma für Mahnungen, Vorwürfe, Metaphern und Gleichnisse", schreibt der in diesem Monat 80 Jahre alt gewordene „Bienenkönig" Karl August Forster im Vorwort zu seiner Sammlung graphischer Blätter aus fünf Jahrhunderten. Der langjährige Seniorchef der Firma H. Mack Nachf. war nicht nur Herr über mehr als 1300 Bienenvölker und damit der größten Bienenzucht Deutschlands, er ist auch ein engagierter Sammler kulturhistorischer Zeugnisse, die die Biene zum Gegenstand haben. Seine graphische Sammlung, die in vielen deutschen Städten gezeigt wurde und wird, beweist, daß die Biene vom Alten Testament über die Päpste bis zu Napoleon immer wieder Symbol für bestimmte positive Eigenschaften war. Die Frankenkönige führten sie ebenso in ihrem Wappen wie Papst Urban VIII., der mit seinen drei Bienen im Barberini-Wappen die Honigsammlerin am Vatikan hoffähig machte. Sogar die Bourbonenlilie, so zitiert Forster, könne ihre Bienenabkunft nicht verleugnen. Napoleons Krönungsornat war mit goldenen Bienen bestickt. Die Sammlung Forster, aus der wir hier einige Beispiele zeigen, ist für Imker wie für Kunst- und Kulturhistoriker eine köstliche Fundgrube. *HeB*

Hörspiel + Literatur

MONTAG, 23. 4.

•• **19.40 HR I** Andromeda – Science-fiction-Hörspiel nach Fred Hoyle und John Elliot
•• **20.00 BR I** Ein Mädchen oder Weibchen – Hörspiel
20.15 WDR III Hörspielstudio Acustica – Grundlagen. Entwürfe. Beispiele „Kunst und Radio" „My"
•• **21.00 SDR I** Tödlicher Sand – Kriminalstück von Stefan Murr
22.30 NDR II Das erotische Kabinett „Arjunas Abenteuer" Aus dem Mahabharatam
23.00 SFB I Ich singe tauben Ohren – Gedichte von Christian Hofmann von Hofmannswaldau

DIENSTAG, 24. 4.

19.30 RB II Studio für neue Literatur – Ingeborg Drewitz liest aus ihrem Roman „Gestern war Heute. Hundert Jahre Gegenwart"
20.30 SFB I Hörspiele und Psychologie „Llano Ekstasado" – Hörspiel von Peter Jakobi mit Karin Eickelbaum und Harald Juhnke
21.00 HR II Der Tod des Nachsommers – Über das „Österreichische" in der österreichischen Literatur
21.00 SWF I Bankgeheimnis – Kriminalhörspiel von A. E. Ott
21.07 WDR II Hinrichtung einer Arbeiterin – Hörspiel von Christine Spöcker
22.30 NDR III Neue Texte – New Yorker Woche – Jurek Becker liest eigene Prosa
22.30 WDR III Bücher aus der Jugend dieses Jahrhunderts – Notizen von Jean Améry

MITTWOCH, 25. 4.

•• **20.15 NDR/WDR I** Abschiedswalzer früh am Abend – Hörspiel von Peter Albrechtsein
21.00 BR II Australische Erzähler 2) James Hackston: Unsere neuen Grundstücke
22.30 NDR III Kulturzeitschriften

DONNERSTAG, 26. 4.

•• **20.00 BR I** Familienbande – Kriminalhörspiel mit Luitgard Im, Dieter Bosche u. a.
•• **20.20 SR/SDR/SWF II** Bis in die Puppen ... Hörspiel von René de Obaldia
•• **21.30 HR II** Das neue Hörspiel in Jugoslawien mit Beispielen
22.30 NDR III Das literarische Rätsel – Autoren und Kritiker raten einen Text
22.30 WDR III Aktuelle politische Bücher aus den USA

FREITAG, 27. 4.

•• **20.15 RB II** Wenn der Vater die Zähne verliert, müßten dem Sohn Hände wachsen – Hörspiel von Hubert Wiedfeld
21.00 HR I Literatur ins Volk tragen – Die kommunale Förderung von Schriftstellern
22.07 BR II Hörspielbestseller: Zizibä von Sebastian Goy

SAMSTAG, 28. 4.

15.05 RB II Ein Gentleman der Literatur – Versuch über Bruno Frank
19.30 HR II Das politische Buch – Besprechung von Neuerscheinungen
20.15 DF Gedämpft – Hörspiel von Renke Korn
•• **20.30 SFB I** Vernissage – Hörspiel von Václav Havel
22.30 HR II Ingeborg Bachmann: Undine geht – Gelesen von Marianne Lochert

SONNTAG, 29. 4.

•• **17.03 SDR II** „Infarkt" – Hörspiel von Joachim Walther
•• **18.00 BR II** Wollsachen – Hörspiel von Sebastian Goy nach dem gleichnamigen Roman von Lars Gustafsson

Andromeda

Der englische Astronom Fred Hoyle, nicht zuletzt durch eine Theorie der Weltentstehung bekanntgeworden, hat auch einen guten Namen als Verfasser von Erzählungen und Hörspielen aus dem Bereich der Science-fiction. Sie gehen stets von fundierten wissenschaftlichen Erkenntnissen aus. Von den Gefahren einer Kontaktaufnahme zu Bewohnern außerirdischer Welten handelt sein Hörspiel „Andromeda", in dem Christoph Quest in der Hauptrolle zu hören ist – Der Physiker Dr. Fleming hat ein Radioteleskop entworfen, mit dem Signale aus 150 Millionen Lichtjahren Entfernung aufgefangen werden können. Die Suche im Weltraum hat Erfolg: Offenbar im Sternbild Andromeda lebende Wesen senden gezielte Signale zur Erde. Es gelingt, diese Botschaft zu entschlüsseln. Sie enthält Bauplan und Programm für einen riesigen Computer. Die Apparatur wird gebaut und erweist sich als ein weitgehend selbsttätiges Elektronengehirn, das die einzige Aufgabe hat, die Lebensbedingungen auf der Erde zu erforschen und nach Maßgabe dieser Erkenntnisse selber Leben hervorzubringen. Es gelingt, eine lebende Zelle herzustellen, aus der sich ein menschenähnliches Retortenwesen entwickelt: Andromeda. Fleming erkennt als erster die Gefahr, daß die fremde Intelligenz, deren Wissen dem Menschen um Jahrhunderte voraus ist, danach trachten könnte, die absolute Macht über die Menschheit zu gewinnen.

Montag, 23. 4. – HR I 19.40

Jazz + Chanson

MONTAG, 23. 4.

•• **19.30 SWF II** Jazzplatte der Woche
•• **20.15 NDR III** 144. NDR-Jazzworkshop (1) Albert Mangelsdorff, Posaune; Arild Anderson, Baß; Pierre Favre, Schlagzeug
•• **21.05 SFB II** Yesterday-Songs – Rock-, Pop-, Blues-, Soul-Musik seit 1950
•• **21.30 BR II** Das Jazz-Porträt: Charlie Mingus
•• **22.30 RB I** Clarinet à la King – Eine Benny-Goodman-Chronologie

DIENSTAG, 24. 4.

•• **22.05 SFB II** Bert Kämpfert – Ein Sound erobert die Welt
•• **22.30 RB I** Jazz für Kenner: „Coe Existence" – Tony Coe
•• **22.45 NDR II** Soultrain – Schwarze Musik
•• **23.05 SDR/SWF II** Jazz Aktuell – Max Roach
23.10 DF Euro-Jazz mit dem Bob-Degen-Quintett und Arild Andersen

MITTWOCH, 25. 4.

•• **21.15 NDR/WDR I** Hallo, Benny – Ein Porträt des Jazzklarinettisten Benny de Weille
•• **22.00 SWF II** Jazz, made in Germany mit Joachim E. Berendt
22.45 NDR II Jazzworkshop damals mit Bengt-Arne Wallin, Rolf Schneebiegl, Arne Donnerus, Hans Koller, Rudi Flierl, Hans Hammerschmidt, Fred Dutton, Spirie Karas, Stephane Grappelli (Aufnahme aus dem Jahre 1960)

DONNERSTAG, 26. 4.

•• **19.30 SWF II** Jazztime
•• **20.45 NDR II** „Blue Flame" Die Herden des Woody Herman 6. Die zweite Herde
21.45 WDR III Jazz made in Germany „Virgo"
•• **22.05 SFB II** Berliner Jazztage 1978 – Das Mike-Metheny-John-Leisenring-Quintett
•• **22.30 RB I** Jazz für Kenner „Dat Dere" Bobby Timmons / Ron Carter / Albert Heath live ab the Village Vanguard, 1961
•• **23.05 SDR II** Jazz-Porträt: Peanuts Hucko
23.10 DF Jazz-Party

FREITAG, 27. 4.

•• **19.00 SDR II** Neue Pop-LPs
•• **19.15 SR II** Die Jazzecke
•• **19.30 SWF II** Jazzrocktime
•• **19.45 SFB I** Tanz – Pop – Jazz
•• **22.05 SFB II** Jazz für jedermann: Dixie, Blues und Mainstream
•• **22.30 RB I** Jazz für Kenner: „Bromma Express" – Janne Schaffer
22.45 NDR II Classic Jazz Museum – Woody Herman von 1937–1940
•• **23.00 Rias II** Jazz-Hits, wieder aufgelegt
23.10 DF Selbst ist die Frau – Die Jazzmusikerin Helen Sachs
•• **23.10 BR II** Jazz auf Reisen – Ein Konzert in Miltenberg mit der Barrelhouse Jazz Band

SAMSTAG, 28. 4.

•• **19.30 SWF II** Jazz wanted
19.40 NDR II Swing-Time
22.00 WDR III Das Duo Jeremy Steig, Flöte, und Eddie Gomez, Baß
•• **23.35 Rias I** Studio 89: Rias-Disco mit Barry Graves

SONNTAG, 29. 4.

12.00 WDR III „Newlines", „Brainstream" und die New York Times Band – Aufnahmen vom 16. Deutschen Jazzfestival
•• **16.15 HR II** Jazz zum Tanzen und Zuhören
•• **17.37 SR II** Jazz „live" Festival Montreux 1978 – Gilberto Gil
•• **23.35 Rias I** Midnight-Service: Chansons und Folklore, Evergreens

IMPRESSUM

Titelfoto: WDR

mtv – Die Fernsehzeitschrift für den Arzt – 6. Jahrgang, 1979
Verlag und Herausgeber: Medical Tribune GmbH

Redaktion: Rainer Schauer (verantw.), Helge K. Braun (verantw. Medizin u. Wissenschaft)
Redaktionsassistenz: Gisela Breitenfeld (Hörfunk), Ira Thorsting (Bildredaktion)

Ständige Kommentatoren: Dr. Franz Alt, Dr. med. Paul Lüth, Dr. Rupert Neudeck, Dr. med. Klaus Rentzsch, Prof. Dr. Helmut Schoeck

Kultur der Woche: Egbert Hoehl

Herstellung und Layout: Hermann Schader, Des. grad.

Anzeigenleitung: Bernd E. Wischer
Anzeigenpreisliste Nr. 3 vom 1. 7. 1977
Fotosatz und Offset-Rotationsdruck: E. C. Baumann KG, 8650 Kulmbach

mtv erscheint wöchentlich und liegt der **Medical Tribune** – Ausgabe für Deutschland – bei
Burgstraße 6. Postfach 4240, 6200 Wiesbaden
Telefon 0 61 21 / 3 96 55 – Telex: 04–186 160 mtwi d
Automatischer Anrufbeantworter nach Dienstschluß 0 61 21 / 3 96 59
Lieferung ist nur im Rahmen des Medical-Tribune-Abonnements möglich.



ISSN 0343–5237

Von den Mordbienen zu den Schnellen Brütern

Was sich aus einem Unfall in der Insektenzüchtung für die Wissenschaft lernen läßt

Als vor etwa zehn Jahren die Nachricht kam, in Brasilien sei eine neue und gefährliche Bienenrasse aufgetaucht und terrorisiere die Bevölkerung, da dachten viele an eines der Greuelmärchen, wie sie Sensationsmacher zur Sauregurkenzeit verbreiten. Leider war die Meldung alles andere als erfunden. Um die Arbeitsfreude der einheimischen Bienen zu heben, hatte im Jahr 1956 der brasilianische Genetiker Warwick E. Kerr 35 Königinnen der afrikanischen Bienenrasse Apis mellifera adansonii mit ihren Völkern in seine Versuchsstation nach São Paulo geholt. Er wollte ein Kreuzungsexperiment machen. Bevor es jedoch dazu kam, konnten 25 Königinnen mit ihren Schwärmen durch ein Mißgeschick aus ihren Behältern in die Freiheit entkommen.

Nicht lange, und die Drohnen der Afrikaner erwiesen sich gegenüber den einheimischen Drohnen auf den Hochzeitsflügen als überlegen. So begannen die Afrikaner, auch die Königinnen der brasilianischen Imker zu befruchten. Unglücklicherweise zeigte die neu entstehende Bienenrasse dann zwar die Arbeitsfreude, aber auch eine höchst unerwünschte Eigenschaft der importierten Stämme, nämlich deren hochgradige Angriffs- und Stechlust.

Die Geschichte nahm ihren unaufhaltsamen Lauf. Heute hat die wanderlustige neue Bienenrasse den größten Teil Brasiliens überzogen. Sie ist jetzt auf dem Vormarsch nach Mittelamerika und in die Vereinigten Staaten. Die renommierte amerikanische Zeitschrift „National Geographic" nimmt in ihrer jüngsten Ausgabe den bedenklichen Vorgang zum Anlaß für einen ausführlichen Bericht. Da werden Vorfälle geschildert, die an Szenen aus dem Hitchcock-Gruselfilm „Die Vögel" erinnern.

Rick Gore, der Verfasser, berichtet von der brasilianischen Lehrerin Eglantina Portugal aus der Stadt Aracaju, die im Jahre 1975 ein Opfer der geflügelten Plage geworden ist. Als Frau Portugal auf ihrem Weg zur Schule von einer der Bienen gestochen wurde und nach dem Insekt schlug, strömte dies den charakteristischen „Alarmgeruch" aus, der von den Artgenossen als Signal zum sofortigen Massenangriff wahrgenommen wird. Ein in der Nähe befindlicher Schwarm reagierte prompt und überfiel die Frau. Da die Angegriffene an einer Beinverletzung litt, gelang es ihr nicht mehr, sich in Sicherheit zu bringen. Beim Versuch davonzulaufen stolperte sie und fiel in einen Graben. Sie versuchte noch herauszukriechen, doch Hunderte von Bienen waren schon über ihr.

„Ich wollte helfen", berichtete ein Augenzeuge, „aber es war mir unmöglich, meinen geschlossenen Wagen zu verlassen. Die Bienen waren überall. Ein paar Leute aus den benachbarten Häusern kamen mit Wasser, doch die Bienen stachen auch sie und trieben sie zurück." Schließlich sei es Feuerwehrleuten mit Hilfe von Räucherfakkeln gelungen, die Lehrerin fortzuschleppen und in ein Hospital zu bringen. Dort starb sie an den erlittenen Stichen.

„Ich bin froh, mit dem Leben davongekommen zu sein", erzählt der 74jährige Joaquim da Silva aus Aguas de Linoia. Vor fünf Jahren war er mit seinem Pferd auf einer Landstraße in einen Bienenschwarm geraten. Das Pferd war nervös geworden, hatte gescheut und ihn abgeworfen. Da Silva hatte sich beim Sturz ein Bein gebrochen und war liegengeblieben. Das Pferd war davongestürmt, von den Bienen verfolgt. Es starb drei Tage später. Da Silva kam mit dem Schrecken davon.

Es soll ungezählte ähnliche Geschichten geben. Seit 1956 sind mindestens 150



Aus friedlichen Immen sind in Brasilien stechlustige Ungeheuer geworden.
Aufnahme: Udo Heuer

Menschen und eine in die Tausende gehende Zahl von Nutztieren von den Nachkommen der „Afrikaner" in Brasilien getötet worden. Innerhalb von zwanzig Jahren verbreiteten sich die gefährlichen Insekten über den größten Teil des südamerikanischen Kontinents.

Anscheinend besitzen die angriffslustigen Tiere zu allem Überfluß auch noch ein besonders gut ausgebildetes Wahrnehmungsorgan für ihren Alarmgeruch, mit dem sie sich untereinander verständigen. Bei aen Geruchsstoffen handelt es sich um Drüsenabsonderungen aus der Gruppe der Pheromone. Den Geruch strömen die Bienen aus, wenn sie sich bedroht fühlen. Das kann schon bei einer ungewohnten Erschütterung der Fall sein, zum Beispiel durch einen fahrenden Traktor oder ein laufendes Pferd.

Nach Meinung von Fachleuten breiten sich die brasilianischen Bienen gegenwärtig mit einer Geschwindigkeit von mindestens dreihundert Kilometern im Jahr nach Norden aus. Nach spätestens zwanzig Jahren werden sie über die mittelamerikanische Landbrücke den nordamerikanischen Kontinent erreicht haben. Um die Gefahr zu bannen, ist erwogen worden, in Mittelamerika eine „genetische Schranke" zu errichten. Das heißt, man könnte an dieser Stelle eine friedfertige Bienensorte ansiedeln, die den Stechlustigen den Weg verlegt, sich mit ihnen kreuzt und so wieder für „normaltemperierte" Bienen sorgt.

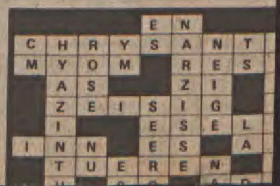
Gelingt dies nicht, haben die nordamerikanischen Imker harte Zeiten zu gewärtigen. Der kalifornische Bienenfachmann John Allred befürchtet: „Wir professionellen Züchter könnten die brasilianischen Bienen zwar durch Beräuchern und andere technische Maßnahmen zur Not noch beherrschen lernen. Doch die Farmer, die Bewässerungstechniker, die Traktorfahrer und alle, die im Freien arbeiten, werden schreckliche Zeiten erleben." Die Amateur-Imker würden sich überlegen, meinte Allred, ob sie ihr Hobby statt mit den „sanften" künftig mit den bösartigen Honigsammlerinnen fortsetzen wollen.

Wegen ihres wirtschaftlichen Nutzens und ihrer Bestäubungsfunktion im Obst- und Gemüsebau kann den Bienen nicht einfach der Kampf angesagt werden. Schon gibt es ja in den USA Gegenden, die als Folge der massiven Anwendung von Pestiziden fast bienenleer sind. Hier transportieren Bienenzüchter ihre Völker zur Blütezeit schon bedarfsweise von einem Anbaugebiet ins andere, um die Bestäubung zu sichern.

Das Beispiel des „Bienen-Unfalls" von São Paulo mit seinen Folgen macht einmal mehr deutlich, wie fragwürdig ein Denken in „Risikokategorien" in der Technik, der Biologie und Medizin geworden ist. Offensichtlich gibt es nicht wenige Fälle, in denen der Störfall zugleich ein unkalkulierbares Risiko bedeutet. Tritt er ein, so entsteht ein Schadensmaß, das rückblikkend das ganze Unternehmen hätte verbieten müssen oder extremste Sicherheitsvorkehrungen erfordert hätte. Das trifft nicht nur für die brasilianischen Bienen zu, sondern auch für den Bau von Kernkraftwerken vom Typ der Schnellen Brüter und in gewisser Weise auch für alle anderen Kernkraftwerke. Es gilt für den weiträumigen Einsatz von Industriechemikalien im Pflanzenschutz und für Experimente mit isolierten Erbanlagen, wenn es sich dabei um infektiöses oder krebserregendes genetisches Material handelt.

Die brasilianischen Bienen sollten denen ein warnendes Beispiel sein, die heute in die Naturgegebenheiten eingreifen, ohne das damit verbundene Risiko abschätzen zu können.

Theo Löbsack



Im Postamt zu Illertissen, 23 Kilometer südlich von Ulm an der Bundesstraße 19 nach Kempten, haben sich die Postbeamten längst an die braunen Versandtaschen mit ihrem summenden Inhalt gewöhnt. Sie wissen: Es handelt sich um Bienenköniginnen mit jeweils einem Dutzend „Kammerzofen", die eine Reise angetreten haben — nach Brasilien oder in die Lüneburger Heide, nach Marokko oder ins Allgäu, nach Südafrika oder in den Schwarzwald.

Der Export von Königinnen war ursprünglich gar nicht geplant. Der Seniorchef der 1849 gegründeten chemisch-pharmazeutischen Fabrik Heinrich Mack Nachfolger in Illertissen betrieb die Imkerei vielmehr aus Liebhaberei. Er besaß 24 Bienenvölker, und sein Sohn Karl August Forster mußte ihm bei seinem Hobby Hilfestellung leisten. Die so gewonnene Liebe zu den Bienen kam später dem Doktoranden Forster am pharmakologischen Institut der Universität Würzburg bei der Arbeit über Skorpion- und Schlangengifte zugute: Er befaßte sich näher mit dem Gift der Bienen und vor allem mit der therapeutischen Anwendung dieses Giftes; schließlich war schon lange bekannt, daß Rheumatiker eine Linderung ihrer Schmerzen erfahren, wenn sie von einer Biene gestochen worden waren.

Als der Filius schließlich die väterliche Fabrik im Illertal übernommen hatte, ging er an die Herstellung einer Salbe, der er das Gift von Bienen beimengte. Aus dem Hobby des Vaters machte der Juniorchef Anfang der 30er Jahre eine „Bienenfabrik", doch die Gewinnung des Giftes war mühsam und sehr arbeitsintensiv: Die Mitarbeiterinnen mußten jede Biene einzeln mit einer Pinzette fassen und auf eine Unterlage aus Filterpapier drücken, in die das verängstigte Tier dann hineinstach. 10 000 solcher Bienenstiche waren jedesmal nötig, um schließlich ein einziges Gramm Bienentrockengift zu erhalten.

„Heute erfolgt die Giftgewinnung schonender und vollkommen mechanisch", berichtet Imkermeister Hans Schlüter, dessen Vater 1937 die Imkerei der Firma Mack übernahm. „Die Tiere werden zu Millionen über eine Spezialunterlage geschickt und mit einem schwachen Stromstoß gerade eben so stimuliert, daß sie in die Unterlage stechen, die so beschaffen ist, daß die Biene nicht — wie etwa bei einem Stich in die menschliche Haut — ihren Stachel einbüßt und verendet. 100 Gramm Salbe enthalten 300 ‚Bienengifteinheiten' oder 3,0 Milligramm Trockengift. Unter dem Begriff ‚Bienengifteinheit' versteht man die Giftmenge, die eine Biene beim Stechen verspritzt."

Die Nachfrage nach der Salbe — Anwendungsgebiete: rheumatische Erkrankungen, Muskelschmerzen, Gelenkentzündungen und Arthrosen, Sehnenscheidenentzündungen und Folgen von Sportschäden — stieg so rasch an, daß sich Imker Schlüter senior schon vor dem zweiten Weltkrieg intensiv um eine Vergrößerung des Bienenbestandes bemühen mußte.

Dabei fiel ihm ein, daß die Imker in der Lüneburger Heide nach der Gewinnung des dort speziell hergestellten und hochgeschätzten „Scheibenhonigs" die überzählig gezüchteten Bienenvölker jeweils im September „abzuschwefeln" pflegten. Schlüter organisierte daraufhin



In ganz gewöhnlichen Plastiklockenwicklern werden die Bienenköniginnen verschickt



Lockenwickler für Königinnen

Deutschlands größte Imkerei produziert nicht nur erstklassigen Honig. Berühmt wurde sie durch das heilsame Gift der Bienen und durch den Verkauf hochwertiger Bienenköniginnen.

den Ankauf dieser zum Tode verurteilten Bienenvölker. Seitdem treffen in jedem Herbst zwölf bis 15 Eisenbahnwaggons mit hundert und mehr Millionen Bienen in Illertissen ein. Sie dienen einzig und allein der Bienengiftgewinnung.

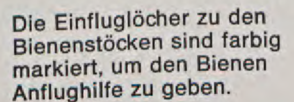
„Unsere Bienen", erzählt der junge Imker Schlüter, „wurden dadurch frei zur Zucht und zur Honiggewinnung. Wenn mich jemand fragt, wieviele Bienen meine fünf Berufsimker und ich betreuen, dann pflege ich scherzhaft zu antworten: ‚Die Firma hat 80 Millionen Mitarbeiter — mit Ausnahme der 1030 zweibeinigen. Sie leisten kostenlose Überstunden, sind in keiner Gewerkschaft und streiken nicht.' Wir züchten jährlich etwa 7000 Bienenköniginnen heran und schenken, einem alten Brauch folgend, jedem Mitarbeiter zum Geburtstag ein Pfund Honig."



Etwa 2000 bis 3000 Eier pro Tag produziert die Königin während des Frühjahrs und Sommers



Blick hinter die Kulisse eines Bienenhauses. In den Waben entwickeln sich je nach Form der Zelle und der Zusammensetzung der Nahrung Arbeiterinnen, Drohnen oder Königinnen



Die Einfluglöcher zu den Bienenstöcken sind farbig markiert, um den Bienen Anflughilfe zu geben.



Die in Illertissen gezüchteten Carnica-Reinzuchtköniginnen Stamm Troiseck und ihre Millionen „Kinder" zeichnen sich durch besondere Sanftmut aus. Wenn sie auf die Reise geschickt werden, bedient sich Imker Schlüter neuerdings eines überaus praktischen „Käfigs": Er nimmt Plastiklockenwickler, die mit einem Gummiband verschlossen werden. In den Deckel wird eine rosafarbene Futterpaste aus Puderzukker und Honig gedrückt; das ist die Wegzehrung für die kleine Reisegesellschaft, denn Königinnen kann man nicht isoliert halten: Sie würden binnen kurzer Zeit sterben. Wenn sie Gesellschaft haben und die Nähe und die Berührung ihres „Pflegepersonals" spüren, halten sie es sogar in einem kleinen Käfig über eine Woche lang aus.

Der Name „Königin" könnte dazu verleiten, diese Biene für eine Herrscherin über ihr Volk von 60 000 oder 80 000 Bienen zu halten. Richtiger wäre es, dieses auf die Fortpflanzung spezialisierte Tierchen profan als „Eierlegemaschine" zu bezeichnen, denn das Eierlegen ist ihre einzige Aufgabe während ihres vier oder fünf Jahre währenden Lebens. Die Königin produziert im Frühjahr und Sommer etwa 2000 bis 3000 Eier pro Tag, nachdem sie nur einmal in ihrem Leben von einer Anzahl geschickter Drohnen im Fluge begattet worden ist und dabei vier bis fünf Millionen männliche Spermien empfing, die bis zu fünf Jahren befruchtungsfähig bleiben.

Die Drohnen (Einzahl: der Drohn) werden von den Arbeiterinnen nur so lange geduldet und gepflegt, wie sie zur Begattung junger Königinnen vonnöten sind. Danach werden sie brutal am Betreten der Behausung gehindert und verhungern.

Die geschlechtlich degenerierten Arbeiterinnen, deren Leben nur vier bis sechs Wochen währt, müssen als Stubenmädchen die Wabenzellen sauber machen, damit die Königin ihre Eier hineinlegen kann. Sie sind Kindergärtnerin und müssen die Maden mit Honig und Pollen füttern. Sie fungieren als Säuglingsschwester und ziehen junge Larven

mit Futtersaft groß. Schließlich sind sie Hausfrauen und versehen als solche Innendienst, verarbeiten den Nektar zu Honig, verstauen den Blütenstaub, bauen Waben und besorgen die Müllabfuhr. Nach dem 18. Lebenstag werden sie zu Torwächtern. Erst etwa zehn Tage später fliegen die Arbeiterinnen endlich aus, um eiweißhaltigen Pollenstaub, süßen, kohlehydrathaltigen Nektar und Honigtau einzusammeln. Wenn sie dieser anstrengenden Tätigkeit drei Wochen lang nachgegangen sind, ist ihr sechswöchiges Bienenleben erfüllt und beendet: Sie sterben.

1500 Blüten müssen von einer Biene beflogen werden, damit sie ihren winzigen, kaum stecknadelkopfgroßen Honigmagen (eine Art Vorratskammer, die dem Verdauungsmagen vorgelagert ist), ein einziges Mal füllen kann. 20 000 solcher Füllungen ergeben einen Liter Nektar, aus dem — je nach Wassergehalt — 150 bis 600 Gramm Honig werden.

Man hat auch ausgerechnet, wieviele Kilometer Bienen durchschnittlich fliegen müssen, um ein einziges Kilo Honig zu sammeln. Die Zahl ist unfaßbar hoch: nämlich 280 000 Kilometer! Diese Flugstrekke entspricht einer siebenmaligen Erdumkreisung. Sie wird zwischen dem Bienenstock und den Blumen im Umkreis von drei bis fünf Kilometern zurückgelegt — zehntausende Male in ihrem Leben geht das emsige Insekt auf Nektarsuche! Und wenn es nach Hause kommt, dann weiß das Tier seinen Artgenossen genau mitzuteilen, welche Art von Nektar in welcher Himmelsrichtung und Entfernung zu finden ist.

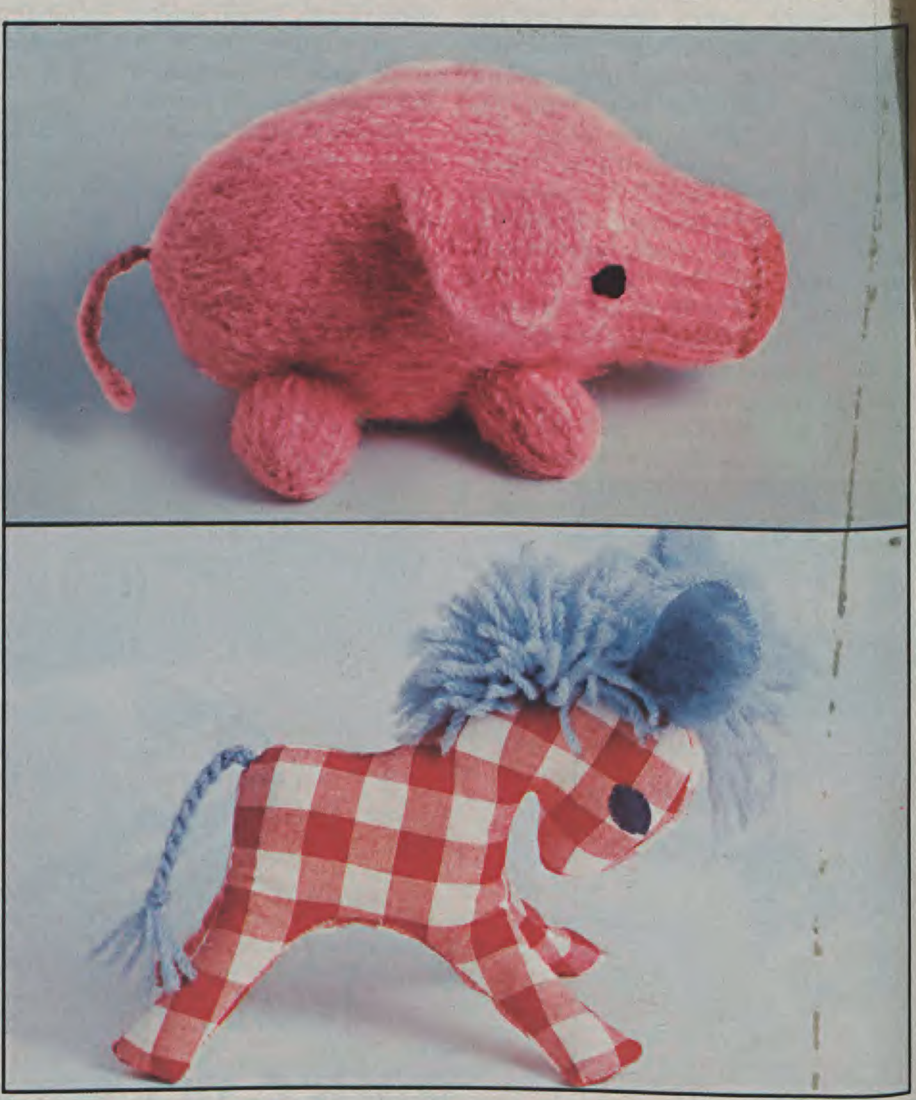
Statistiker sind zu dem Ergebnis gekommen, daß der „Gesamtnutzen der Bienen allein in der Bundesrepublik auf alljährlich 900 Millionen Mark" zu schätzen ist. Diese nüchterne Zahl ist freilich kaum dazu geeignet, als Maß zu dienen für die Gaumenfreude, die ein Löffel Honig bereiten kann, oder für die Schmerzlinderung, die sich der Rheumatiker mit einem Bienengiftpräparat verschafft.

Dr. med. Lothar Reinbacher

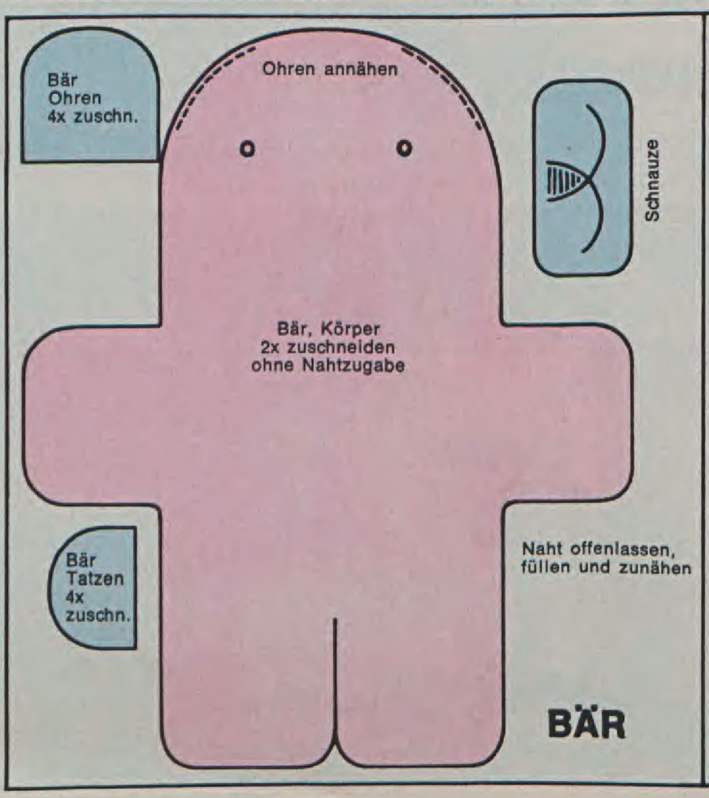
Kuscheltiere – selbstgemacht

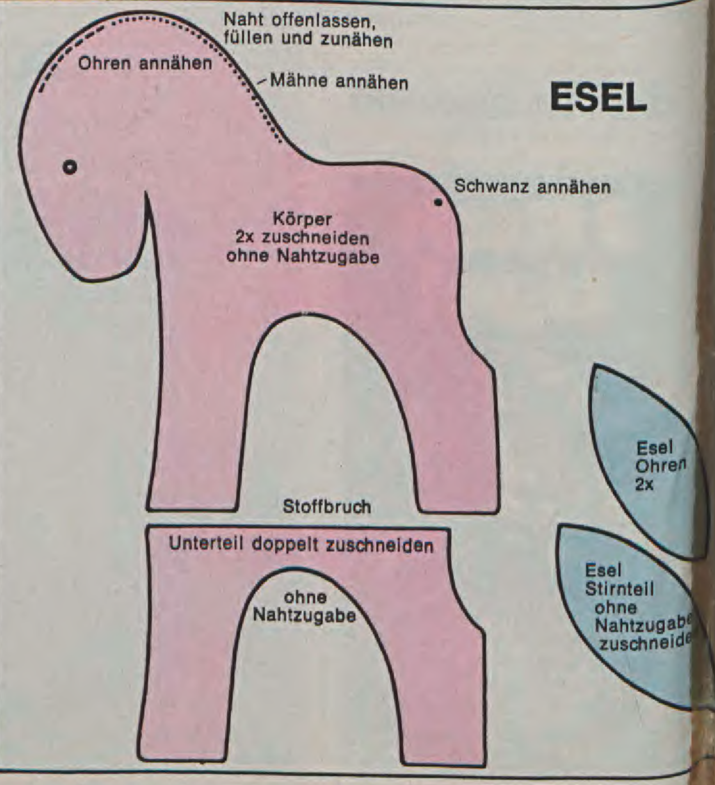
„Haustiere" zum Verlieben

Die Kleinen nehmen sie gern mit ins Bett. Die Großen freuen sich an ihrer Entstehung: Kuscheltiere. Das rosa Schweinchen und der Teddy sind aus Strickwolle, der Klammeraffe aus Kord gearbeitet. Pepe, der Esel, hat ein Fell aus kariertem Leinen. Alle Tiere haben sich mit weichen Schaumstoffflocken kungelrund gefressen. Vorsicht, daß sie nicht platzen! Die Kuscheltiere haben ein weiches „Innenleben". Sie sind mit Schaumstoffflocken gefüllt. Notfalls tut es auch Watte, die allerdings durch Feuchtigkeit verfilzen kann und dann zusammenschrumpft.









[illegible]endet, zahlt sich immer aus. Die Zinsen heißen: seelische Ausgeglichenheit und körperliches Wohlbefinden.

Man kann sich nicht mit einer [illegible]mahlzeit für eine ganze Woche sattessen. Ebensowenig gelingt es, das ganze Jahr über fit zu sein, wenn man sich nur ein paar Urlaubswochen lang ausreichend bewegt.

Das Geheimnis des Erfolges liegt in einer zwar kleinen, aber tagtäglich genossenen Bewegungsportion. Gleichgültig, auf welche Weise man sich Bewegung verschafft, am bekömmlichsten ist es für den Gesunden — darüber sind sich die Kreislaufspezialisten einig —, mindestens einmal täglich für fünf Minuten in Schweiß zu geraten. Ich sagte: „Bewegung genießen!" Bewegung ist in der Tat Genuß, denn ohne Bewegung keine ausreichende Atmung, kein belastungsfähiger Kreislauf, kein richtiger Appetit, kein geregelter Stoffwechsel und kein erholsamer Tiefschlaf.

Beim Essen und anderen „Genüssen" gilt nicht die Aufforderung zum Weitermachen, sondern zur Anpassung an die Notwendigkeit des Alltags. Im Urlaub kann man einiges besser verkraften als im Streß der üblichen Belastungen. Darum Vorsicht! Hier ein paar nützliche Tips:

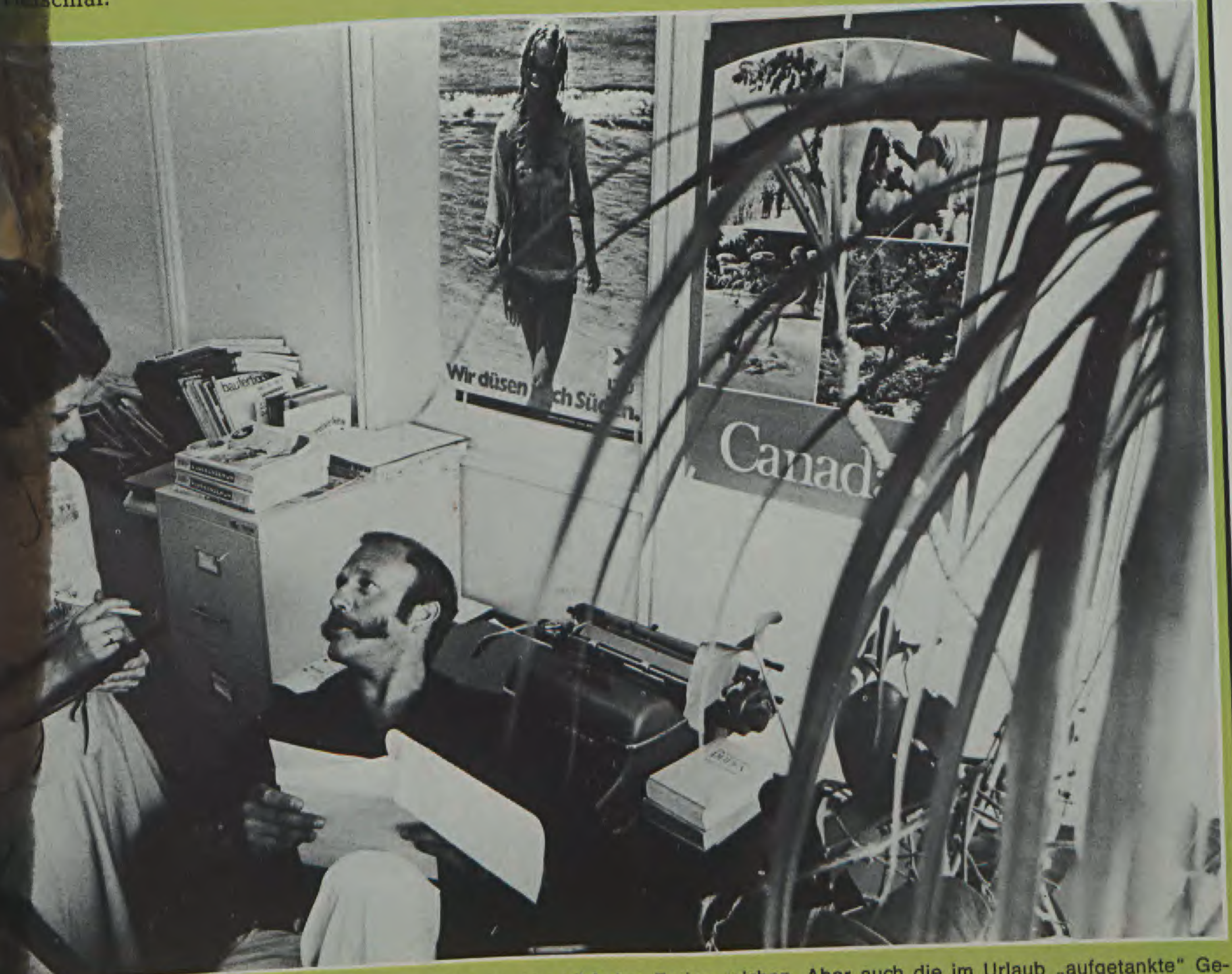
■ Für das Essen gilt für den, der sich wohl fühlen und gesund bleiben will, die Devise: nicht so viel wie möglich, sondern so wenig wie nötig! Vergessen Sie vor allem nicht den Grünanteil der Nahrung: Obst, Salate und Gemüse.

Alkohol: Nichts gegen ein gelegentliches Prösterchen! Dieses „gelegentlich" sollte man allerdings nicht zu großzügig auslegen, denn der Alkohol hat seine Tücken. Bei bestimmten Leiden, solche der Leber beispielsweise, oder dann, wenn man abhängig zu werden droht, sogar tödliche Gefahren.

■ Kaffee: Auch hier ist nur ein Übermaß von Übel. Wer den „Genuß ohne Reue" sucht, der sollte auf koffeinfreien oder spezialbehandelten Kaffee umsteigen. Der Genuß bleibt der gleiche. Sprechen Sie auch darüber getrost einmal mit Ihrem Hausarzt.

■ Zigaretten: Der Urlaub mit seinen vielen Abwechslungen ist eine gute Gelegenheit, sich das Rauchen abzugewöhnen. Es führt nämlich kein Weg an der Erkenntnis vorbei: Rauchen ist schädlich. Wer es nicht schafft, der sollte wenigstens diese Minimalforderungen erreichen: keine Lungenzüge! Nicht hastig rauchen! Das letzte Drittel der Zigarette auf jeden Fall wegwerfen!

Für alle Genußmittel gilt gleichermaßen: Sie bleiben nur dann Genuß, wenn man sie nicht zu Konsumartikeln degradiert! Wir sprachen vom „Gesundheitskapital", das es nach dem Urlaub zu erhalten gilt. Um im Bild zu bleiben, zum Schluß eine ebenso erfreuliche wie aktuelle Feststellung: Es rentiert sich auch deshalb, dieses Kapital besonders zu pflegen und zu bewahren, weil es keinerlei inflationären Schwund erleiden kann. Dr. med. Karl M. Kirch



Die Erinnerung an einen schönen Urlaub muß bis zu den nächsten Ferien reichen. Aber auch die im Urlaub „aufgetankte" Gesundheit kann durch bewußte Pflege und konsequente Anlage des „Gesundheitskapitals" den Winter überdauern Foto: d-e-w

Die Königin reist im Lockenwickler

Zu Besuch bei der größten Bienenfarm Deutschlands

Im Postamt zu Illertissen, 23 Kilometer südlich von Ulm an der Bundesstraße 19 nach Kempten, haben sich die Postbeamten längst an die braunen Versandtaschen mit ihrem summenden Inhalt gewöhnt. Sie wissen: Es handelt sich um Bienenköniginnen mit jeweils einem Dutzend „Kammerzofen", die eine Reise angetreten haben – nach Brasilien oder in die Lüneburger Heide, nach Marokko oder ins Allgäu, nach Südafrika oder in den Schwarzwald.

Der Export von Königinnen war ursprünglich gar nicht geplant. Der Seniorchef der 1849 gegründeten chemisch-pharmazeutischen Fabrik Heinrich Mack Nachfolger in Illertissen betrieb die Imkerei vielmehr aus Liebhaberei. Er besaß 24 Bienenvölker, und sein Sohn Karl August Forster mußte ihm bei seinem Hobby Hilfestellung leisten. Die so gewonnene Liebe zu den Bienen kam später dem Doktoranden Forster am pharmakologischen Institut der Universität Würzburg bei der Arbeit über Skorpion- und Schlangengifte zugute: Er befaßte sich näher mit dem Gift der Bienen und vor allem mit der therapeutischen Anwendung dieses Giftes; schließlich war schon lange bekannt, daß Rheumatiker eine Linderung ihrer Schmerzen erfahren, wenn sie von einer Biene gestochen worden waren.

Als der Filius schließlich die väterliche Fabrik im Illertal übernommen hatte, ging er an die Herstellung einer Salbe, der er das Gift von Bienen beimengte. Aus dem Hobby des Vaters machte der Juniorchef Anfang der 30er Jahre eine „Bienenfabrik", doch die Gewinnung des Giftes war mühsam und sehr arbeitsintensiv: Die Mitarbeiterinnen mußten jede Biene einzeln mit einer Pinzette fassen und auf eine Unterlage aus Filterpapier drücken, in die das verängstigte Tier dann hineinstach. 10000 solcher Bienenstiche waren jedesmal nötig, um schließlich ein einziges Gramm Bienentrockengift zu erhalten.

„Heute erfolgt die Giftgewinnung schonender und vollkommen mechanisch", berichtet Imkermeister Hans Schlüter, dessen Vater 1937 die Imkerei der Firma MACK übernahm. „Die Tiere werden zu Millionen über eine Spezialunterlage geschickt und mit einem schwachen Stromstoß gerade eben so stimuliert, daß sie in die Unterlage stechen, die so beschaffen ist, daß die Biene nicht – wie etwa bei einem Stich in die menschliche Haut – ihren Stachel einbüßt und verendet. 100 Gramm Salbe enthalten 300 ‚Bienengifteinheiten' oder 3,0 Milligramm Trockengift. 1 Bienenstich enthält etwa 10 Bienengifteinheiten."

Die Nachfrage nach der Salbe – Anwendungsgebiete: rheumatische Erkrankungen, Muskelschmerzen, Gelenkentzündungen und Arthrosen, Sehnenscheidenentzündungen und Folgen von Sportschäden – stieg so rasch an, daß sich Imker Schlüter senior schon vor dem Zweiten Weltkrieg intensiv um eine Vergrößerung des Bienenbestandes bemühen mußte.

Dabei fiel ihm ein, daß die Imker in der Lüneburger Heide nach der Gewinnung des dort speziell hergestellten und hochgeschätzten „Scheibenhonigs" die überzählig gezüchteten Bienenvölker jeweils im September „abzuschwefeln" pflegten. Schlüter organisierte daraufhin den Ankauf dieser zum Tode verurteilten Bienenvölker. Seitdem treffen in jedem Herbst zwölf bis 15 Eisenbahnwaggons mit hundert und mehr Millionen Bienen in Illertissen ein. Sie dienen einzig und allein der Bienengiftgewinnung.

„Unsere Bienen", erzählt der junge Imker Schlüter, „wurden dadurch frei zur Zucht und zur Honiggewinnung. Wenn mich jemand



„Wir züchten jährlich etwa 7000 Bienenköniginnen heran und schenken jedem Mitarbeiter zum Geburtstag ein Pfund Honig..."



In ihrem sechs Wochen währenden Bienenleben haben die Arbeiterinnen als Stubenmädchen, Kindergärtnerinnen, Hausfrauen und Torwächter emsig zu tun.

Bienengift - kurzgefaßt

Seit jeher haben Wirkstoffe aus der Natur in der Therapie eine wichtige Rolle gespielt. Mit zu den ältesten gehört dabei sicherlich das Bienengift. Schon in der Antike erkannte man die Heilkraft dieses Stoffes, und auch HIPPOKRATES bzw. GALEN, die berühmtesten Ärzte dieser Epoche, verwendeten es als Naturheilmittel bei rheumatischen Schmerzen. Seit Beginn unseres Jahrhunderts ist das Bienengift auch wissenschaftlich untersucht worden, so daß man heute genauere Kenntnisse über dessen Aufbau und therapeutische Wirksamkeit besitzt.

Bienengift, eine leicht trübe, schwach gelbliche und honigähnlich riechende Flüssigkeit, enthält eine Reihe pharmakologisch hochaktiver Komponenten, von denen zwei Eiweißkörper, nämlich das Melittin und Apamin, ferner die Enzyme Hyaluronidase und Phospholipase A sowie das Gewebshormon Histamin besonders wichtig sind.

Die pharmakologischen Effekte des Bienengiftes beruhen nun auf dem Zusammenspiel der aufgeführten Einzelkomponenten. Neben einer starken lokalen Hyperämie auch tiefer liegender Regionen mit Mobilisierung des Gewebsstoffwechsels und schneller Abschwemmung schmerzerregender Stoffwechselprodukte, bewirkt Bienengift offenbar eine vermehrte Produktion von Kortison. Die bei den rheumatischen Krankheitsprozessen charakteristischen Symptome, Schmerz und Schwellung, werden dadurch beseitigt, und es kommt zu einer Anbahnung des Heilungsprozesses.

Um die antirheumatische Therapie mit Bienengift durchführen zu können, bedarf es reinen standardisierten Bienengiftes. Die Firma MACK entwickelte eine rationelle, automatische Giftgewinnungsmethode, nach der die Bienen veranlaßt werden, in eine Spezialunterlage zu stechen. Aus dieser läßt sich das Gift technisch einfach herauslösen und in eine standardisierte Form bringen. Nach Lyophilisierung (Gefriertrocknung) wird das Bienengift in Form von Salbe und Liniment unter der Bezeichnung FORAPIN in den Handel gebracht. Eine solche, den heutigen Anforderungen entsprechende, Bienengiftpräparation gestattet es, die Bienengifttherapie einfach, schmerzlos und erfolgreich durchzuführen.

Doch ist hier nicht nur über die heilende Wirkung des Bienengiftes bei rheumatischen Erkrankungen zu berichten. Neben den geringen lokalen Folgen eines Bienenstiches – Rötung und Schwellung infolge der Giftwirkung – reagieren Personen mit einer angeborenen (Idiosynkrasie) oder erworbenen hochgradigen Überempfindlichkeit (Hypersensibilität) gegen Bienengift auf einen Bienenstich weitaus empfindlicher. Neben lokalen Reaktionen kann es bei sensibilisierten Personen zu ernsten Allgemeinsymptomen, wie Urticaria, Fieber, Kopfschmerzen, Schwindel, Erbrechen und u. U. anaphylaktischem Schock kommen.

Bei Patienten mit einer angeborenen oder erworbenen Überempfindlichkeit gegen Bienengift ist es daher zu empfehlen, in der bienenflugfreien Zeit (Wintermonate) eine Desensibilisierung durchzuführen. Diese Desensibilisierung erfolgt unter klinischen Bedingungen mit dem Präparat FORAPIN-Ampullen, das standardisierte isotonische Bienengiftlösungen in 4 verschiedenen Bienengiftkonzentrationen enthält.

Die jetzigen wissenschaftlichen Erkenntnisse über Aufbau und Wirkung des Bienengiftes sowie die praktischen Erfolge bei der symptomatischen und kausalen Bienengiftbehandlung sprechen für die Richtigkeit der schon jahrhundertelangen volkstümlichen Anwendung dieses Naturheilmittels.

Uwe Mannewitz, Tierarzt

fragt, wieviele Bienen meine fünf Berufsimker und ich betreuen, dann pflege ich scherzhaft zu antworten: ‚Die Firma hat 80 Millionen Mitarbeiter – mit Ausnahme der über tausend zweibeinigen. Sie leisten kostenlose Überstunden, sind in keiner Gewerkschaft und streiken nicht.' Wir züchten jährlich etwa 7000 Bienenköniginnen heran und schenken, einem alten Brauch folgend, jedem Mitarbeiter zum Geburtstag ein Pfund Honig."

Die in Illertissen gezüchteten Carnica-Reinzuchtköniginnen Stamm Troiseck und ihre Millionen „Kinder" zeichnen sich durch besondere Sanftmut aus. Wenn sie auf die Reise geschickt werden,



In gewöhnlichen Plastiklockenwicklern werden die Königinnen von Illertissen aus in die Welt geschickt.

bedient sich Imker Schlüter neuerdings eines überaus praktischen „Käfigs": Er nimmt Plastiklockenwickler, die mit einem Gummiband verschlossen werden. In den Deckel wird eine rosafarbene Futterpaste aus Puderzucker und Honig gedrückt; das ist die Wegzehrung für die kleine Reisegesellschaft, denn Königinnen kann man nicht isoliert halten: Sie würden binnen kurzer Zeit sterben. Wenn sie Gesellschaft haben und die Nähe und die Berührung ihres „Pflegepersonals" spüren, halten sie es sogar in einem kleinen Käfig über eine Woche lang aus.

Der Name „Königin" könnte dazu verleiten, diese Biene für eine Herrscherin über ihr Volk von 60000 oder 80000 Bienen zu halten. Richtiger wäre es, dieses auf die Fortpflanzung spezialisierte Tierchen profan als „Eierlegemaschine" zu bezeichnen, denn das Eierlegen ist ihre einzige Aufgabe während ihres vier oder fünf Jahre währenden Lebens. Die Königin produziert im Frühjahr und Sommer etwa 2000 bis 3000 Eier pro Tag, nachdem sie nur einmal in ihrem Leben von einer Anzahl geschickter Drohnen im Fluge begattet worden ist und dabei vier bis fünf Millionen männliche Spermien empfing, die bis zu fünf Jahren befruchtungsfähig bleiben.

Die Drohnen (Einzahl: der Drohn) werden von den Arbeiterinnen nur so lange geduldet und gepflegt, wie sie zur Begattung junger Königinnen vonnöten sind. Danach werden sie brutal am Betreten der Behausung gehindert und verhungern.

Die geschlechtlich degenerierten Arbeiterinnen, deren Leben nur vier bis sechs Wochen währt, müssen als Stubenmädchen die Wabenzellen sauber machen, damit die Königin ihre Eier hineinlegen kann. Sie sind Kindergärtnerinnen und müssen die Maden mit Honig und Pollen füttern. Sie fungieren als Säuglingsschwestern und ziehen junge Larven mit Futtersaft groß.

Schließlich sind sie Hausfrauen und versehen als solche Innendienst, verarbeiten den Nektar zu Honig, verstauen den Blütenstaub, bauen Waben und besorgen die Müllabfuhr. Nach dem 18. Lebenstag werden sie zu Torwächtern. Erst etwa zehn Tage später fliegen die Arbeiterinnen endlich aus, um eiweißhaltigen Pollenstaub, süßen, kohlehydrathaltigen Nektar und Honigtau einzusammeln. Wenn sie dieser anstrengenden Tätigkeit drei Wochen lang nachgegangen sind, ist ihr sechswöchiges Bienenleben erfüllt und beendet: Sie sterben.

1500 Blüten müssen von einer Biene beflogen werden, damit sie ihren winzigen, kaum stecknadelkopfgroßen Honigmagen (eine Art Vorratskammer, die dem Verdauungsmagen vorgelagert ist) ein einziges Mal füllen kann. 20000 solcher Füllungen ergeben einen Liter Nektar, aus dem – je nach Wassergehalt – 150 bis 600 Gramm Honig werden.



Eine Königin schlüpft aus. Sie verläßt ihre eichelförmig nach unten gebaute Zelle.

Man hat auch ausgerechnet, wieviele Kilometer Bienen durchschnittlich fliegen müssen, um ein einziges Kilo Honig zu sammeln. Die Zahl ist unfaßbar hoch: nämlich 280000 Kilometer! Diese Flugstrecke entspricht einer siebenmaligen Erdumkreisung. Sie wird zwischen dem Bienenstock und den Blumen im Umkreis von drei bis fünf Kilometern zurückgelegt – zehntausende Male in ihrem Leben geht das emsige Insekt auf Nektarsuche! Und wenn es nach Hause kommt, dann weiß das Tier seinen Artgenossen genau mitzuteilen, welche Art von Nektar in welcher Himmelsrichtung und Entfernung zu finden ist.

Statistiker sind zu dem Ergebnis gekommen, daß der „Gesamtnutzen der Bienen allein in der Bundesrepublik auf alljährlich 900 Millionen Mark" zu schätzen ist. Diese nüchterne Zahl ist freilich kaum dazu geeignet, als Maß zu dienen für die Gaumenfreude, die ein Löffel Honig bereiten kann, oder für die Schmerzlinderung, die sich der Rheumatiker mit einem Bienengiftpräparat von MACK aus Illertissen verschafft.

Dr. med. Lothar Reinbacher

Freizeit heute: Wie steht's denn mit der Schallplatte?

Jetzt dreht sich alles um den Sound für`76

Freizeit und Musik – das klingt gut zusammen. Musik und Schallplatte – das paßt gut zusammen und ist eine Selbstverständlichkeit, besonders für junge Leute, die sich ihren eigenen Rhythmus auf den Plattenteller legen möchten. Wie sieht es aus heutzutage auf dem Sektor Schallplatte? Genauer: Wie ist die Pop-Szene 76?

Zum ersten Male melden im Frühjahr nahezu alle Tonträgerfirmen der Bundesrepublik übereinstimmend: mehr als fünfzig Prozent aller in Westdeutschland und Westberlin verkauften Platten und Musik-Kassetten sind aus dem westlichen Ausland importiert, vorwiegend aus

Ein gutes Make-up ist ein Flirt zwischen Chemie und Malerei.
Esther Mitchell

den USA und aus England. Von den Slade bis zu den Sweet, von Dave Cassidy bis zu den Carpenters werden deutsche Hitparaden und Verkaufslisten von Importen bestimmt.

Chanson, Folklore, Jazz

Der Vormarsch all dieser angelsächsischen Interpreten geht einher mit dem Aufleben von deutschen Musikerscheinungen, die bisher ganz am Rande mitliefen – Chanson und Folklore zum Beispiel, Jazz wieder stärker, aber auch von Musikern wie Klaus Doldinger und Gunther Gabriel. Das heißt, daß durch das Vordringen anglo-amerikanischer Musik zugleich ein interessanter Prozeß des Aufschließens deutscher Musikaktivitäten stattfindet.

Die massive Vorherrschaft internationaler Platten, die zum Teil auf unkonventionellen Vertriebswegen zu den Hörern in Deutschland kommen, signalisiert für den aufmerksamen Beobachter aber auch eine Krise auf dem Markt in USA. Dort ist der Preis für Tonträger in den vergangenen Monaten immer stärker gesunken, hingegen sind die Kosten für das Plattenpressen seit 1973 um 46 Prozent angestiegen. Aber auch die Künstlerhonorare sind seither kräftig gewachsen.

Rock-Fans wurden älter

Im Hintergrund aber steht eine Entwicklung, die sich allmählich auf allen Sektoren der Freizeitindustrie auswirken wird: Die Käuferschichten schrumpfen. Das hängt nicht zuletzt – mit der Pille zusammen. Die sogenannten Popbabies, die für das amerikanische Musikgeschäft so wichtige Käuferschicht der Teenager, haben sich in fünf Jahren um sieben Prozent reduziert. Die Rock-Fans von gestern jedoch, die in den sechziger Jahren das große Geld in die Studios brachten, sind inzwischen älter geworden und bevorzugen gemäßigtere Richtungen – ganz abgesehen davon, daß sie ihr Geld zusammenhalten.

Neue Hoffnungen

Die deutschen Freunde der Popmusik dürfen schließlich damit rechnen, daß amerika-

Die gesündeste Turnübung ist das rechtzeitige Aufstehen vom Essen.
Giorgio Pasetti

nische Künstler, die neu in die Szene kommen, in ihrem Heimatland und zugleich in Europa groß herausgebracht werden. So wurde beispielsweise ein bisher nur wenigen Kennern bekannter Komponist und Sänger in den vergangenen Monaten zum neuen Rock-Messias hochgejubelt – Bruce Springsteen. Der Hochgelobte will bereits in diesem Jahr Deutschland erobern. Die Sprachbarriere dürfte ihm das allerdings nicht leicht machen, da seine

Glück – das ist einfach eine gute Gesundheit und ein schlechtes Gedächtnis.
Ernest Hemingway

Songs zum großen Teil von den Texten leben.

Fast noch mehr versprechen sich Kenner der internationalen Szene für 1976 von Bob Marley, dem interessantesten Vertreter des sogenannten Reggae-Sound. Dieser Sound kommt aus Jamaica und bringt bisher unbekannte afrikanische Folklore mit ins Spiel; er lebt aus seinem religiösen Hintergrund. Die große Frage ist, ob die deutschen Plattenkäufer dabei mitmachen.

Mitentscheiden

Es geht um den Sound für 76. Und eigentlich ist es doch ganz interessant für uns in Deutschland, daß wir nun nicht mehr zu warten brauchen, was uns von drüben herübergeschickt wird, sondern daß wir gleich von Anfang an mitentscheiden können.

mus aller Alpenveilchen haben auch die zweifarbigen, gekrausten, wie ausgefranst wirkenden Züchtungen beibehalten. Sie sind also alle sehr leicht wieder zum Blühen zu bringen, wenn man das richtige Gießen beherrscht. Haben sie ihre Zeit geblüht, gibt es nicht mehr so reichlich kalkfreies Wasser. Allmählich hört dann im Frühjahr das Gießen soweit auf, daß nur eben der Ballen nicht völlig ausdörrt. Sind die Blätter ziemlich hinüber, stellt man die Töpfe mäßig feucht, kühl, aber nicht zu dunkel auf, beispielsweise auf dem Fensterbrett an der Kellertreppe, im Vorkeller oder aber an einem schattigen



Platz im Garten. Obwohl im Sommer Ruhezeit, also Trokkenzeit ist, sollte es doch nicht dazu kommen, daß die Knolle verschrumpelt. Erst wenn sich der Austrieb ankündigt, nimmt man die Knolle aus dem alten Topf, säubert sie gründlich und pflanzt in eine humose, möglichst etwas lehmige Erde.



Stellen auf 203 000 zu erweitern und das Komma dann gedanklich richtig einzuordnen; denn das richtige Ergebnis heißt 16,24. Es lohnt sich, einen Taschenrechner mit mindestens zwei Stellen hinter dem Komma zu kaufen – für das Umrechnen von Devisen beispielsweise, für das Ausrechnen von Skonto oder Mehrwertsteuer oder einfach für das schnellere Rechnen bei allen Vorgängen der praktischen Arbeit.

Noch etwas: Die ganz billigen Geräte haben gelegentlich nur eine sechsstellige Anzeige. Neben dem Fließkomma dürfte sich als Standard-Anforderung für Praxisarbeiten eine achtstellige Anzeige erweisen.

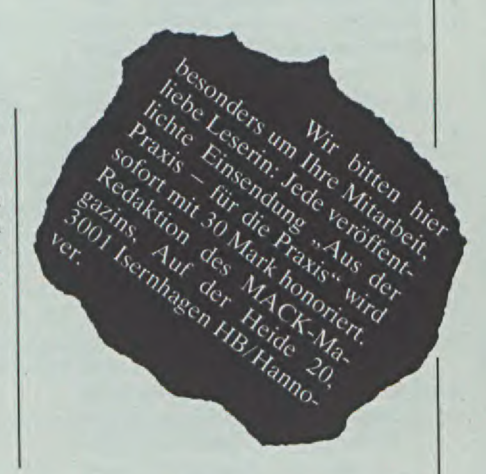
Bei den Taschenrechnern, mit denen wir uns hier befassen, handelt es sich um Geräte für normale Anforderungen. Daß es daneben auch raffinierte Finanzrechner für Bankberufe und Rechner für wissenschaftliche und technische Aufgaben gibt, sei nur am Rande erwähnt.

Kopfrechnen kommt aus der Mode. Der kleine Computer kann alles viel schneller – warum also sollte man sich das Leben nicht leichter machen, wenn diese Erleichterung recht preisgünstig zu haben ist, auch für die Praxis!

den sie in der Praxis braucht.

Ein Blick ins Inhaltsverzeichnis zeigt die Vielfalt in der Begrenzung. Da gehören Patientenkarteien ebenso dazu wie Tips für den Zahlungsverkehr; eine kleine Gesetzeskunde für den medizinischen Beruf ist ebenso enthalten wie ein Überblick über die soziale Sicherung des arbeitenden Menschen; breiten Raum nimmt das Rechnungswesen in der Praxis ein, wozu die Abrechnung mit den Kassen ebenso zählt wie die mit Privatpatienten.

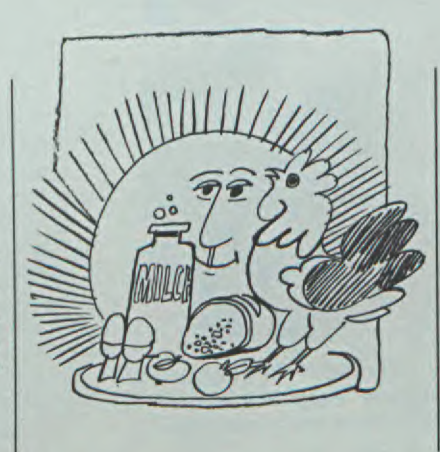
Und das Ganze: handlich zubereitet, mit Beispielen aus der Wirklichkeit des Lebens, in guter graphischer Gestaltung. Gewiß erfordert gerade der medizinische Beruf mehr als nur die Handfertigkeit auf den eben genannten Gebieten – nämlich eine hohe Menschlichkeit und die Liebe zum Kranken. Aber eine der Grundlagen solcher Liebe ist es, im Praxis-Alltag genau Bescheid zu wissen und alle Handgriffe zu kennen, um seine eigentliche Kraft dem Kranken zuwenden zu können. Und in diesem Sinne: „Der Nächste bitte!"



Möhren-Rohkostbrot

1 Scheibe Bauernbrot, Butter, 1 hartgekochtes Ei, 2 Möhren, $1^1/_2$ Eßlöffel Magerjoghurt, Zitronensaft, Salz, Zucker, Dill.

Bauernbrot mit Butter bestreichen, mit Eischeiben belegen. Die Möhren raffeln, mit Joghurt, Zitronensaft, Salz, Zucker und Kräutern vermischen.



Käse-Apfel-Sandwich

1 Scheibe Pumpernickel, 1 Scheibe Weißbrot, Margarine, 30 g Streichkäse, 2 Apfelscheiben.

Weißbrot und Pumpernikkel mit Margarine, das Weißbrot außerdem mit Käse bestreichen, mit Apfelscheiben belegen und mit Pumpernikkel abdecken. Man kann es auch in die Praxis mitnehmen.

Karottenjoghurt

1 Becher Joghurt, $^1/_8$ l Karottensaft, 1 Teelöffel Honig, 1 Eßlöffel Haferflocken.

Joghurt mit Karottensaft verrühren und mit Honig abschmecken. Mit Haferflocken bestreuen und servieren.

18.6.82

Karl Ritter von Frisch tot

München (dpa). Der Nobelpreisträger Prof. Karl Ritter von Frisch ist in München im Alter von 95 Jahren gestorben. Der in Wien geborene Entdecker der „Sprache der Bienen" hatte 1973 zusammen mit Konrad Lorenz und Nikolaas Tinbergen den Medizin-Nobelpreis für die Begründung der Verhaltensforschung erhalten.

740199

Zum 125jährigen Bestehen des Imkervereins Nienburg:

Von der Imkerei in alter Zeit

Wachs und Honig galten einst auch als steuerliche Abgaben

In jedem Jahr schwärmen sie aufs Neue aus; die Immen suchen ihre Jagdreviere auf oder werden dorthin gebracht. Dieser Zweig der Tierzucht ist nicht neu. Bereits vor 2000 oder mehr Jahren wurde Honig gegessen; das beweisen sowohl Funde bei Ausgrabungen als auch zahlreiche alte Urkunden.

Umfangreiche Funde kann man machen, wenn man die Akten und Urkunden des Staatsarchivs durchforstet. Vor allem anhand der Listen über Volks- und Viehzählungen, die zu Steuerzwecken angelegt waren, gibt es bemerkenswerte Vergleiche und Feststellungen.

1236 erwarb Ritter Dietrich von Diepenau die Burg Klein-Queden in Preußen mit 300 Hufen Land. Das waren Siedlungsparzellen für 300 Bauernhöfe mit je 60 Morgen. Nach der Urkunde übernahm Ritter Dietrich diesen Besitz als Erblehen vom Deutschen Ritterorden. Neben anderen Pflichten übernahm er es, jährlich „ein Markpfund Wachs und einen Kulmer Pfennig zu geben". Dieses Wachs, zu gewinnen aus der Imkerei, hatte der Ritterorden für seine Ordenskirchen nötig; denn Kerzenlicht sollte ja bei allen religiösen Handlungen leuchten.

Die gleiche Verpflichtung, den Zins oder Zehnt in Form von Wachs zu liefern, finden wir auch in unserer engeren Heimat; wie denn Ritter Dietrich von Diepenau und der Ritterorden diesen Brauch wohl von hier zum Osten mitgenommen haben werden.

Das „Papen-Register" (Pfarr-Register) des Amtes Nienburg von 1525 weist aus, daß der Pastor zu Wietzen neben Roggen, Gerste und Hafer, neben „15 Schinken tho Winachten und 15 pund Bottern tho Johanni", für seine Kirche zwei Pfund Wachs zu bekommen hatte. Bei anderen Pfarren ist eine Einnahme „tho luchte" (für Licht) vermerkt.

Bienenstände finden sich sogar als markante Grenzpunkte in Akten und auf alten Landkarten vermerkt. Die Grenzbeschreibungen und Grenzbegehungen zwischen dem Hoyaer und dem Wölper Gebiet bei dem „Langen Damme" nennen z.B. immer wieder „Johannsen Haken Immenthun" (1581), des „Drosten Immenthun" (1589), der „Herren Immenthun" (1689) und viele andere.

Und Honigdiebe hat es natürlich damals auch gegeben. Ein Briefwechsel zwischen den Amtmännern von Wölpe und von Neustadt befaßt sich mit der „Soldaten Immendieberei bei der Wachthütte vor dem Bollwege", dem Eilveser Damm.

Statistische Jahrbücher oder ähnliche Quellen gibt es aus „jener" Zeit nicht. Aber in vielen Aufzeichnungen über Zins- und Zehntverpflichtungen findet man neben der Aufzählung der üblichen Haustiere auch die Anzahl der Bienenvölker. So hatte Leeseringen z.B. 1617 zehn Bauernhöfe mit insgesamt 41 Völkern Bienen. Der fleißigste war wohl Vollmeier Hermann Crantz mit 22 Völkern.

Der Niedergang aller Lebewesen, auch der Verlust aller Habe, war im 30jährigen Krieg erschreckend. 1628 berichtete das Amt Wölpe, daß von den ehemals 513 Höfen 169 wüst liegen, 152 abgebrannt sind. Von Bienenvölkern ist gar keine Rede. Der Amtmann von Stolzenau meldete ausdrücklich, daß keine Bienen vorhanden seien.

Nach dem Kriege erfolgte der Wiederaufbau. Wölpe meldete 1675 eine Einnahme (Natural-Abgaben) von 18 Bienenstöcken Zehnt-Immen. Zu ersehen ist aus dieser Akte auch, daß die Bienen zur Heideblüte wanderten; denn der Kirchspielvogt Sporleder in Wenden zahlte für „23 Flucht fremde Immen 23 Mariengroschen Fluchtgeld".

In guten Jahren brachte der Buchweizen eine gute Honigernte, eine heute ganz verschwundene Feldfrucht.

Für die Zeit 1667 bis 1669 gibt es für das Gebiet des damaligen Fürstentums Calenberg sehr gute Vergleichsunterlagen. Im Amt Wölpe gab es zu jener Zeit 412 bewirtschaftete Höfe mit 686 Immenstöcken. Die Stadt Rehburg hatte 73 Häuser und 67 „Immen" – Loccum mit 89 Hausstätten 25 Bienenvölker – Münchehagen 51 Höfe mit 14 Stöcken – Winzlar 52 Höfe und keine Bienen, genauso wie Neustadt mit 110 Häusern keine Bienenvölker nachweisen konnte. In Wunstorf gab es bei 122 Häusern elf Völker.

Im gesamten Fürstentum Calenberg gab es zu jener Zeit bei etwas über 20000 Bauernhöfen insgesamt 5550 Bienenvölker.

Vom Amt Nienburg (ohne die Stadt) gibt es von 1690 eine gute Übersicht über alle Dörfer. Auf 610 Höfen wurden 580 Bienenvölker festgestellt. Während die meisten Dörfer nur ein oder zwei Völker hatten, gab es in Wietzen elf, in Marklohe 23, in Leeseringen neun Immenstände.

Besonderer Erwähnung wert sind der Köthnerhof Engelmann in Holzbalge mit 20 Völkern, Meierhof Wrede in Bühren mit 28 und Halbmeier Johann Cording in Bühren mit 41 Völkern.

130 Jahre später, im Jahre 1820, berichtet eine Statistik von den „Staatskräften" des Königsreichs Hannover. Bei 191700 Feuerstellen (Haushaltungen) mit rund 1,3 Millionen Einwohnern zählte man etwa 75000 Bienenvölker.

Im Jahre 1955 – also vor etwa 30 Jahren – gab es im Landkreis Nienburg bei rund 103000 Einwohnern etwa 2300 Immenvölker. Heute hat der „Imker-Verein Nienburg", in dem etwa 120 Imker vereinigt sind, 1000 Völker. -gni-

740200



Wie alt die Tradition der Imkerei schon ist, läßt diese Darstellung aus dem Jahre 1502 von Sebastian Brant ahnen. Archiv Stelling

Der Mensch des Mittelalters

Von Dr. A. G. Varron

Der Mensch des Mittelalters läßt sich mit einem streng erzogenen Kinde vergleichen: liebebedürftig und gewillt, dem Geforderten nachzukommen, voll Vertrauen, dabei verängstigt, von der eigenen Schwäche überzeugt und darunter leidend, glücklich über jede Aussicht auf Belohnung.

Die aus dem Norden eingedrungenen kraftvollen Stämme, die sich vernichtend über das Römische Reich ergossen, hatten sich nach Jahrhunderte währenden Kämpfen in den eroberten Gebieten angesiedelt. Ruinen der alten Welt umgaben sie, und überall begegneten sie den Überresten römischer Zivilisation. Sogar in dem Wenigen, was von ihr übrig geblieben war, erwies sie sich den Siegern überlegen. Rom wurde zum Meister der germanischen Völker, die sich seinem Geiste unterwarfen. Dieses Eindringen des neuen Europa in die Kultur des alten dauerte Jahrhunderte und hatte mehrere Phasen. Die erste — voller Schwierigkeiten und Härten — ist das Mittelalter.

Alles, was die Welt im Altertum hervorgebracht hatte, was die Griechen in der klaren Luft ihrer Inseln erdacht, was Wüstenvölker in Ekstase erfühlt hatten, lebte in verdichteter Form in den Schriften der Kirchenväter weiter, deren Weisheit die Menschen der ausgehenden Antike zugänglich waren. Aber in der Weltstadt Rom, wo Nachkommen der Pyramidenbauer, Söhne der Männer, die den Wundertempel von Jerusalem errichtet hatten, wo Angehörige einstiger Weltreiche lebten, war die Nichtigkeit irdischer Erfolge augenfällige Tatsache geworden. Daß der Körper dem Geiste feind und alles Irdische nur Lug und Trug sei, hatten die an leiblichen Genüssen übersättigten Römer und ihre enttäuschten Philosophen schon lange erkannt und war

Der Triumph des Todes: Eine vornehme Jagdgesellschaft schrickt vor dem Anblick von Särgen mit verwesten Leichen zurück. Die unbezwingbare Macht des Todes wird mit dem eindringlichen Realismus spätmittelalterlicher Kunst geschildert. Detail aus den Fresken, die Orcagna (Andrea di Cione, um 1308–um 1368) zugeschrieben werden. Camposanto in Pisa.



ihren Armen nur zu verständlich. Die Abkehr von der Welt, die das Christentum gebot, fiel ihnen nicht schwer: die Botschaft vom Jenseits gewährte Trost und verlieh dem Leben einen neuen, tiefen Sinn.

Wie unbegreiflich fremd jedoch mußte all dies den jungen Eroberern erscheinen, die eben erst siegreich die Welt entdeckt hatten und vor allem ihren ausdauernden Körpern ihre Macht verdankten. Jedoch wie Kinder, die gerne und willfährigen Herzens auch den Worten lauschen, die ihnen unverständlich sind, unterlagen sie dem Zauber der neuen Lehre. Sie begannen sich selbst zu verachten, weil sie die Welt nicht so empfanden, wie es der verkündeten Weisheit gemäß als richtig galt, und besonders verachteten sie ihre gesunden und kräftigen Körper, die es ihnen erschwerten, sich völlig von allem Weltlichen abzuwenden. Jetzt sprachen sie ihnen jeden Wert ab, versteckten sie unter den Falten der Gewänder, verrenkten ihre Glieder, wenn sie sie in ihren Kunstwerken darstellten. Aber so manches Wort in mittelalterlichen Gedichten, die verstreuten Blümchen auf so manchen düsteren Pietà-Bildern oder Kreuzigungen, die rührende Abbitte, die sterbend der Heilige Franziskus seinem «Bruder Körper» dafür tut, daß er ihn zeitlebens so gequält hat, zeugen von der irdischen Liebe zum Leben, die das Mittelalter verdrängte, um den Forderungen der Glaubenslehre gerecht zu werden.

Das aber mußte um jeden Preis erreicht werden: aus Liebe zu Gottes Sohn, der für die Welt gelitten hatte und mehr noch aus Angst vor der Strafe im Jenseits, vor der Hölle. Stärker als alle anderen Gefühle war diese Angst. Sie beherrschte die Phantasie aller und ließ Bilder von Qualen entstehen, neben denen aller irdische Schmerz als harmloses Spiel erscheint. Der Hölle zu entrinnen, war der Brennpunkt aller Gedanken.

Diesem Ziel zuliebe wird das Leiden gepriesen und die Krankheit als heilig betrachtet, wird Haus und Hof verlassen und in die weite Welt gewandert, wo Gelegenheit zu guten Taten winkt. Aber so groß die Sehnsucht nach den Wonnen des Himmels auch war, wo es keine höllischen Qualen mehr gibt, so schwierig war es, das Seelenheil zu erlangen.

Wie ein Seefahrer im schwankenden Kahn auf stürmischem Meer, so sieht sich der Mensch des Mittelalters. Er ist von Gefahren umlauert, die umso drohender sind, je lustvollere Formen sie annehmen, und seinen Weg findet er nur, wenn er auf eigene Kraft verzichtet und gläubig die rettende Hand der Kirche ergreift.

Von der eigenen Hinfälligkeit ist der Mensch des Mittelalters überzeugt; unablässig denkt er an den Tod, der allem Glanz ein Ende macht und alle Unterschiede irdischen Ranges aufhebt. Daher sind die Demut, die mitleidige Einsicht in die Unzulänglichkeit der anderen und die Versenkung in die Glaubenssätze der Heiligen Schrift die Stufen zur rechten Erkenntnis. Nichts hat eigenen Wert, alles besteht nur im Hinblick auf Gott, nur als Gleichnis des Ewigen. Und so wird auch alles zum Symbol: die Gestalt des Gotteshauses, die das Kreuz des Heilands versinnbildlicht und in den Türmen zwei Arme, die sich himmelwärts strecken, darstellt, die Bewegungen bei der Messe, die Trachten der Menschen, die Anordnung der Feste und alle Kleinigkeiten des Alltags. Alles ist vorbedacht und von vornherein nach Regeln bestimmt, die aus den obersten Gesetzen gefolgert werden und dem Bösen einen Riegel vorschieben sollen. In Staat, Stadt, Gesellschaft, Handel, Industrie, Krieg, bei traurigen und frohen An-

Die erste Seite einer im Jahre 1515 gedruckten deutschen Ausgabe des Regimen sanitatis Salernitanum. Im Besitz der Senckenbergischen Bibliothek, Frankfurt/M.

Anglicorū regi conscripsit scola solennis
Ad regimen vite presens hoc medicinale
Die schul tzu Parisz hat geschriben vnd gesant
dem edeln kunige von Engelant
das gegenwertige artzt buchlein
wie der mensch regiren sal das leben sein

Si vis incolumen si vis te reddere sanum

Curas linque graues irasci corde prophanum
wiltu haben deines hertzen gesunt
wiltu starck sein vnd vnuorwunt
bisz frolich tzorn lasz vor dich gan
grosse sorge saltu faren lan

Triste cor ad mortis te cogit currere metas

Spiritus exultans facit vt tua floreat etas
Das betrubte hertz beweget offt vnd vil
den menschen tzu des todes tzil
aber der frolich mut tzu aller stundt
wirckt dicke das dir dein alter grundt

Triste cor ira frequens: mens raro gaudia prebens

Hec tria consumunt corpora fine breui
das betrubte hertze vnd steter tzorn
vnd das gemut das sein frewde hat vorlorn
die drey dinck vortzeren den leib behende
das einer gewint ein kurtzes ende

Si medici desunt medicamina sunt tibi illa



Die Mitglieder einer Bestattungsbrüderschaft hüllen einen nackten Toten in das von der Bruderschaft gespendete Totentuch. Miniatur aus „Le Bréviaire de Philippe le Bon“. 15. Jahrhundert. (Hrsg. von V. Leroquais, Paris 1929)

lässen — überall ist alles festgelegt. Und jedes Gesetz, jede Lebensregel, ja selbst jede hygienische Vorschrift hat auch eine gewisse symbolische Bedeutung.

Dem Individuum und seiner freien Eingebung wird mißtraut. Sich stützen und sich anlehnen ist das Verlangen dieser Menschen. Und kein Zeitalter und keine Kunst verherrlichen tiefer die mütterliche Frau, als es im Mittelalter aus dem Bedürfnis nach verzeihender Liebe und nach bergendem Schutz geschah.

Das Jüngste Gericht, der Tag des Zornes — dies irae, dies illa — schwebt als Vision über den Menschen. Der Schrecken vor der Gottesmajestät erfüllt sie, denn sie wissen sich schuldbeladen und ohne Rechtfertigung. «Rex tremendae maiestatis» heißt Gott in dem erschütternden kirchlichen Gesang, der verzweifelt nach Beistand in letzter Not ruft. Und leise regt sich die Hoffnung — „hic est Deus caritatis“. Erlösung belohnt die Seele, die immer strebend sich bemüht.

Verzehrende Angst, grenzenlose Zuversicht, dazwischen Stolz und Grausamkeit Andersgläubigen gegenüber, Wildheit und Feinfühligkeit, Tatendrang, Abtötung aller Eigensucht und ständige Sorge ums eigene Wohlergehen im Jenseits, bedingungsloser Autoritätsglaube und dabei viel Neugier, Genußsucht und Energie — so lebten die Menschen in Europa tausend Jahre, Jahre ihrer Kindheit, zu Unrecht ihr Mittelalter genannt.

Hygiene in der mittelalterlichen Stadt

Von Dr. A. G. Varron

Im frühen Mittelalter gab es in Europa nur wenige Städte, die eine Einwohnerzahl von hunderttausend erreichten: Rom, Florenz, Venedig, Barcelona, zeitweise Toulouse. Bald wuchs Paris über sie alle hinaus. Im 14. Jahrhundert waren Gent und Brügge zwar Weltzentren, obwohl sie weniger Einwohner hatten als Mittelstädte von heute. Deutschland besaß keine einzige Stadt, die auch nur annähernd hunderttausend Einwohner gezählt hätte. Nürnberg, Augsburg, Köln waren kleine Städte.

Die mittelalterliche Stadt eine Festung

Die Entstehung der mittelalterlichen Städte geht auf verschiedene Ursachen zurück. Manche entwickelten sich aus alten Römersiedlungen, andere bildeten sich um einen Bischofssitz oder eine weltlich-adelige Burg, an die sie sich schutzsuchend lehnten, oder wuchsen aus neu geschaffenen Grenzburgen heran. Freie kolonisatorische Niederlassungen wie die frühen Handwerkersiedlungen in Flandern, die zum Kern einer Stadtgemeinde wurden, waren in dieser Epoche in Europa eine Seltenheit. In entscheidendem Umfang setzte die Städtebildung im 11. und 12. Jahrhundert ein. Jede Stadt mußte sich gegen Überfälle und für Kriegszeiten schützen. Ihre Sicherheit beruhte auf ihren wehrfähigen Bürgern und den schützenden Befestigungen, die die Stadt wie ein Gürtel einschlossen. Viele hygienische Mißstände in den Städten kamen allein dadurch zustande, daß die Bevölkerung zunahm, nicht aber der Raum innerhalb der befestigten Mauern. In den alten Römerstädten hatten die Römer mit ihrer weitverzweigten Verwaltung und ihrer hochentwickelten Tradition vorgearbeitet, aber ihre hygienisch-technischen Einrichtungen, z. B. ihre Wasserleitungen, verfielen oder wurden durch Kriegshandlungen zerstört, und die hygienischen Bestimmungen wurden im Drange der Stadtentwicklung vergessen. Alle Einrichtungen für die Gesundheit der Bürger, für eine hygienische Lebensbasis mußten von den Stadtverwaltungen im Mittelalter neu geschaffen werden.

Die Stadt Pavia im Mittelalter. Festungsgürtel und «Wohntürme» kennzeichnen viele mittelalterliche Städte. Aus der «Cosmographey» von Sebastian Münster. Ausg. Basel 1556.



Dabei hatten die Städte einen harten Kampf gegen ihre eigenen Bürger zu führen. Die herrschenden ländlichen Gewohnheiten standen mit den hygienischen Anforderungen, die das immer dichter werdende Nebeneinanderleben mit sich brachte, in krassem Widerspruch. Und nicht selten hielt man starrköpfig am Altgewohnten fest, obgleich jedermann die Notwendigkeit verschiedener Reinlichkeitsmaßnahmen anerkannte. Vorschriften und Strafandrohungen folgten einander und wurden zu Vorstufen einer behördlich geregelten Sozialhygiene. Die einzelnen Länder wetteiferten auch in kultureller Hinsicht miteinander, doch wäre es müßig, Unterschiede in den erreichten Ergebnissen aufzuzählen; immerhin war vielleicht die Stadt Paris zeitweise in ihren hygienischen Einrichtungen am weitesten fortgeschritten.

Wasserversorgung

Die wichtigste und nächstliegende volksgesundheitliche Aufgabe der mittelalterlichen Stadt war die Versorgung ihrer Einwohner mit einer genügenden Menge einwandfreien Wassers. Waren es Flüsse, die das notwendige Trink- und Kochwasser lieferten, so findet man allenthalben — sei es nun der Tiber oder die Seine, der Rhein oder die Mosel — Aufforderungen an die Bürger, das Wasser nicht zu verunreinigen, keine toten Tiere hineinzuwerfen und keinen Unrat vom Flusse wegschwemmen zu lassen. Die Gerber sollen ihre Häute nicht im Fluß waschen, die Färber ihre Farbmittel nicht hineingießen und niemand soll seine Wäsche und Kleider darin reinigen (Douai 1271, Augsburg 1453, Rom 1468).

Zur Versorgung der Stadt mit Trinkwasser gab es auf zahlreichen Plätzen Brunnen, um die herum sich das bunte Treiben der mittelalterlichen Stadt abspielte. In manchen Orten, besonders in deutschen und italienischen Ländern, wurden namhafte Bildhauer zum Bau der Brunnenstöcke und -becken herangezogen. Die Städte setzten ihren Ehrgeiz in eine künstlerisch wertvolle Ausgestaltung, und so wurden diese Brunnen oft zum Wahrzeichen der Stadt. Aber auch hier mußte die Stadtverwaltung immer wieder durch hohe Strafen gegen Verunreinigungen und groben Unfug ankämpfen. Gaben die Brunnen zu wenig Wasser, dann mußte für eine Zuleitung gesorgt werden. Quellen in der näheren Umgebung wurden gefaßt und in Holzröhren (Basel 1266), im späteren Mittelalter in Bleiröhren, nach der Stadt geleitet.

Ein mittelalterlicher Brunnen. Aus der französischen Handschrift «La propriété des choses». Um 1400.

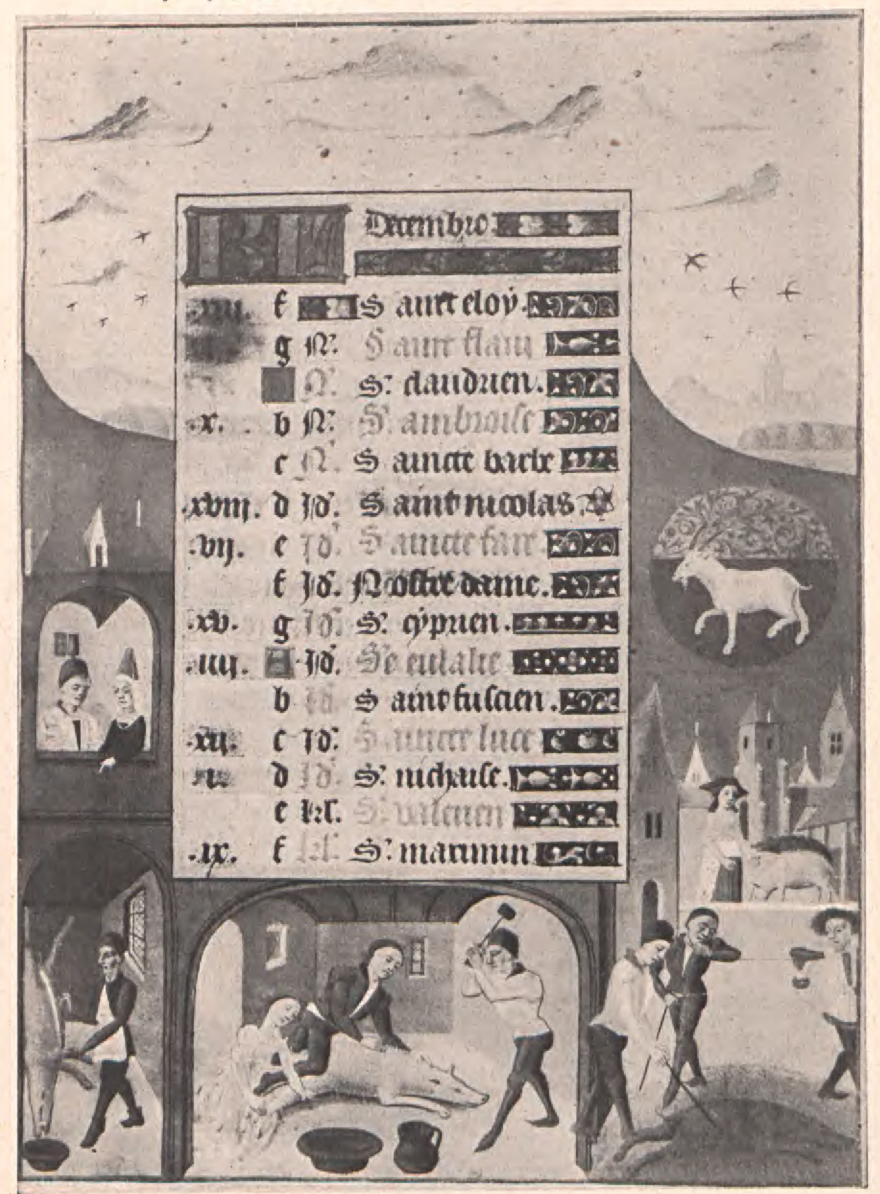




Die Stadt, von den vier Winden angeblasen, als Beispiel einer gesunden Lage. Aus Heinrich Louffenberg: «Versehung des leibs». (Geschrieben 1429) Augsburg.

Reinlichkeit der Straße

Der nächste Kampf der Stadtverwaltung ging um die Reinlichkeit der Straßen. In allen Polizeiverordnungen kehrt stets, bald bittend, bald drohend, die Mahnung wieder: «Bürger, werft den Unrat Eurer Häuser nicht auf die Straße» «Lagert den Mist nicht vor den Häusern Eurer Nachbarn ab ! Vor Eurem eigenen Haus muß er alle acht Tage (Douai und Frankfurt a. M.) oder alle vier Tage (Nürnberg) weggeschafft werden.» Wohin aber ? Die Ablagerung in den Stadtgraben war ebenfalls untersagt. Es wurde verlangt, daß der Unrat ein Stück weit vor die Stadt hinaus geschafft werde. Das Wegschaffen des Unrats war im Mittelalter ein sehr wichtiges gesundheitliches Problem. Es darf nicht übersehen werden, daß damals in einem Haus viel mehr Abfälle zusammenkamen als heute. In der mittelalterlichen Stadt unterschied sich die Lebenshaltung noch kaum vom Landleben, und anfangs waren die städtischen Häuser gleich gebaut wie die auf den Dörfern. Auch später noch hatte nicht nur das Königsschloß in Paris, sondern manches Bürgerhaus seine Scheune. So gab es z. B. in Frankfurt a. M. um 1400 noch mehrere hundert Scheunen. Wenn auch die Scheunen allmählich in die Außenbezirke der Städte verlegt wurden, die Ställe für Kühe und Schweine blieben im Haus und waren nicht selten der Straßenseite zu gelegen. Erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts wurde es in einigen Städten (Frankfurt a. M., Breslau u. a.) ausdrücklich verboten, die Schweineställe



In einem Bürgerhaus wird geschlachtet. Aus einem französischen Kalender des 15. Jahrhunderts.

nach der Straßenseite anzulegen, andernorts hielt sich diese Bauweise noch lange: in Berlin wurde ein ähnliches Verbot erst 1641 erlassen. Die Keller waren reich versorgt, die Weinzubereitung ging nach der Weinlese im Hause vor sich. Die Mahnungen der Stadtverwaltungen, die Weinfässer nicht auf der Straße aufzustapeln und dadurch den Verkehr zu behindern, häuften sich. Was aber vor allem zur Verunreinigung der Straße beitrug, waren die Gänse, Enten und Schweine, die die Bürger in großer Zahl hielten, und die sie sich nicht verbieten ließen.

Die Schweine waren im Mittelalter eine wahre Stadtplage und nicht selten die Ursache von Verkehrsunfällen. Philipp, ein Sohn des französischen Königs Ludwig des Dicken (12. Jhdt.), starb an den Folgen eines Reitunfalles; ein Schwein hatte mitten in der Stadt, vor den Toren des königlichen Schlosses, sein Pferd zum Scheuen gebracht. Erst im 15. Jahrhundert wurde in Ulm, Frankfurt a. M., Nürnberg und anderen Städten verboten, Schweine frei auf den Straßen herumlaufen zu lassen, und bestimmt, daß kein Bürger mehr als 24 Schweine halten dürfe.

Der Kampf, den die Stadtverwaltungen gegen die Tierhaltung in der Stadt führten, spiegelt sich in einer großen Zahl von Edikten wider. Bezeichnend ist, daß der verdienstvolle Stadtarzt von Frankfurt a. M., Joachim Struppius (1530—1606), 1573 (!) energisch verlangte, daß das Ausgießen von Urin auf die Straßen verboten werden müsse. Ein Fortschritt in der Reinlichkeit der Straßen wurde durch die Einrichtung städtischer Schlachthäuser erreicht, große Tiere durften fortan nur da getötet werden. Die erste derartige Urkunde stammt von Augsburg aus dem Jahre 1276.

Zuweilen nahm der Straßenschmutz derart überhand, daß die Priester nicht in den Dom gelangen und die Ratsherren nicht in ihren Sitzungen erscheinen konnten; in manchen Städten gehörte ein Paar Stelzen für die Frühlingszeit zur notwendigen Ausrüstung eines jeden Bürgers. Diesem Übelstand zu steuern, versuchte man es mit der Pflasterung der Straßen. Auch sie wurde zuerst in Paris eingeführt, vermutlich um 1185. Prag erhielt seine Straßenpflasterung erst 1331, Nürnberg 1368, Basel 1387 und Augsburg im Jahre 1416.

Kanalisation

Eine wichtige Etappe in der öffentlichen Gesundheitspflege bildete die Einführung der Kanalisation, der Ableitung von Abwässern in gedeckten Gräben. Mit der Reinigung der Kanäle waren in den deutschen Städten meist Totengräber betraut, in Paris waren es die in mancherlei Zeitgedichten verspotteten «maîtres fifi». Die Stadt ließ die Reinhaltung der Häuser überwachen. In Paris wurde für jedes größere Haus ein «cabinet d'aisance» mit einer Ableitung in den Kanal vorgeschrieben. Zuwiderhandelnden wurden drakonische Strafen angedroht: Wer sich nicht innerhalb von drei Monaten den neuen Hausvorschriften fügte, verlor seinen Besitz; sein Haus wurde beschlagnahmt und verkauft und mit dem Erlös die notwendige Einrichtung durchgeführt. Um die Widerspenstigen herauszufinden, wurden Angeber reichlich belohnt.

Bauvorschriften

Die Straße sollte aber nicht nur rein sein, sie sollte auch einen ungefährdeten Verkehr gewährleisten. Und wenn es auch in manchen Städte-Urkunden heißt: «Jeglicher Bürger soll seinem Nachbar ein Bruder sein», so hinderte das die Stadtbewohner nicht, nach ihrem eigenen Kopf und ohne Rücksicht auf die Nächsten vorzugehen. Der eine baute seinen Laden so weit in die Straße vor, daß er sie beinahe versperrte, der andere erstellte vor seinem Haus einen abschüssigen Eingang zum Keller, eine verbreitete Bauweise, die viele Unfälle zur Folge hatte und in manchen Städten im 14. Jahrhundert verboten wurde. Auch die oft weit vorgebauten Hausvorsprünge, die der Verwitterung ausgesetzt waren und leicht abbröckelten, wurden zur Gefahr für Vorbeigehende. Viele Bauverordnungen der Zeit bemühen sich, die Launen persönlicher Willkür zu zügeln. Zu jeder baulichen Veränderung an den Straßenseiten der Häuser, zur Anbringung von äußeren Stiegen, Läden, Erkern und Balkonen, Giebeln und Vordächern, war die Einwilligung der Aufsichtsbehörde erforderlich. Überall wurden Verordnungen erlassen, deren Durchführung aber von der Macht der städtischen Verwaltung abhing.



Eine illustrierte Hygienevorschrift aus dem Sachsenspiegel: «Viehstall, Backofen und Abort sollen drei Fuß vom Nachbarzaun entfernt sein». Detail aus der Heidelberger Handschrift des 13. Jahrhunderts.

Der Markt

Schauplatz und Mittelpunkt des mittelalterlichen Städtelebens war der Markt. Da konzentrierte sich der Handel, hier wurde Gericht gehalten. Zusammenkünfte, Versammlungen, auch Verschwörungen, — das ganze öffentliche Leben spielte sich hier ab. Nahrungsmittel und Leckerbissen wurden feilgeboten, aber auch Stoffe, Schuhe, Leder, Töpfereien usw. In manchen Städten, besonders in Italien, stellten die Wechsler auf dem Markte ihre Buden auf. Für die Reinlichkeit des Marktes wurde so gut wie möglich gesorgt, da man erkannt hatte, daß sich von dort leicht gefährliche Krankheiten ausbreiten können. Deshalb galt auch die besondere Fürsorge der städtischen Gesetzgebung dem Markte. In Florenz z. B. wurde bestimmt: An jedem Abend sind der Neue und der Alte Markt von Knochen und Abfällen rein zu fegen. Donnerstag

abends und am Vorabend jedes kirchlichen Festes müssen Tische, Bänke und Zelte weggeräumt werden, damit eine gründliche Säuberung vorgenommen werden kann. Um den Markt wurde gleichsam ein Sauberkeitskordon gezogen, denn auf tausend Schritte im Umkreis war die Schuttablagerung verboten, und die Übertretung wurde streng geahndet.

Einwandfreie Nahrungsmittel

Nicht nur vor minderwertigen Nahrungsmitteln versuchte die Stadt ihre Bürger zu schützen. Sie mußte auch dafür sorgen, daß die Nahrungsmittel in genügenden Mengen vorhanden waren. Das galt vor allem in den Zeiten von Krieg und Mißernten. Aber auch in ruhigen Tagen fehlte es häufig an Getreide, oder es wurden andere Nahrungsmittel plötzlich in bedrohlicher Weise knapp. Das führte zu empfindlichen und oft lange dauernden Teuerungen, wenn es der Stadtverwaltung nicht gelungen war, rechtzeitig vorzusorgen. Die strenge Handhabung der mittelalterlichen Lebensmittelschau ist ein eindrucksvolles Kapitel aus der Geschichte der Hygiene. Zwar handelte es sich dabei nur um den Schutz einheimischer Konsumenten; denn dem Fremden durfte alles verabreicht und verkauft werden.

Aus den unzähligen Verordnungen einige Beispiele: In Florenz war es verboten, Fleisch, das schon am Sonnabend zum Verkauf ausgelegen hatte, am Montag wieder feilzubieten. Fischhändler durften zur besseren Kontrolle ihrer Ware die Fische nirgends anders als auf dem Markt absetzen. In Zürich durften nicht verkaufte tote Fische am Abend nicht zurückbehalten, sondern mußten weggeschafft werden (1319), in Luzern durften sie gar nur von einer Essenszeit zur andern feilgeboten werden. In Basel durften die nicht verkauften Fische nur auf einer Freibank, einem bestimmten Verkaufsstand, der mindere Qualitäten feilhielt, nochmals zum Verkauf ausgeboten werden, aber nur an Fremde (Anfang des 13. Jahrhunderts). Augsburg hatte schon 1276 bestimmt, daß nicht einwandfreies



Beispiel einer gepflasterten Straße im Mittelalter. (Rechts der dichtende König René von Anjou, der von 1431–1453 regierte.) Flämische Miniatur um 1450.



Ein mittelalterlicher Markt mit Verkaufsständen, Werkstätten, Gasthaus usw. wird vom Abt von St.-Denis gesegnet. Aus einer lateinischen Handschrift des 14. Jahrhunderts.

Fleisch kenntlich gemacht und auf einer besonderen Bank verkauft werden müsse. Im Gegensatz zu derartig einsichtsvollen Bestimmungen stehen die Anweisungen mancher Städte, Fleisch kranker Tiere dem Spital zu überweisen (Straßburg 1435).

Das Hospital

Dies alles waren Maßnahmen, um den Bürger vor Krankheiten zu schützen. Die Sorge für die Kranken selbst lag im frühen Mittelalter ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit, vor allem der Mönche, die häufig über medizinisches Wissen und Erfahrung in der Krankenpflege verfügten. Den größeren Klöstern, deren Hauptaufgabe die Liebestätigkeit war, war meist ein Hospital angegliedert. Hier konnten auch Kranke Zuflucht suchen, doch nahm man vor allem Schwache und Bedürftige, Pilger und Reisende auf. In den Bodenseeklöstern wirkten im frühen Mittelalter Mönche, die schrieben und lasen und den überkommenen Schatz an Bildung schlecht und recht wahrten und erweiterten. Sie waren es auch, die als erste dauernd eine ärztliche Tätigkeit ausübten. Die klösterlichen Hospitäler verloren erst an Bedeutung, als die Städte anfingen, eigene Krankenhäuser zu errichten, für die Ärzte und Chirurgen von der Stadt angestellt wurden.

Meist verdankten sie ihre Entstehung frommen Stiftungen von Fürsten oder reichen Bürgern, die für den Bau und die Instandhaltung sorgten. Zwei Beispiele mögen veranschaulichen, wie zahlreich die Spitäler in einigen Städten des ausgehenden Mittelalters waren: Florenz besaß im 14. Jahrhundert 30 Krankenhäuser mit ungefähr 1000 Betten, Avignon



Blick in ein Spital des 15. Jahrhunderts. Je zwei Kranke in einem Bett, Kinder in der Wiege, Kranke am offenen Kamin. Aus einer französischen Handschrift in Dijon.

zur selben Zeit 16 Spitäler. Unter Spitälern waren außer den Krankenhäusern im heutigen Sinn auch noch andere Wohlfahrtseinrichtungen zu verstehen, wie Findelhäuser, Nachtasyle, Versorgungshäuser und Heime für gefallene Mädchen. Aus den Statuten der Krankenhäuser geht hervor, daß man um die Schaffung einer liebevollen Atmosphäre bemüht war. Für bekömmliche Nahrung und reines Bettgewand wurde besonders nachdrücklich gesorgt. Neben dem Bett des Kranken sollten stets ein Schafspelz, Pantoffeln und eine Wollmütze bereit liegen. Die zur Krankenpflege bestimmten Brüder werden ermahnt, mit den Kranken geduldig umzugehen. Es galt der Grundsatz, dem Kranken — wenn immer möglich — jeden Wunsch zu erfüllen, was allerdings viel eher moralisch-religiöser Anschauung entsprach, als daß es medizinisch begründet wurde. Doch sollten die Pflegenden dem Kranken zureden, nichts Unvernünftiges zu verlangen.

Paris besaß schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts ungefähr 40 Krankenhäuser und ebensoviele Leprosorien; die größeren Spitäler verfügten über 20 Betten; oft waren das zwar nur Matratzen, die auf Stroh oder einfach auf die Erde gelegt wurden. Die Ausstattung eines Spitales, soweit aus den noch erhaltenen Inventaren geschlossen werden kann, bestand ferner aus Bettzeug, Tischtüchern, Handtüchern - es wurde ein einziges für alle Kranke am gemeinsamen Waschtisch ausgegeben -, zahlreichen Badebottichen, Kücheneinrichtung mit allem Zubehör. Eine Kapelle war fast immer dem Spital angeschlossen, auch ein Priester stand stets zur Verfügung. Doch hatten nicht alle Spitäler einen Arzt, da sie vielfach den Charakter von wohltätigen Verpflegungsanstalten beibehielten.

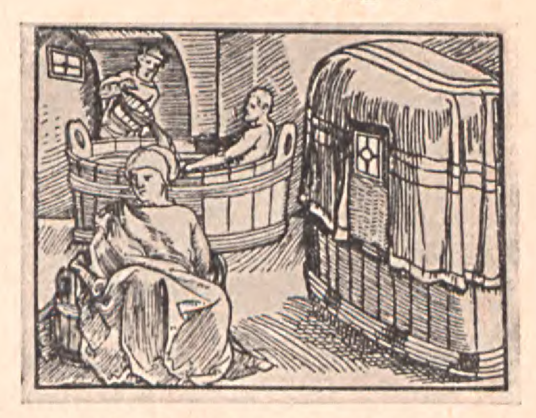
Die Anstellung der Stadtärzte an den Spitälern unterlag einer genauen Regelung. Sie wurden von der Stadt mit einem festen Gehalt entlohnt und mußten einen Eid leisten, Armen und Reichen gleichermaßen ihre Hilfe angedeihen zu lassen und im Falle einer Epidemie die Stadt nicht zu verlassen, sondern treu auf ihrem Posten auszuharren. Von den reichen Kranken wurde der Arzt noch honoriert. Neben den Stadtphysici, von denen eine Universitätsausbildung verlangt wurde, gab es noch besoldete Stadtwundärzte, die lediglich praktisch geschult waren.

Apotheken

Apotheken mußten im allgemeinen nicht erst von der Stadt geschaffen werden, denn die Pharmazie war damals ein besonders einträgliches Geschäft. Immerhin gab es noch im 15. Jahrhundert in Deutschland Städte und Landschaften ohne Apotheken. Die Stadtverwaltungen beschränkten sich darauf, das Verhältnis der Apotheken zu den Ärzten zu regeln, ihre Tarife zu bestimmen und einen Eid über die redliche Ausübung des Berufes zu verlangen. In der ältesten deutschen Apothekerordnung, die in den Jahren 1271-1322 in Basel entstand, wird u. a. dem Apotheker die Behandlung von Kranken untersagt.

Badestube. Badende mit Laubbüscheln. Der Mann im Bademantel trägt ein Schermesser davon. Aus der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels. 13. Jahrhundert.





Badebottich, Sitzbad und Schwitzkufe. Nach A. Martin: Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen. Jena 1906.

Schutz der Schwangeren

Maßnahmen zum Schutze werdender Mütter tauchen zum ersten Male in Dokumenten vom Ende des 13. Jahrhunderts auf. Bedürftige schwangere Frauen wurden sechs Wochen vor der Entbindung in das Spital aufgenommen. Außerdem sorgte die Stadt dafür, daß die städtischen Hebammen den armen Frauen ebenso wie den reichen Hilfe leisteten. Die Hebammen hatten, ähnlich wie die Ärzte, einen Eid abzulegen. Ausführliche Hebammenordnungen reichen bis ins 15. Jahrhundert zurück. Aber die Maßnahmen zum Schutz der Schwangeren und die Hebammenordnungen setzten sich nur langsam und in wenigen Städten durch, so daß das Leben der Schwangeren und der Neugeborenen vor allem in den minderbemittelten Kreisen bedroht blieben.

Das Baden

Es gab noch eine andere städtische Einrichtung, die im Leben der Bürger einen wichtigen Platz einnahm und ebenso sehr dem Vergnügen wie der Hygiene diente: das Badehaus. Badestuben wurden schon im 13. Jahrhundert in allen Städten benutzt, wahrscheinlich auch in den größeren Dörfern. Arme gossen sich mit warmem Wasser ab, Reiche ließen sich vom Bader in tiefen, bottichartigen Wannen mit Lauge abreiben. Auf das Reinigungsbad folgte meist noch eine Art Schwitz-

bad: Auf heiße Steine wurde Wasser gegossen und dadurch so dichter Dampf erzeugt, daß der Badende bald in Schweiß kam; dann wurde er nochmals vom Bader abgegossen. Essen und Trinken, Mädchen und Musik gaben diesen Badestuben immer mehr den Charakter von Vergnügungsorten, und schon früh führte die Geistlichkeit einen heftigen Kampf gegen die Auswüchse des Badelebens. Erst im 15. Jahrhundert fand eine Trennung in Männer- und Frauenbadeanstalten statt. Wie sehr aber das Bedürfnis nach dem Reinigungsbad auch unter den niedrigen Ständen ausgeprägt war, zeigt die Sitte, daß für kleine Dienste und Hilfeleistungen oft ein sogenanntes Badegeld verabreicht wurde. Aus allen mittelalterlichen und späteren Vorschriften gewinnt man den Eindruck, daß die Menschen im Mittelalter mehr auf Sauberkeit und Körperpflege gaben als im 16. und 17. Jahrhundert. Vielleicht muß man sich diese Tatsache durch die Schließung der Badestuben erklären, wozu sich immer mehr Städte entschlossen, als sich die Syphilis, der Aussatz und die Pest ausbreiteten. Es scheint nur spät und ungenügend gelungen zu sein, Kranke vom Besuch der Badestuben auszuschließen, so daß diese zu einem Herd ansteckender Krankheiten wurden.

Überblickt man rückschauend die ganze Fülle mittelalterlicher Hygienevorschriften und Maßnahmen, die unermüdlichen Versuche, die Nachlässigkeit der Bürger zu bekämpfen, die Errichtung von Spitälern, die Anstellung von Ärzten, so erkennt man ein großes, Achtung heischendes Werk sozialer Hygiene. Versuche zu einer Rationalisierung der Hygiene wirken umso eindrucksvoller, als sie in einer Welt voll Aberglauben unternommen wurden. Fast immer war es die Kirche, die den ersten Anstoß zur Entwicklung eines Zweiges des öffentlichen Gesundheitswesens gab. Für sie standen allerdings nicht die medizinisch-hygienischen, sondern die sittlichen Fragen im Vordergrund. Die Verbindung von Priester und Arzt war dem Volke selbstverständlich, und bis ins 18. Jahrhundert waren Mönchsärzte neben den weltlichen Ärzten tätig. Daß sich Wunderärzte und die tränkebrauenden, heilkundigen Frauen im Mittelalter eines großen Zulaufs erfreuten, ist leicht verständlich. Aberglauben und wissenschaftliche Hygiene bestanden durch viele Jahrhunderte nebeneinander, und es hat eines lange währenden zähen Kampfes bedurft, bis sich die wissenschaftliche Gesundheitspflege endgültig durchsetzen konnte.

Die Heilige Kümmernis

Die Heilige Kümmernis – Diese sagenhafte Heilige wurde von der Kirche niemals förmlich anerkannt, sie war nur geduldet, weil sie das Volk früher hoch verehrte. Ihre Legende breitete sich seit etwa 1350 besonders in Deutschland und in den Niederlanden aus. Ihre Wurzeln reichen in die Zeit der Christianisierung zurück, und sie erscheint in den deutschen Spielmannsepen als bräutliches Gegenstück zu König Oswald. Angeblich soll die „Heilige Kümmernis" die Tochter eines heidnischen Königs von Portugal sein. Zur Heirat gezwungen, hat sie Gott zur Bewahrung ihrer Jungfräulichkeit um die Zeichen der Männlichkeit gebeten. Nach deren Empfang ließ sie der Vater kreuzigen.

Dargestellt wird die Heilige Kümmernis am Kreuze hängend mit Krone und Bart, der ihr zum Schutz ihrer Jungfräulichkeit gewachsen war, und mit nur einem goldenen Schuh, den anderen hat sie einem armen Spielmann geschenkt. Ihre Bilder gehen auf Kruzifixdarstellungen von der Art des Volto Santo in Lucca zurück.

Die Heilige Kümmernis (auch „Heilige Hilfe", „St. Hulpe", „Wilgefortis" und „Liberata" genannt) wird in allen Herzens-, Leibes- und Seelennöten angerufen und hat eine Art „Generalhilfsmacht", so daß sie auch unter den 14 Nothelfern erscheint. Außer in persönlichen Angelegenheiten, besonders in solchen leidender und hoffender Frauen, wird sie auch in Nöten und Gefahren, die die Allgemeinheit bedrohen, angerufen, z. B. bei Trockenheit und Dürre, Mißwachs, Teuerung, Überschwemmung und anderer Drangsal.

Im alten Bayern führt sie wegen ihrer engen Beziehungen zu den Frauen überhaupt den Namen „Weiberleonhard". Bei Unfruchtbarkeit oder Gebärmutterleiden opferten ihr die Frauen sogenannte „Muettern", das sind krötenähnliche Figuren aus Wachs, Eisen oder Silber. (Die Kröte war im Altertum das Sinnbild der Geburt und des Gebärens und wurde deswegen auch gerne als Votiv gegeben.)

Als ihr Tag gilt im Kalender der 20. Juli, oft auch der 26. Januar. Schon viele Wissenschaftler haben versucht, das Wesen dieser volkstümlichen und sagenhaften Heiligengestalt zu ergründen, und es ist längst erkannt und kaum bestritten, daß wir in ihr eine in christliches Gewand gehüllte urweltliche, vielleicht mann-weibliche Gottheit zu erblicken haben. Durch die Legende schimmert ihre heidnische Natur noch deutlich hindurch.

Aber der Ursprung ihres Namens aus dem althochdeutschen Wort „gimarcho" (Markgenosse) ist den Forschern bislang verschlossen geblieben. Erst Professor Stuhl wies um die letzte Jahrhundertwende nach, daß sich nur aus diesem Wurzelwort (Etymon) alle Spielarten desselben begreifen lassen, denn die Benennung der über alle deutschen verbreiteten Heiligen variiert mannigfach. (K. Stuhl: Das altrömische Arvallied, ein urdeutsches Bittganggebet. Würzbug 1909; Seiten 36 ff.)

Daß die namengebenden „Gemarchen", die Märker oder Markgenossen (vgl. dazu auch die „Marcomanni", das sind die „Markmannen" oder die „Mährer"), die „commarchiones" der lateinischen Urkunden den Weg an die Küsten Italiens fanden, beweist die Tatsache, daß sich am Avernersee „Kimmerier" niedergelassen haben. Diese Kimmerier sind keine anderen als die Gemarchen. Sie kamen aus dem Norden und siedelten sich im 8. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung auch an den Küsten des Schwarzen Meeres an. Nach ihnen ist noch die Halbinsel „Krim" benannt (Umstellung der Fließlaute/Labiate). Dort verehrte man die Göttin „Cimeris". Ihr Name ist bis nach Ägypten und ins ferne Indien gedrungen. Er lautete dort entsprechend der hebräischen Form des Kimmeriernamens „Gomer" „Kombre".

Im 7. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung verließen dann die Kimmerier, wohl durch nachrückende Völker verdrängt, ihre Heimat, überschwemmten Kleinasien, warfen das phrygische Reich über den Haufen, erschütterten das Assyrerreich, so daß es dem gemeinsamen Angriff der Babylonier und Meder erlag, und wurden erst von Alyattes, dem Lyderkönig, wiederum aus Asien verjagt. In babylonischen Texten heißen die „Kimmerier" „Gimiri", die Assyrer schrieben „Gimmirai".

Auch in Belutschistan ist ihr Name bezeugt. Dieses Gebiet südlich von Afghanistan stand zuerst unter indischer Herrschaft, erhielt aber dann im 17. Jahrhundert mit den „Kumbaranj" (benannt nach „Kumbar", dem Begründer der Dynastie) eigene Fürsten. Ob es sich bei ihnen tatsächlich um Nachkommen der „Kimmerier" handelt?

Ma-Mar, das ist die Gemeinde-Mar, die Gemeinde-Mutter. Die „Mar" ist eine der nordischen und deutschen Mythologie wohlbekannte Gottheit, die noch heute im Volksglauben eine große Rolle spielt als Nachtmar. Sie erscheint als quälender Druckgeist, der nachts die Menschen im Schlafe überfällt. Diesen schlimmen Wesenszug der Göttin hat das Christentum nachgeprägt und beibehalten. Die „Heilige Kümmernis" aber blieb ohne kirchlichen Kult...

DR. MICHAEL DAMBÖCK

zu wollen, wie es die Herren Schäuble und Rommel erklärten, ist doch wohl der Gipfel des Zynismus. Die Situation unserer arbeitslosen Jugend erinnert fatal an das Schicksal zahlloser deutscher Kurmusiker, die im Zuge des bereits vor Jahren staatlich verordneten Massensterbens bewährter und allseits beliebter deutscher Kurorchester kurzerhand entlassen und durch Ostblockmusiker ersetzt wurden. Wir hatten (beispielsweise) in Wyk auf Föhr sage und schreibe noch nicht einmal 1200 Mark brutto (!) im Monat! Die Renten der meisten Kollegen sind aufgrund dieser deutschfeindlichen Politik so miserabel, daß viele von ihnen ihrem Leben ein Ende machten.

Hans-Siegfried Keßler, Bremen

Wer war Ludwig Uhland?

Als langjähriger Leser Ihrer geschätzten Zeitung möchte ich einige Worte zum Gedenken an den patriotischen Dichter Ludwig Uhland sagen:

Uhland wurde 1787 als Sproß einer angesehenen Bürgerfamilie in Tübingen geboren. Als im letzten Jahr sich sein Geburtstag zum zweihundertsten Mal jährte, wurde er in unserer neuzeitwestlichen Gesellschaft totgeschwiegen.

Die Idee, im oder beim Gelände des Stuttgarter Landtags zum 200. Geburtstag seines gewiß berühmtesten Mitglieds eine Büste

Im allgemeinen ist bekannt, daß die Verfassung von Österreich vom 12. November 1918 folgenden Art. 2 erhalten sollte: „Deutschösterreich ist ein Bestandteil der deutschen Republik" und daß diese Bestimmung erst auf Grund des Diktats von St. Germain vom 10. September 1919 wieder beseitigt werden mußte.

Weniger bekannt, aber doch von erheblicher historischer Bedeutung scheint mir zu sein, daß die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 in Art. 61 Abs. 2 bestimmte:

„Deutschösterreich erhält nach seinem Anschluß an das Deutsche Reich das Recht der Teilnahme am Reichsrat mit der seiner Bevölkerung entsprechenden Stimmenzahl. Bis dahin haben die Vertreter Deutschösterreichs beratende Stimme."

Unter Androhung von Gewaltmaßnahmen verlangten die alliierten und assoziierten Mächte mit der Note vom 5. Sept. 1919, die Aufhebung des Art. 61 Abs. 2. Hierzu schreibt Dr. Gerhard Anschütz in seinem Kommentar zu Verfassung des Deutschen Reiches im wesentlichen folgendes:

„Die Aufhebung (des Art. 61 Abs. 2) ist nicht erfolgt. Art. 61 Abs. 2 ist als Bekenntnis zu einem unverrückbaren Ziel unserer nationalen Weiterentwicklung in der Reichsverfassung stehen geblieben. Der Versucht der Entente, ihn formell daraus zu entfernen, ist gescheitert. Das Protokoll, worin die Reichsregierung die Ungültigkeit des Art. 61 Abs. 2 anerkennt, ist zwar von der Nationalversammlung genehmigt, aber nicht im Reichsgesetzblatt verkündet worden und konnte deshalb keine Gesetzeskraft erlangen."

Rüdiger Weckerlin, Dillingen

„Neudeutsche" Ergüsse

740214

Der große Dreh

Tänze, die die Welt bewegten: Pavane

Das war ein aufwendiges, theatralisches Spektakel. Da stolzierten die Männer mit Staats- und Ehrenrobe einfach geradeaus um den Saal. Mantel oder Degen und Barrett lassen ahnen, daß es dabei nicht eben hitzig zuging. Und auch die Damen, jedenfalls die aus königlichen und fürstlichen Kreisen, waren durch ihren Putz gehandikapt. Sie zogen Schleppen hinter sich drein, die bis fünf Meter lang waren.

Man tippelte zu mehreren oder als Einzelpaar in Schrittchen von höchstens fünfzehn Zentimeter Länge einher und spielte seine Rolle – die Damen die der Schüchternen: Sie „senken die Augen und sehen die Zuschauer nur zuweilen mit einem Blick voll jungfräulicher Verschämtheit an", vermerkt 1588 der Tanzlehrer Tabourot.

Das einfache Promenieren gradeaus konnte auch variiert werden. Ein Schrittchen links nach vorne etwa, dasselbe gegengleich und dann ein Doppelschritt. Könner arbeiteten kühn auch mit Rückwärtsbewegungen oder teilten den Doppelschritt in schnellere acht oder sechzehn Minischritte.

1508 erscheint in Italien zum erstenmal eine Pavane als Musikstück im Druck. 1523 kennt man sie als Tanz in Deutschland. Im 16. und weit hinein ins 17. Jahrhundert ist sie an den Höfen Europas beliebt. Meist wird mit ihr ein Tanzfest eingeleitet, dann folgen schnellere Tänze.

Daß sich die gespreizte gravitätische Promenade als eine Art Modetanz durchsetzte, muß nicht nur die blanke Freude an ungenierter Selbstinszenierung gewesen sein, die Freude am „Pavoneggiarsi", dem „Sich brüsten wie ein Pfau", das dem Tanz auch seinen Namen gegeben haben soll. Es war auch Ausdruck einer neuen Form von Körperkultur, wie sie sich an den italienischen Fürstenhöfen ausbildete. Man zeigte Körperbeherrschung und Manieren als freundliche Offensive gegen die vielgescholtene Roheit des männlichen Umgangstones.

Für Galanterien oder verdeckte Werbegesten war bei der Pavane aber keine Gelegenheit. Sie war so frei von erotischer Delikatesse, daß sie zu Hochzeiten vornehmer Paare in der Kirche gespielt werden konnte und Spanier sogar Pavanen zu Ehren der Mutter Gottes schrieben. rm



Elegante Promenade

Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz

740215

Der große Dreh

Tänze, die die Welt bewegten: Courante

Sie war der Lieblingstanz Ludwigs XIV. Kein Ball paré am Hof von Versailles, bei dem der Sonnenkönig nicht eine Courante zur Eröffnung der Festlichkeiten vorgeführt hätte. Das Menuett setzte sich zwar gerade als eine Art Modetanz durch. Doch bei Hofe hielt man sich noch an das lang Bewährte.

Die feine Courante war schon seit der späten Renaissance beliebt, lange als bäuerlicher Tanz. Seit 1515 gibt es in Frankreich Zeugnisse über sie, auch in Deutschland und England etwa kennt man sie bis weit in Barockzeiten hinein als hurtigen Hüpftanz mit Gesang, bei dem die Paare abwechselnd im Takt nach links und wieder nach rechts springen und damit in einer Art Zickzackkurs den Tanzsaal durchmessen.

Vor 1530 verbinden junge Leute mit der Courante auch gerne eine Art ironischer Pantomime auf das ansteigende Liebeswerben. Drei Tänzer führen ihre Damen in ein Eck des Saales, stellen sich gegenüber auf und versuchen, durch Herumzupfen an ihren Kleidern und alberne Gestikulationen, die Aufmerksamkeit der spröden Schönen zu erhaschen. Doch erst nach Kniefall und pathetischem Händeringen finden sich die Paare endlich und tanzen gemeinsam die gewohnte Tour zu Ende.

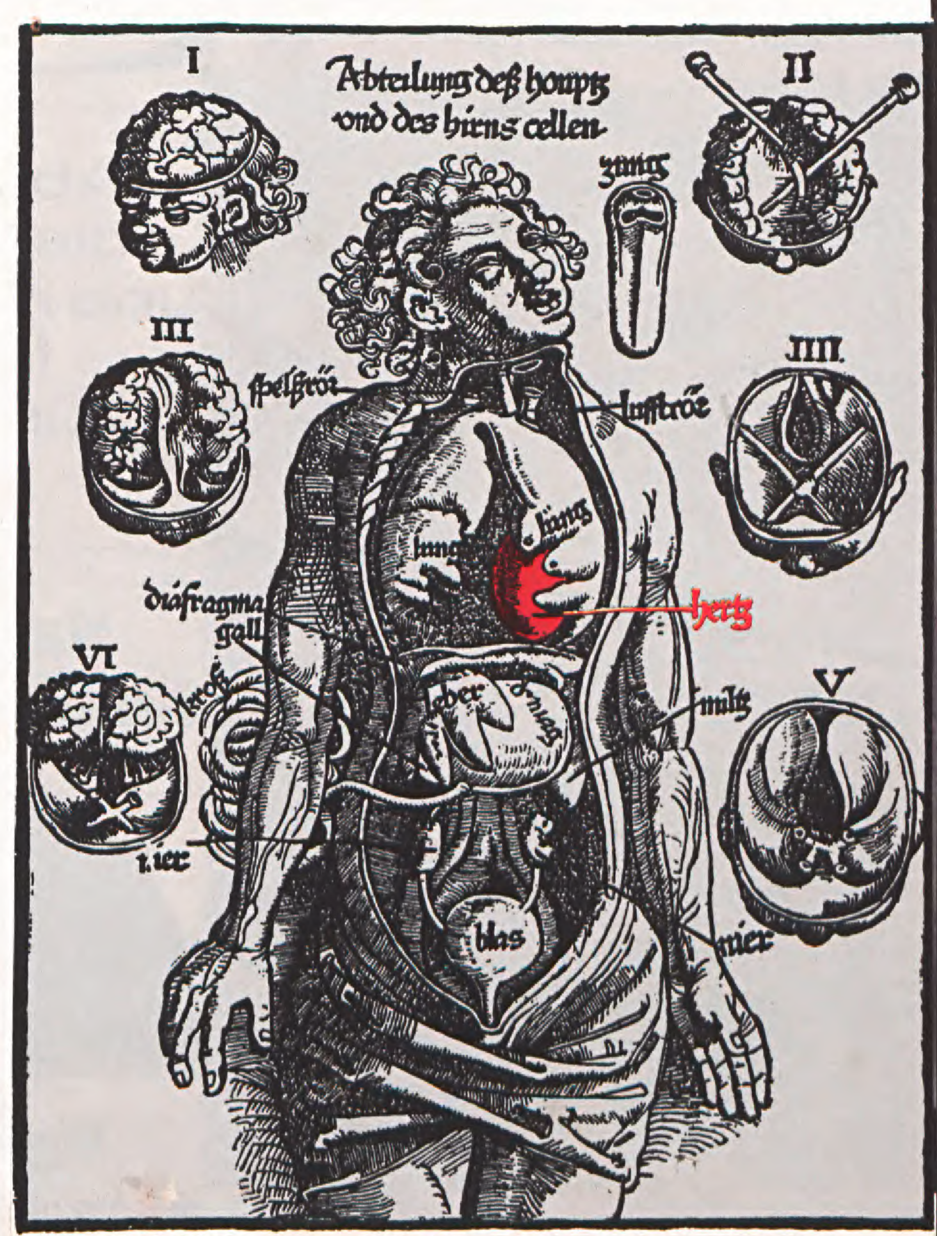
Als der eifrige und begabte königliche Tänzer die Courante zelebrierte, war sie vor solch oberflächlichen Albereien weit entfernt. Sie war im Tempo gezähmt, schwerfällig geworden – einer jener schwierigen Tänze, von denen Voltaire sagte, man könne sie nur „mit dem Buche in der Hand" tanzen.

Das lag an der Pariser Tanzakademie, die zu Ludwigs Zeiten gerade entstanden war und jetzt den Tanzton angab. 13 Tanzlehrer hatten sich 1661 von ihrer angestammten Zunft abgesetzt und das Berufsbild des Tanzlehrers als freien Künstler geschaffen. Ihre „Académie Royale de Danse" legte die tanztechnisch unveränderlichen Grundpositionen und Grundregeln für den feinen höfischen Tanz fest. Wo die Ferse stehen durfte und wo nicht, wie winzig der Abstand zwischen den Füßen sein sollte, alles wurde vorgeschrieben und in Tanzschriften notiert.

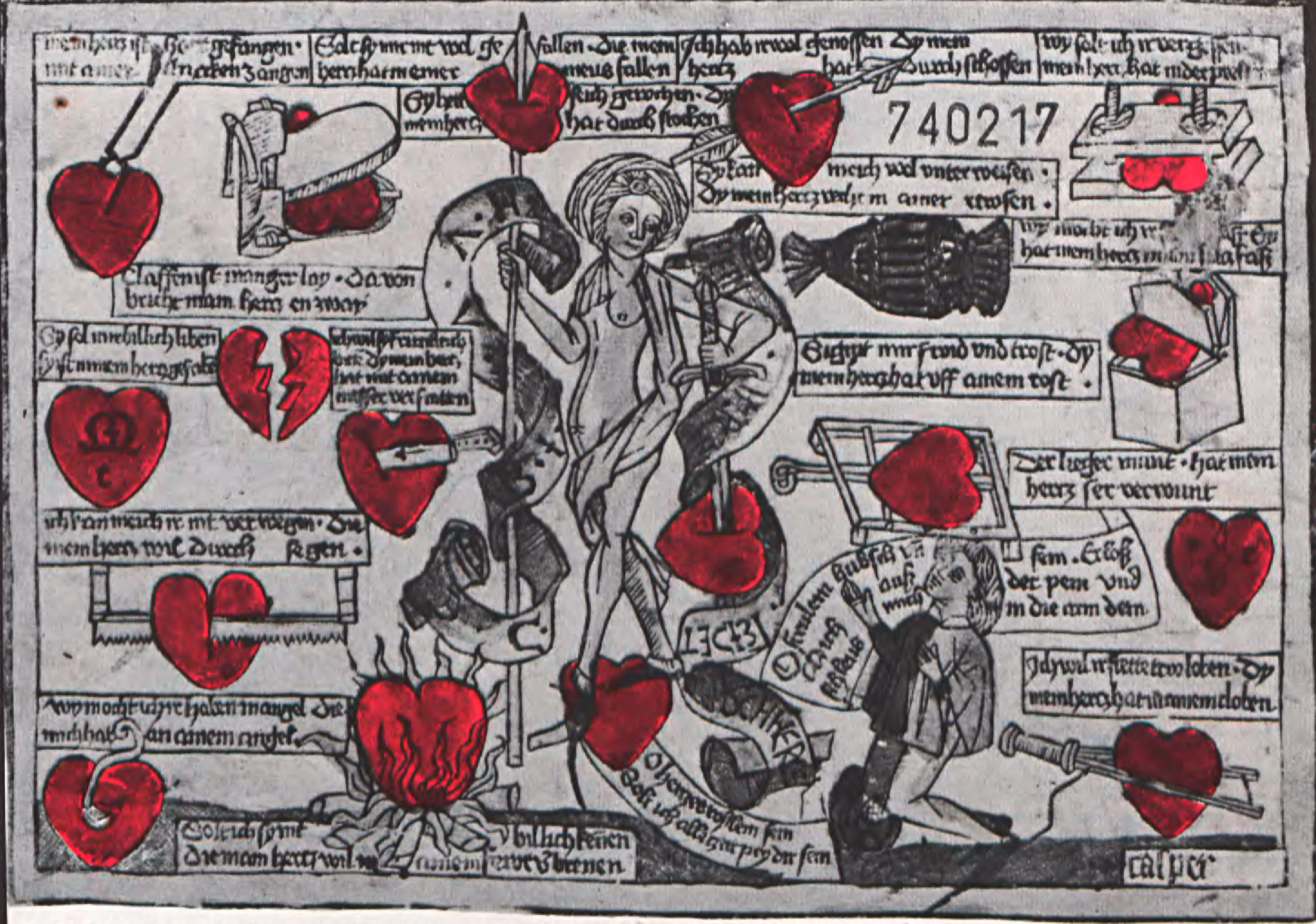
Die Courante war für die Tanzlehrer dabei das Übungsobjekt Nummer Eins. An ihr hatten Anfänger Grazie, Noblesse, Zierlichkeit, exakte Körperhaltung zu proben, hatten zu lernen, wie der weite Raum in geometrische, abgezirkelte Formen einzuteilen war, in Vierecke, Achtecke, Ovale. Die Tanzlehrer strapazierten die Courante als didaktisches Paradepferd noch, als kein Mensch sie mehr in Gesellschaft tanzen wollte. Die Schüler ließen sich dressieren und höhnten die ehrwürdige Feine mit einem einzigen Wort: „Doctor-Tanz". rm



Courante Archiv



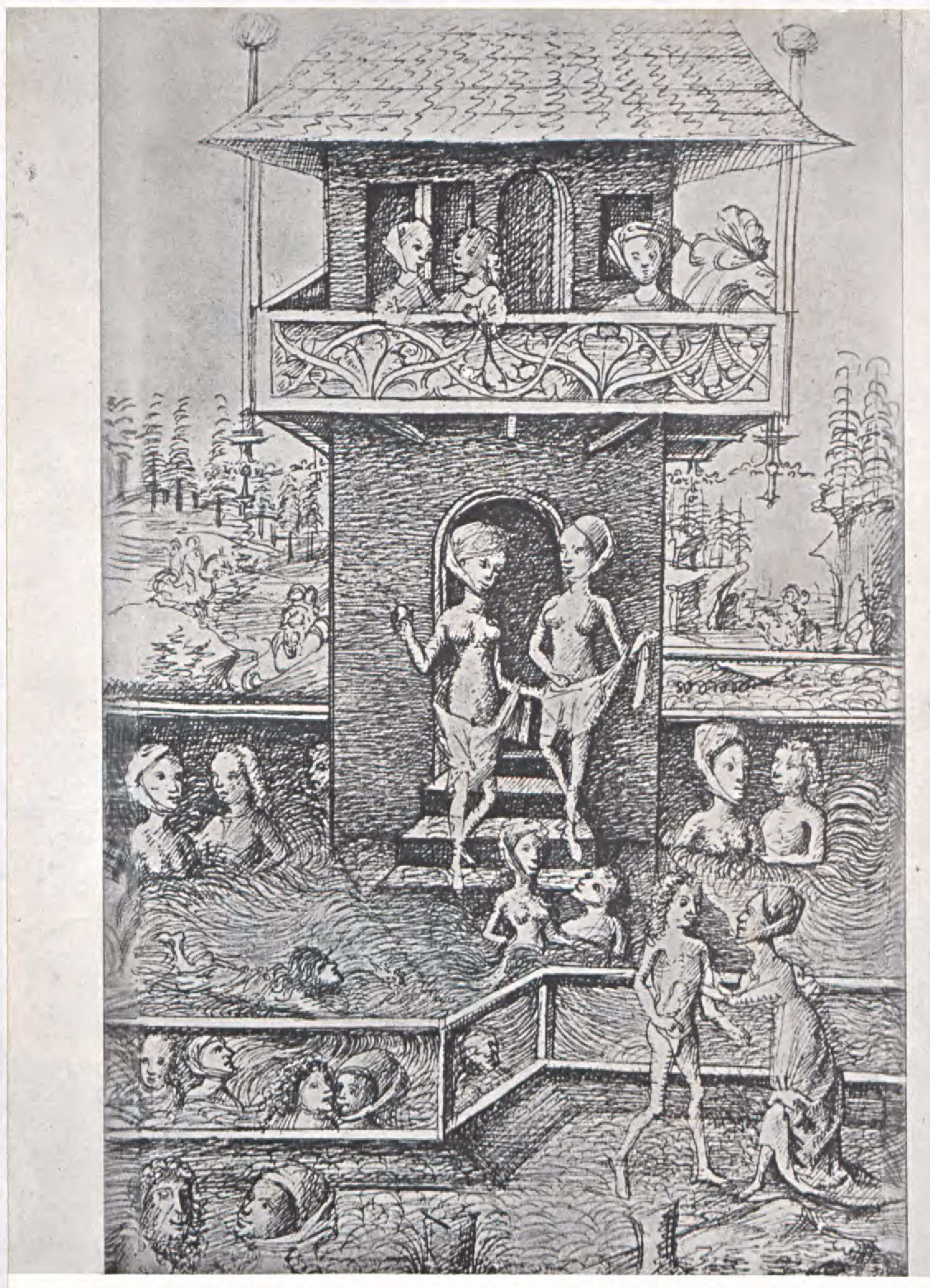
„Anatomisches Lehrbild eines Mannes." Holzschnitt von Wechtlin aus: H. v. Gersdorf, Feldbuch der Wundarzney. Straßburg, 1517.



„Die Macht der Venus oder: Die verschiedenen Weisen, das menschliche Herz zu quälen", Stich, Deutschland, Meister Casper.



Um 1500: Schröpfen in der Praxis eines Lübecker Arztes



Mittelalterliches Badehaus



St. Wolfgang besucht die Kranken im Pesthospital (Ausschnitt aus dem St. Wolfgangsaltar in der St. Wolfgangskirche in Rothenburg o. d. T.) Wilhelm Ziegler, 1514



Inneres eines mittelalterlichen Hospitals. Vorne erscheint der Hl. Rochus, der Schutzpatron gegen die Pest. Ausschnitt aus dem Hochaltar der Wolfgangskapelle zu Rothenburg o. T., 1514.



Besehung der Aussätzigen. Holzschnitt von H. Wechtlin aus dem „Feldtbuch der Wundt-Artzney" des H. von Gerßdorff. Straßburg 1517. Erst mit den großen Pestepidemien im Spätmittelalter ging der Aussatz in Europa zurück.

Die Angst vor Krankheiten im Mittelalter

Von Dr. A. G. Varron

Die Angst ist aus dem Leben des Menschen im Mittelalter nicht wegzudenken. Man fühlt ihren beklemmenden Druck in den Vorstellungen von Hölle und Fegefeuer und in den Bildern vom Teufel und den Dämonen. Das Sündenbewußtsein läßt die Menschen die Schrecken des Krieges und der Epidemien als unabwendbare Heimsuchung vorausahnen. Von unheilbarer Krankheit befallen zu werden, war eine der quälendsten Angstvorstellungen der Zeit, um so mehr als man sich der Gefahr gegenüber fast machtlos fühlte. Und doch — der Mensch des Mittelalters war ihr gegenüber nur seelisch passiv eingestellt; praktisch tat er nämlich alles, was er konnte, um sich zu schützen; er tat es, wie es der Zeit entsprach, indem er medizinisch begründete Schutz- und Abwehrmaßnahmen mit religiös-magischen verquickte.

Eine Aussatzschau. Aus Hans von Gersdorffs «Feldtbuch der Wundtartzney». Straßburg 1517.



Die große, sich täglich erneuernde Furcht galt dem Aussatz. Ein Aussätziger bedeutete eine öffentliche Gefahr, die Gesunden hatten ein Recht, sich zu schützen, und der Aussätzige wurde aus der Gemeinschaft ausgestoßen. Diese Ausschließung ging ursprünglich mit großer Feierlichkeit vor sich und war bis ins 11. Jahrhundert von einem schaurigen Ritual begleitet. Im Beisein des Kranken wurde ein De profundis, eine Totenmesse, gelesen. Dann hüllte man ihn in ein Leichentuch, legte ihn in einen Sarg und warf drei Schaufeln Erde auf ihn. Später wurde die Zeremonie gemildert, es wurde nur eine feierliche Messe gelesen; Priester, Verwandte, Freunde und Nachbarn geleiteten den Kranken zu seinem neuen Heim vor die Stadt, das entweder ein Leprosorium oder ein eigenes kleines Häuschen vor den Toren der Gemeinde war, häufig durch ein weißes Kreuz als Wohnstätte eines Aussätzigen gekennzeichnet. Auf Stadtkosten war das Haus mit Tisch und Stuhl, einem Lager, ein wenig Wäsche und Geschirr versehen. Alles das mußte so einfach als möglich sein, denn nach dem Tode des Kranken wurde die ganze Einrichtung verbrannt. Der Lepröse mußte eine besondere Kleidung tragen, die ihn seinen Mitmenschen kenntlich machte; meist war es ein grauer Anzug, ein langer Mantel mit Kapuze, in dem sich der Wind verfangen sollte, damit man schon aus der Ferne den Aussätzigen erkennen könne. Kamen andere Menschen heran, so mußte er durch eine Klapper oder ein Hornsignal warnen, damit alle noch rechtzeitig vor ihm fliehen konnten. Einen Stock mußte er tragen, denn es war ihm streng verboten, irgendwelche Eßwaren, die er kaufen wollte, zu berühren; mit dem Stock konnte er auf sie hinweisen. Wollte er an einem öffentlichen Brunnen trinken, so mußte er das Wasser mit seinem eigenen Becher schöpfen, seine Kleider und seine Wäsche durfte er nicht im Fluß waschen, kein Barbier durfte ihn rasieren oder ihm das Haar schneiden. Es war ihm verboten, sich auf dem Markte sehen zu lassen, auch der Eintritt in Gasthöfe war ihm untersagt. Der Kirche durfte er sich nur bis zur Türe nähern, doch hatten die meisten Leprosorien ihre eigene Kapelle.



Therapeutische Erfahrungen

Auf der 45. Tagung der Nordwestdeutschen Gesellschaft für Innere Medizin in Göttingen im Juli 1955 hielt R. Winkhaus einen Vortrag „Zur Hypertonie-Behandlung mit einem Kombinationspräparat aus Serpasil und Nepresol“, in dem er über seine Erfahrungen mit Adelphan berichtete.

Seit dem Herbst 1954 wurde das Mittel im Städt. Krankenhaus Verden bei 47 besonders streng ausgesuchten, stationären und ambulanten Patienten mit Hochdruck angewandt. Davon litten 20 an einer essentiellen labilen und 27 an einer essentiellen fixierten Hypertonie. Für die Einteilung waren die vorher beobachteten Blutdruckwerte und die Augenhintergrundbefunde maßgebend.

Die meisten Patienten hatten vorher verschiedene andere Medikamente ohne Erfolg erhalten. Bei allen stationären Patienten wurde eine Vorbeobachtungszeit bei entsprechender Diät eingehalten, bis der Blutdruck sich auf ein bestimmtes Niveau einreguliert hatte. Die ambulanten Fälle hatten vorher mehrere Wochen bis zu zwei Jahren in Beobachtung gestanden.

Bei den Fällen mit essentieller labiler Hypertonie sank der Durchschnittsblutdruck von 188/105 auf 161/91 mm Hg. Die Senkung des systolischen Blutdrucks betrug also durchschnittlich 27 mm Hg und die des diastolischen 13 mm Hg.

Auffallenderweise war die Senkung des diastolischen Druckes bei der fixierten Hypertonie noch deutlicher. Hier sank der durchschnittliche Blutdruck von 209/119 auf 186/99 mm Hg. Es trat mithin ein Abfall um 24 bzw. 23 mm Hg ein.

Außer der Blutdrucksenkung gingen unter der Kombinationsbehandlung die subjektiven Beschwerden bei 30 Patienten völlig zurück. Bei 12 Patienten besserten sich die Beschwerden ganz wesentlich. Nennenswerte Nebenwirkungen wurden nicht beobachtet.

Bemerkenswert war der Therapie-Erfolg bei einem Fall einer renalen Hypertonie. Es handelte sich um eine 40jährige Patientin mit einer chronischen Nephritis, die seit 4 Jahren in Beobachtung und Behandlung stand. Der Blutdruck betrug bei der Aufnahme 265/165 mm Hg. Rest-N 63 mg⁰/₀. Mäßige Albuminurie und Hämaturie. Im EKG Zeichen erheblicher Schädigung. Beim Volhard-Versuch eine deutliche Konzentrationsschwäche. Der Augenhintergrund bot das Bild einer Retinitis angiospastica mit Papillenödem beiderseits. Während der langen Beobachtungszeit bei Kempnerscher Reisdiät fiel der Blutdruck auf 220/140 mm Hg. ab. Nach 3wöchiger Therapie mit Adelphan stellte sich der Blutdruck auf Werte um 160/95 ein. Der Rest-N wurde mit 36 mg⁰/₀ normal. Die Albuminurie verschwand bis auf Spuren, das Papillenödem wurde wesentlich geringer. Mit diesen Befunden verließ die Patientin die Klinik.



Ein Arzt, der die damals übliche Standestracht trägt, besucht einen Leprakranken, der vor dem Leprosorium, außerhalb der Stadtmauer, sitzt. Aus einer Dioskurideshandschrift des 15. Jahrhunderts.

Gewöhnlich wurde die Tatsache, daß ein Mensch von der Lepra befallen war, erst durch Gerüchte, die in der Stadt umliefen, oder durch eine Anzeige der Nachbarn bekannt. Der der Krankheit wie eines Verbrechens Beschuldigte mußte sich einer Untersuchungskommission stellen, die im frühen Mittelalter aus dem Bischof, einigen Geistlichen und einem Kranken bestand, der als «Spezialist» angesehen wurde, später aus einigen angesehenen Ärzten und Barbieren der Stadt. Wurde der Angezeigte als gesund erkannt, so hatte er das Recht, beim Gericht gegen die Beschuldiger Klage zu erheben. Sein Gesundheitsattest wurde auf den öffentlichen Plätzen der Stadt durch den Ausrufer bekannt gemacht.

Die Angst vor den Aussätzigen ging weit über das sachlich Gerechtfertigte hinaus. Man traute ihnen zu, daß sie absichtlich andere Menschen anstecken wollten, vermutete gar, daß sie eine Weltverschwörung anzuzetteln gedachten, durch die sie, die Aussätzigen, sich zu den Herren der Welt machen wollten. Auch beschuldigte man sie, Brunnen zu vergiften und geheime Künste auszuüben.

Um so eigenartiger wirkt das Unterlassen aller Vorsichtsmaßregeln bei besonderen Anlässen: Die Verbote, die Stadt zu betreten, wurden häufig für Weihnachten und Pfingsten aufgehoben, damit die Kranken von mildtätigen Bürgern Almosen erbitten konnten. In Paris durften sie sogar jeden Montag an der Großen Brücke auf Spenden warten. Wie so oft im Mittelalter, so führte auch hier die Angst vor der Ansteckung einen Kampf mit der Furcht, im Jenseits für die Hartherzigkeit gegen Kranke bestraft zu werden. Es darf angenommen werden, daß der Aussatz schon im 11. Jahrhundert verbreitet war (Kreuzzüge von 1096 bis 1270 !), um die Mitte des 12. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht hatte und um die Mitte des 14. Jahrhunderts allmählich abflaute. Erst im 16. Jahrhundert verlor der Aussatz praktisch an Bedeutung, zumal da die strengen Schutzmaßnahmen beibehalten wurden.

Viel weniger als den Aussatz fürchtete man alle anderen Krankheiten. Nicht einmal die gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Epidemien auftretende Syphilis konnte eine ähnliche Furcht erregen. Um die Syphiliskranken abzu-

sondern, schuf man sogenannte Blatternhäuser. Jenes von Straßburg wies schon 1496 zweihundert Insassen auf. Die Behandlung erfolgte auf Kosten der Stadt und bestand vor allem in Quecksilbereinreibungen. Besondere Blatternärzte wurden angestellt. Eine andere, jedoch umstrittenere Behandlungsmethode war die mit Guajakholz. Die reichen Fugger hatten durch den Handel mit diesem Heilmittel ihren Reichtum noch wesentlich vermehren können und sie ließen um 1521 in Augsburg zwei große «Franzosenhospitäler» errichten. Im übrigen machte die Syphilis, wohl wegen ihrer weniger dramatischen Symptome, Ärzten und Laien im Spätmittelalter weniger Sorgen, als es zu einer energischen Bekämpfung notwendig gewesen wäre.

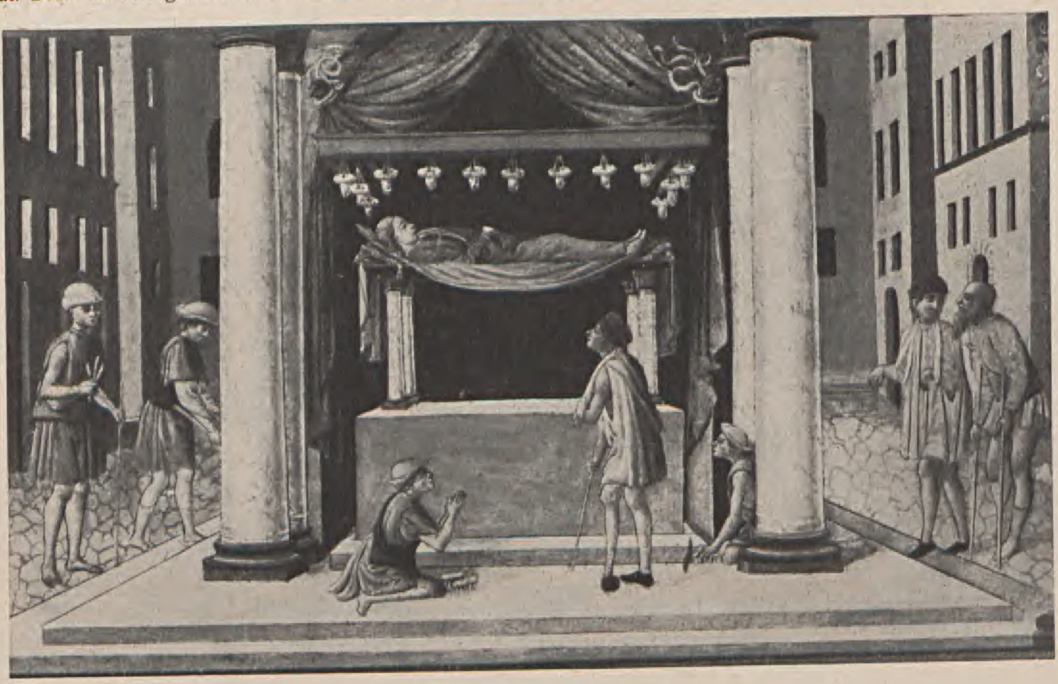
Gesteigert wurde die allgemeine Furcht vor Krankheiten durch die großen Pestepidemien, die vor allem seit dem 14. Jahrhundert in schreckenerregendem Ausmaß über die Länder hereinbrachen und ganze Gegenden buchstäblich entvölkerten. Man versuchte, die Pestkranken wie die Aussätzigen zu isolieren und dadurch die Gefahr der Ansteckung zu verringern. Trotz der Konsequenz, mit der diese Maßnahmen angewendet wurden, erwiesen sie sich bei der Pest als unwirksam. Das



Ein Leprakranker beichtet, während sich der Priester ein Tuch vor den Mund hält, um sich vor der Ansteckung zu schützen. Holzschnitt des 15. Jahrhunderts.

ganze Haus des Kranken war gebannt. Seine Angehörigen und alle, die mit ihm in Berührung kamen, mußten mit ihm abgeschlossen bleiben. Man mauerte die Eingangstüre zu, um sicher zu sein, daß das Gebot auch befolgt wurde. Durch Boten lieferte die Stadt den Abgeschlossenen Nahrung. Die Toten wurden durch ein Fenster hinuntergelassen und in Karren, den sogenannten «Rabenkar-

Kranke und Gebrechliche, unter ihnen ein Leprakranker mit der typischen Klapper (links), nähern sich, um Genesung bittend, der Bahre der Heiligen Barbara. Florentinische Malerschule. 15. Jahrhundert. Vatikan. Rom.



ren» vor die Stadt geführt. Die Bestattung außerhalb der Stadt war ebenfalls eine Maßnahme zur Eindämmung der Epidemie, denn zu gewöhnlichen Zeiten befand sich der Friedhof bei der Kirche, im Innern der Stadt. Die Fenster und Türen des Hauses, in dem ein Pestkranker gestorben war, mußten acht bis zehn Tage offen stehen, in allen Räumen Räucherungen durchgeführt werden, Kleider und Wäsche wurden verbrannt. Während der Epidemien waren Ansammlungen zu vermeiden, Feste und Predigten verboten; gestattet waren einzig und allein die Bittprozessionen, daß Gott die Geißel von der Stadt nehmen möchte. Reisenden, die aus Gegenden kamen, in denen die Pest herrschte, wurde der Eintritt in die Städte verwehrt.

Man versuchte auch, der Epidemie mit geistigen Mitteln beizukommen. Das ganze Mittelalter hindurch wurde angenommen, daß besonders Trauer und Leid zu Krankheit führten. Die panikartige Verzweiflung, die während des großen Sterbens herrschte, mußte, so meinte man, der Krankheit besonders Vorschub leisten. So verboten die Stadtverwaltungen immer wieder, die Sterbeglocken zu läuten, die sonst den ganzen Tag geklungen hätten, auch sollte man keine Trauerkleider tragen und seine Trauer nicht laut kundtun. Um den fürchterlichen psychischen Druck, so gut es ging, abzuschwächen, hatte die Kirche große Beichterleichterungen eingeführt, Sterbende konnten im Notfalle sogar durch einen Laien Vergebung erlangen.

Schrecken und Angst vor dem unerklärbaren Übel, das die Menschen heimgesucht hatte, trieb sie, nach dem Schuldigen, der Gottes Zorn so herausgefordert hatte, zu suchen. In vielen deutschen Städten wurden die Juden verfolgt, man beschuldigte sie, die



Syphilitiker in der Luzerner Bilderchronik von Diebold Schilling. II. (um 1460–1520) 1513.

Brunnen vergiftet zu haben. Viele auch klagten sich der eigenen Sünden an und traten den Geißlergruppen bei, die wehklagend, zur Buße auffordernd und sich mit Ruten schlagend durch das Land zogen und zu dem ohnehin furchtbaren Bild noch eine schaurige Einzelheit mehr hinzufügten.

Literatur zum Thema (Auswahl)

Baas, Karl. Gesundheitspflege im mittelalterlichen Freiburg i. B. Freiburg i. B. 1905.
Baas, Karl. Mittelalterliche Gesundheitspflege im heutigen Baden. (Neujahrsbl. der Badischen Hist. Komm., N. F. 12.) Heidelberg 1909.
Baas, Karl. Gesundheitspflege im mittelalterlichen Basel. (Zürch. med.-gesch. Abh., Bd. 6.) Zürich 1926.
Brunner, Conrad. Über Medizin und Krankenpflege im Mittelalter in schweizerischen Landen. (Veröff. Schweiz. Ges. Gesch. Med. usw., Bd. 1.) Zürich 1922.
Cawadias, Alexander P. Hygiene through the Ages. Journ. Roy. Inst. Publ. Health and Hyg. *13* (1950), 352.
Delaunay, Henri. L'Hygiène publique à travers les âges. Paris 1906.
Fischer, Alfons. Geschichte des deutschen Gesundheitswesens. Bd. I. Vom Gesundheitswesen der alten Deutschen ... bis zum preußischen Medizinaledikt. Berlin 1933.
Franklin, Alfred. La vie privée d'autrefois. Bd. VII: L'Hygiène. Paris 1890.
Froehner, Reinhard. Zur Geschichte der Fleischhygiene. Dtsch. tierärztl. Wschr. *46* (1938), 733.
Galland, Pierre. L'Eglise et l'hygiène au moyen âge. (Med. Diss.) Paris 1933.
Guthrie, Douglas. The «Breviary» and «Dyetary» of Andrew Boorde (1490—1549), Physician, Priest and Traveller. Proc. Roy. Soc. Med. *37* (1944), 507.
Harington, Sir John (1561-1612). The metamorphosis of Ajax. Chiswick 1814.
Herrmann, Friedrich. Das Gesundheitswesen im Deutschordensstaat. (Med. Diss. Berlin 1945, Masch.-Schr.) Berlin 1944.
Heyne, Moritz. Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer ... bis zum 16. Jahrhundert. Bd. I—IV, 1. Leipzig 1899—1908.
Hirsch, August. Über die historische Entwickelung der öffentlichen Gesundheitspflege. Berlin 1889.
Köhler, J. Beiträge zur öffentlichen Gesundheitspflege deutscher Städte im Mittelalter. Vjschr. gerichtl. Med. u. öff. Sanitätswesen, 3. Folge, *9* (1895), 160.
Kotelmann, Louis. Gesundheitspflege im Mittelalter. Kulturgeschichtliche Studien nach Predigten des 13., 14. und 15. Jahrhunderts. Hamburg 1890.
Lassar, Oscar. Über Volksbäder. 2. verb. Aufl. Braunschweig 1888.
Lersch, Bernhard Maximilian. Geschichte der Balneologie, Hydroposie und Pegologie. Würzburg 1863.
Lersch, Bernhard Maximilian. Geschichte der Volksseuchen nach und mit den Berichten der Zeitgenossen. Berlin 1896.
Lesser, E. Die Aussatzhäuser des Mittelalters. Schweiz. Rundschau, 6. Jg. (1896) (I. Bd.), 226; 292.
Mackay, Dorothy Louise. Les Hôpitaux et la charité à Paris au XIIIe siècle. (Diss. Paris.) Paris 1923.
Martin, Alfred. Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen. Jena 1906.
Mercier, Charles Arthur. Leper Houses and Mediaeval Hospitals. London 1915.
Morris, Sir Malcolm Alexander. The Story of British Public Health. London 1919.
Neuburger, Max. Streiflichter auf die Hygiene im Altertum und Mittelalter. Wien. Klin. Wschr. *64*, (1952), 584.
Paweletz, Alois. Lepradiagnostik im Mittelalter und Anweisungen zur Lepraschau. (Med. Diss.) Leipzig 1915.
Reynolds, Reginald. Cleanliness and Godliness, or, the Further Metamorphosis. A Discussion of the Problems of Sanitation raised by Sir John Harington ... New York 1946.
Robins, Frederick William. The Story of Water Supply. New York 1947.
Rubner, Max. Zur Vorgeschichte der modernen Hygiene. Berlin 1905.
Sand, René. L'Historie de l'hygiène individuelle. Arch. belges de méd. sociale *6* (1948), 71.
Sand, René. L'Histoire de l'hygiène publique. Arch. belges de méd. sociale *6* (1948), 123.
Sand, René. L'Histoire de l'hygiène sociale. Arch. belges de méd. sociale *7* (1949), 339.
Schultz, Alwin. Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. München 1903.
Sigerist, Henry Ernest. Medicine and Human Welfare. New Haven 1941.
Sikemeier, Erich. Zur Geschichte der Bau- und Wohnungshygiene in Basel. (Diss. med. dent.) Basel 1936.
Sinno Andrea. Vicende della Scuola e dell'Almo Collegio Salernitano. Maestri finora ignorati. (Collana di monografie di «Igiene e sanità pubblica», No. 3.) Salerno 1950.
Sticker, Georg. Abhandlungen aus der Seuchengeschichte und Seuchenlehre. 2 Bde. Gießen 1908—12.
Sudhoff, Karl. Ein Wendepunkt im Spitalwesen des Mittelalters im Abendlande. Münch. med. Wschr. *60*, (1913), 2482.
Sudhoff, Karl. Krankheitsverhütung und Seuchenbekämpfung im Mittelalter im Abendlande. Reichs-Med.-Anzeiger *39* (1914), 289.
Sudhoff, Karl. Ein diätetischer Brief an Kaiser Friedrich II. von seinem Hofphilosophen Magister Theodorus. Arch. Gesch. Med. *9* (1915), 1.
Sudhoff, Karl. Seuchenschutzmaßregeln in der Vergangenheit. Z. f. ärztl. Fortbild. *17* (1920), 53.
Sudhoff, Karl. Aus der Geschichte des Krankenhauswesens im früheren Mittelalter im Morgenland und Abendland. Sudh. Arch. Gesch. Med. *21* (1929), 164.
Thorndike, Lynn. Sanitation, Baths and Street-Cleaning in the Middle Ages and Renaissance. Speculum (Cambridge, Mass.) *3* (1928), 192.
Viollet le Duc, Eugène-Emmanuel. Histoire de l'habitation humaine. Paris 1875.
Weindler, Fritz. Das Gemeinschaftsbad im Volksleben des deutschen Mittelalters. Balneologe *6* (1939), 79.
Weyl, Theodor. Zur Geschichte der sozialen Hygiene. In: Handbuch der Hygiene (hrsg. von Th. Weyl), Suppl.-Bd. IV. Jena 1904.
Wickersheimer, Ernest. Les Maladies épidémiques ou contagieuses (peste, lèpre, syphilis) et la Faculté de Médecine de Paris, de 1399 à 1511. Bull. Soc. franç. d'hist. de la méd. *13* (1914), 21.
Zeiss, Heinz und Ernst Rodenwaldt. Einführung in die Hygiene und Seuchenlehre. 5. Aufl. Stuttgart 1944.

Therapeutische Berichte

30. JAHRGANG 1958 | 3

Herausgegeben von der Pharmazeutisch-Wissenschaftlichen Abt. »Bayer« Leverkusen

Abdruck und Reproduktion mit Quellenangabe gern gestattet

Das Osterei in der Volksmedizin

E. Richter, Wasserburg am Inn

„Das weiß ein jeder, wer's auch sei:
gesund und stärkend ist das Ei."
WILHELM BUSCH

Abgesehen von den uralten kultischen Vorstellungen über das Ei als Fruchtbarkeitssymbol spielen Eier, und zwar hauptsächlich Hühnereier, seit Jahrhunderten auch in der Volksmedizin eine Rolle. Aus der Symbolmedizin stammen Vorstellungen, wie die des *Jod. Lorichius* 1593, daß man eine Krankheit von sich wegleiten kann, wenn man ein Ei in einen Ameisenhaufen legt, wo es die Ameisen auffressen. Die Ratschläge zur ärztlichen Behandlung scheinen dagegen der Erfahrungsmedizin zu entstammen: Bei Brandwunden bediente man sich mehrmals des Eidotters, in anderen Fällen half das „Klar von einem Ey". Mit Mehl und Honig vermischtes Eigelb sollte als Pflaster bei Blattern Wunder wirken (*Bernh. Verzascha* 1678, *Hannß von Fleming* 1726). Mit anderen Zusätzen wurde Eigelb zu Umschlägen verwendet *(Otto Brunfels* 1529*)*.

Aber auch die Eierschalen dienten als Medikament, so z. B. gegen Bluthusten. Darin haben wir vielleicht eine irrtümliche Form der Kalziumtherapie zu erblicken. Daß man zerriebene Eierschalen zum Zähneputzen und als Zahnfleisch-stärkendes Mittel benutzte, ist ein Brauch, der schon im 16. Jahrhundert beschrieben wird und der sich auf dem Lande bis in unsere Tage erhalten hat. Schließlich sei nach *Kaiser* noch erwähnt, daß man aus einem ganzen gebrannten Ei mit Wein und Wasser ein Heilgetränk zusammengebraut hat, das alle „flüß" stillen sollte *(Joh. de Cuba* 1529*)*.

Solche volksmedizinischen Gebräuche gibt es nicht nur in Deutschland, sondern sie kommen in ähnlicher Form in ganz Europa vor. Wenn es sich dabei zunächst auch um einfache Eier gehandelt hat, so finden sich ebenso ausgedehnt spezielle „Indika-

Abb. 1 Mittelalterliche Apotheker-Symbole für Eier und Eibestandteile: A. Ei, B. Eierschalenkalk, C. Eidotter, D. Eiweiß (Eiklar)

tionen“ für die Ostereier. Ein Bericht von *A. Pranda* aus Preßburg stellt hier gewissermaßen eine Brücke dar:

„Das Halsweh heilte, wenn man ein Ei an den Hals legte. Oft sollte es ein Osterei sein, das in der Nacht der Auferstehung die ganze Zeit in der Kirche war. Die Gelbsucht wird auf zweifache Weise behandelt. Hie und da trinkt man Eierschalen gemischt mit Wasser, anderswo läßt man den Kranken im Rauch stehen, der durch Verbrennen der Schalen entsteht. Ähnlich werden auch der Rotlauf, die Krankheiten der Blase, die Tuberkulose und andere geheilt. Die Epilepsie verbannt man durch Ausblasen eines rohen Eies über den Kranken. Dann wird die leere Eierschale mit Mohn gefüllt und vergraben. Wie dieser Mohn nie aufkeimen, blühen und Frucht bringen wird, so wird diese Krankheit nie mehr wiederkehren. In der Volksheilkunde sind viele Rezepte bekannt, in denen Ostereier oder Eier verschrieben werden. Auf die Brennwunde, auf die abgebrühte Stelle oder auf die Blasen werden Häutchen von einem Ei aufgelegt. Für größere Wunden wird Eiweiß angewendet *(Kysuce, Orava, Liptov)*. Die Heilwirkung des Ostereies ist größer als diejenige des gewöhnlichen Eies. Oft werden dabei Zaubersprüche rezitiert.“

Aus dem Kreise Altkirch im Elsaß wird berichtet, daß die Väter jedem ihrer Kinder am Ostermorgen ein frisches rotes Ei übergeben, um einen vorzeitigen Tod der Kinder zu verhüten. Auf der gleichen Vorstellung beruht eine Gesundheitsregel aus einer Rheingauer Handschrift aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts: „Auf Ostern iß hartgesotene Eyer, dann bist du das gantze Jahr gesunt“.

Zur Sicherung ihrer Gesundheit waschen sich nach *Wildhaber* die Serben am frühen Ostersonntag mit Wasser, in das sie Heilpflanzen und ein rotes Ei gelegt haben. Ähnliche Bräuche werden von den Russen beschrieben. Eine andere Variante findet sich in Slowenien: „Auf dem Karste wuschen sich die Leute im Wasser, worin man die zu segnenden Eier gekocht hatte, um eine glatte Haut zu bekommen und von Flechten frei zu bleiben“ *(M. Jagodic)*. Schließlich sei noch ein seltsamer Osterbrauch in den Niederlanden erwähnt. Er bezieht sich auf die Verwendung von Eierkuchen und Eierbroten, die Ostern zu Heilzwecken gegessen werden. Darüber berichtet *P. J. Meertens*: „Die Körperausscheidungen eines Kranken wurden in einen Eierkuchen gebacken und einem Hunde zu essen gegeben, damit der Leidende genesen sollte.“

In manchen Gegenden wurde aber nicht den Ostereiern, sondern den am Karfreitag oder Gründonnerstag gelegten Eiern eine besondere Heilkraft zugeschrieben. So berichtet *E. Pfluger* über ihre Beobachtungen im Gebiet von Solothurn:

„Die Gründonnerstagseier färbte man am liebsten, denn es hieß, sie seien besonders gesund und schmackhaft, faulten nie und nähmen zudem die Farbe besonders schön an. Hingegen verschmähte man Karfreitagseier sowohl, weil an diesem Tag keine Eierspeisen gegessen wurden, als auch, weil die Juden am Karfreitag unserem Heiland Eierschalen ins Gesicht geworfen hätten.“

In der Gegend um Hemau in der Oberpfalz genießt man gleichfalls (mit der Schale!) Gründonnerstagseier, nachdem sie am Ostertag kirchlich geweiht wurden. In der gleichen Weise verwendet man in Schwaben die am Karfreitag gelegten Gänseeier zur Vorbeugung gegen das Heben eines Bruchs. Diese Beziehungen zum Bruchleiden finden sich auch noch in anderen Gegenden. *F. Eckstein* beschreibt aus der Schweiz z. B. einen Fall, wo das Ei einer schwarzen Henne am Karfreitagsmorgen in eine Eiche „verpflöckt“ wurde, damit der Leibschaden eines Kindes schwinden sollte. Besonders aufschlußreich ist auch eine in Slowenien durchgeführte Bruchbehandlung:

„Am Faakersee in Slowenisch-Kärnten besteht der Glaube, das gesegnete Osterei könne den Bruch (Hernie) heilen. Man färbt zu diesem Zwecke das Ei einer vollkommen schwarzen Henne, trägt es zum Segnen und hebt es auf. Der Bruch muß sodann vor Sonnenaufgang dreimal mit dem Kreuzeszeichen bezeichnet werden, wobei gesprochen wird: Es helfe Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist. Nachher wird die Schale dicht mit einer Nadel durchlöchert und das Ei auf einen Ameisenhaufen gelegt. Haben die Ameisen das Ei aufgefressen, so ist der Bruch geheilt“ (Jagodic).

Solche Beispiele ließen sich noch in größerer Zahl anführen. Es mag hier nur noch erwähnt werden, daß selbst die angebrüteten Eier, die vor wenigen Jahren so viel „volksmedizinisches“ Aufsehen erregten, tatsächlich vor langer Zeit schon in Schlesien verwendet worden sind. Angebrütete Ostereier galten dort als besonders heilkräftig.

Natürlich spielen Ostereier auch in der Volkstierheilkunde eine bedeutende Rolle, und nach *G. Ränk* wurden sie bei den Lutheranern Estlands sogar als ein apothropäisches Mittel zum Fernhalten von Viehkrankheiten geschätzt. Nach *Jungbauer* gießt man in Oldenburg das Wasser, in dem die Ostereier gekocht wurden, an die Stallwand. Durch diese Maßnahme hoffte man bei Kühen das Wundwerden der Euter das ganze Jahr über zu verhüten.

Verweilen wir nun noch etwas bei der Frage, wie sich diese seltsamen Heilbräuche entwickelt haben. Was davon als reine Erfahrungsmedizin anzusprechen ist, läßt sich nicht so leicht eindeutig feststellen. Zu sehr stehen von Anfang an magische Komponenten im Vordergrund, wobei hier unter magisch eine Vorstufe der Naturwissenschaft und nicht bloß „Zauberei“ verstanden werden soll. Dabei ist durchaus denkbar, daß viele der eihaltigen Heilmittel einer therapeutischen Empirie entstammen. So gehören Eier und Eibestandteile zu den offizinellen Arzneimitteln der mittelalterlichen





Abb. 2 Griechisches Osterei mit Kratzzeichnung aus Mani im Peloponnes (Schweiz. Museum für Völkerkunde, Basel)

Abb. 3 Deutsches Osterei mit Agnus Dei (Schweiz. Museum für Völkerkunde, Basel)



Abb. 4 Biedermeierliches Osterbild aus Augsburg

Apotheke, für die auch ganz bestimmte Symbole für die Rezeptur gesammelt wurden *(Abb. 1)*. Trotz dieses wissenschaftlichen Anstrichs bleibt natürlich der Grundgedanke bei der heilbringenden Verwendung von Eiern, daß man sich die schlummernde Lebenskraft zur Wiederherstellung der eigenen Stärke zunutze macht. Durch das Berühren und noch vollständiger durch das Essen von Eiern führt man sich diese Kraft zu. An diesen Grundgedanken über die magische Wechselwirkung zwischen Mensch und Ei knüpfte die Volksphilosophie eine Reihe von Spekulationen, denen es darum geht, die Kraftsubstanz zu vermehren und einen Kraftspeicher zu schaffen. Schließlich versucht man durch regelrechten Analogie- und Sympathiezauber die Wirksamkeit in der jeweils gewünschten Richtung zu erzwingen. Das soll noch mit einigen Beispielen veranschaulicht werden. Von rotgefärbten Eiern war schon verschiedentlich die Rede. *R. Wildhaber* wies bereits darauf hin, „daß die einfarbigen roten Eier die ältesten sind, von denen wir einwandfrei etwas wissen." *Kretzenbacher* überschreibt sogar eine Arbeit: „Vom roten Osterei in der grünen Steiermark", wenn er dann auch die Einschränkung machen muß: „Nun, Rot ist nicht die einzige Farbe der steirischen Ostereier, aber immerhin doch sozusagen die ‚rituelle'." Das schöne griechische Ei mit der Kratzzeichnung der Abb. 2 aus Mani im Peloponnes ist zinnoberrot gefärbt und zeigt das Passionskreuz mit der Auferstehungsdevise „ΧΡΙΣΤΟΣ ΑΝΕΣΤΗ". Bei den Rumänen heißt es sogar: „Wenn die Christen einmal keine roten Eier mehr machen werden, dann ist das Ende der Welt gekommen" *(Wildhaber)*.

Was hat es nun für eine Bewandtnis mit dieser auffallenden Bevorzugung der roten Farbe? Sicher hat in erster Linie die Tatsache, daß Rot im Volksglauben der Inbegriff des Lebenssaftes ist, dieser Farbe ihre Sonderstellung verschafft. Man denke nur an die Bedeutung dieses „besonderen Saftes" in Blutsegen und an die roten Stoffleckchen in Amuletten, die eine hexenbannende Wirkung haben. Schließlich ist Rot zur übelabwehrenden Farbe schlechthin geworden. Rot ist aber auch die Farbe des Herzens und der Liebe. In der christlichen Ostersymbolik denkt man dabei an das von Christus für uns geopferte Blut. Da sich der Gottessohn wie ein Opferlamm darbrachte, wird auf manchen Ostereiern *(Abb. 3)* das Agnus Dei als Osterlamm dargestellt. Daneben erscheinen auf den beiden anderen Schauseiten des gleichen Eies in verwandter Symbolik Abendmahlskelch mit Hostie und Kreuz mit Dornenkrone. Auf einem Augsburger biedermeierlichen Osterbild von *Frehling* (*Abb. 4)* ist ein Korb mit einem



Abb. 5 Ägyptisierende mithräische Aionsstatuette als Symbol der nie alternden Zeit

darin liegenden Osterei zu sehen, welches das blutende Herz der Passion Christi zeigt und sich so eigentlich als Karfreitagsei präsentiert. Rotfärbung und aufgemalte Heilszeichen führen zu einer höheren Bewertung und Vermehrung der in das Ei hineingesehenen Wirksamkeit als rechte Arznei.

Wir deuteten schon an, daß Ostereier auch mit Fruchtbarkeit, Geburt, Tod, Wiedergeburt und Auferstehung in enge Beziehung gebracht werden. Das Frühlingsei, der Vorläufer des Ostereies, kennt man auch im heidnischen Bereich. Aus dem größeren völkerkundlichen Gebiet sei deshalb noch ein interessanter Frühlingsbrauch erwähnt. Auf den Felsen bei Orongo auf der Osterinsel gibt es Abbildungen einer mythischen menschlichen Gestalt mit Vogelkopf, die als Gottheit der Vogeleier verehrt wird. „Das Auffinden des ersten Vogeleies des Jahres war hier mit einem besonderen Kult verbunden" (*Sicard*). Als Sinnbilder für das sich nach der Todesstarre langen Winterschlafs neu bildende Leben in der Natur ist wohl auch das Vorhandensein von Eiern in Grabbeigaben zu deuten. So hält dieses Auferstehungssymbol ein Etrusker in der betont vorgestreckten Hand, der sich auf einem Grabkammer-Wandbild vom Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. in Tarquinia befindet. Auf dem Gianicolo in Rom grub man beim Altar eines Syrerheiligtums eine ägyptisierende mithräische Aionsstatuette aus, die eingesargt schien. Wie die Abb. 5 zeigt, waren der Figur, welche die nie alternde Zeit versinnbildlichen soll, Eier beigegeben worden, die als Symbole der Ewigkeit aufzufassen sind. Denkt man hier nicht unwillkürlich an den von *Wildhaber* mitgeteilten mittelalterlichen Brauch, in das Grab Christi, das vor Ostern in den Kirchen aufgebaut wurde, auch jeweils einige Eier mit hineinzulegen? Diese Eier wurden am Osterfest wieder herausgenommen und bei dem feierlichen Umgang in der Kirche mitgeführt. Diesen Auferstehungsgedanken treffen wir auch ganz bewußt bei einem Osterbrauch der russisch-orthodoxen Setukesen, die im Südosten Estlands ansässig sind. Sie vergruben am 1. Ostertag auf dem Friedhof gefärbte Eier in einem Grabhügel und riefen den Verstorbenen zu: „Christus ist auferstanden!" Selbst wenn man annehmen würde, daß das Ei erst im Laufe späterer Entwicklungen zum Auferstehungssymbol wurde und ursprünglich dem Verstorbenen auf der Jenseitswanderung als Wegzehrung dienen sollte, könnte dem Brauch doch die Absicht zugrunde gelegen haben, dem Toten auf diese Weise neue Lebenskraft zuzuführen. Wenn die Ostereier durch das Aufmalen oder Einkratzen christlicher Symbole wie des aus dem Steingrabe auferstehenden Christus mit der Siegesfahne im Wert gesteigert werden sollen, so liegt in solchem Symbol sicher auch noch ein anderer mythischer Hintergrund. Die Auferstehung des Erlösers und Heilbringers paßt zu den Vorstellungen von den Weltschöpfungsmythen aus dem Urei, wie



Abb. 6 Das Ei als Sinnbild der Seele im Urzustand (aus Michael Maier: „Secretoris naturae secretorum scrutinium chymicum...", Frankfurt 1687)

wir sie bei Indern, Ägyptern, Griechen, Japanern und Peruanern finden, um nur einige Völker zu nennen. *H. v. Sicard* glaubt deshalb, daß der Gedanke an den Eiursprung aller Schöpfung auch in den modernen Kulturen bis in unsere Zeit nachwirkt. Dies läßt sich nicht nur an unseren Ostereiern, sondern in weit höherem Maße an den in Rußland zu Ostern an die Kinder verschenkten Holzeiern nachweisen, wo in jedem Ei, das aus zwei Hälften besteht, ein immer kleineres Ei liegt. Vielleicht gehören auch die in Schweden so beliebten Zuckereierschalen mit einem Guckloch an einem Ende, durch das man die darin befindlichen Menschen, Tiere und Häuser aus Papier sehen kann, in diesen Bereich.

In der Barockzeit kennt man das Ei als Sinnbild der Seele im Urzustand vor dem Feuer der Läuterung *(Abb. 6)*. Das Halbieren durch das eiserne Schwert soll gebundene Kräfte freimachen. Nimmt es beim Weiterwuchern solcher Vorstellungen bei Mystikern und Alchemisten da noch wunder, daß sich um 1700 die Theorie von der Eigestalt der Erde in den Hirnen festsetzte? Die Pariser Akademie zeichnete sogar 1735 *Joh. Bernoulli* mit einem Preis aus, weil er in einer Arbeit diese Ansicht untermauert hatte.

Sicher haben wir in unserer Betrachtung über das engere volksmedizinische Problem hinausgegriffen. Die Rechtfertigung dafür sehen wir darin, daß wie jede andere Medizingeschichte auch die Geschichte der Volksmedizin ein Spiegel der Entwicklung des menschlichen Geistes sein soll.

Literaturangaben auf Wunsch